

**Egon.
von
Gustav vom See.
(G. v. Struensee.)**

**Leipzig, 1843.
Adolph Wienbrack.**

ERSTES KAPITEL.

Verschmäh't, verbannt, verstoßen,
Folgt Sturm und Ungemach,
Den Heimath-, Elternlosen
Auf allen Wegen nach.

Preciosa.

Der Goldglanz des Abends wogte über dem Thale. Die Gluth der scheidenden Sonne umspielte das erste jungfräuliche Grün der alten Buchenwälder an den Berghängen; drunten blüheten und dufteten die Fruchtbäume und die bunten Blumenteppiche der Wiesen, durch welche der junge Fluß kosend hinabtanzte, mit jugendlicher Kraft leicht die Räder kleiner Hämmer wälzend und sie mit den Schaumwellen seiner Hoffnungen umspielend. Die Lerchen fielen singend aus dem Aether in die sprossende Saat und die Nachtigallen fangen, voll von Frühlingswonne und Liebe.

Auf einem in das Thal vorspringenden, theilweise steil abfallenden Felsen steht das Schloß Greifenstein. Seine Thürme und Zinnen schauen weithin über die Gegend, über die Wald bewachsenen Höhen, bis zu den immer wilder sich aufthürmenden Bergen, deren eine Seite ihre Quellen zu dem fernen Rhein hinabsendet, während die auf der andern Abdachung springenden Wasser dem Flußgebiete der Weser angehören.

An der Stelle, wo der durch das Thal ziehende Fahrweg dasselbe verläßt, um in mühsamen Windungen zu

dem Schlosse hinaufzusteigen, liegt das kleine freundliche Dorf Waldhausen, halb versteckt unter alten Linden und Fruchtbäumen, aus welchen die schlanke, leuchtende Spitze des Kirchthurms anmuthig hervorblickt. Die reinlichen, hellen Häuser zeugen vom Wohlstande ihrer Bewohner, so wie die rings sorgfältig bestellten Felder und kunstgerecht angelegten Wiesen von ihrem Fleiße und ihrer Thätigkeit Kunde geben. Um so auffallender war, zu der Zeit als unsere Geschichte beginnt, dort der Anblick von mehreren kleinen, größtentheils verfallenen, schmutzigen Hütten, welche man mit Hecken und Gräben eng eingeschlossen hatte, wie es schien, in der Absicht, um jede nähere Gemeinschaft zwischen den Bewohnern derselben mit denen des Dorfes zu verhindern.

Ein schmaler, auf beiden Seiten mit Pfählen abgegränzter Weg führte zu denselben, welche durch den oben beschriebenen Fahrweg und einige Wiesen von dem Dorfe selbst getrennt waren.

War man durch jenen Fußweg gegangen, so gelangte man auf einen kleinen, mit verschiedenem Unrath angefüllten Platz, um welchen ohne alle Ordnung jene Gebäude standen, die man nicht für menschliche Wohnungen angesehen haben würde, hätten nicht die zahlreichen menschlichen Wesen, welche darin hausten, sie als solche bezeichnet. Keine derselben war so hoch, daß nicht ein ausgewachsener Mann mit dem Kopfe das Dach berührt hätte; nur wenige zeigten kleine, halbverfallene Schornsteine, bei den meisten suchte der Rauch seinen Weg durch die zahlreichen Oeffnungen, welche jedes

stürmische Wetter in den fast nur aus Holz, Strauchwerk und Lehm zusammengestellten Höhlen hervorbrachte. Augenscheinlich waren ursprünglich alle diese Häuser, sofern man ihnen einen solchen Namen beilegen konnte, nach einem gleichen Plane entstanden; da jedoch die Unterhaltung derselben gänzlich vernachlässigt worden, und man nur durch die größte Noth gedrängt, einige Reparaturen daran vorgenommen hatte, so war die Aehnlichkeit nach und nach wieder ganz verschwunden. Einige lagen halb umgestürzt; Ginster und Laub vertraten bei ihnen die Stelle der Wände. Den oben verlorenen Raum hatten ihre Bewohner gesucht in der Erde wieder zu gewinnen, und sich so nach und nach immer tiefer in dieselbe hineingewühlt; andere waren gestützt, diese Stützen wieder bekleidet, um der wachsenden, oder einer neu anziehenden Familie Obdach zu verschaffen, und mit Gräben und kleinen Erdwällen umgeben, damit das von den höheren Stellen herabrieselnde Regenwasser abgeleitet werde; nur wenige hatten noch das regelmäßige Ansehen eines Hauses, und auch bei diesen war die aus Ginster und Stroh bestehende Bedachung theilweise zerstört, die Fenster größtentheils zerbrochen, mit alten Lumpen verstopft und alle Thüren ohne Verschuß.

Niemand, den nicht Gewohnheit dazu befähigt hatte in diesen Behausungen zu leben, vermochte es, sich eine längere Zeit darin aufzuhalten. Nachdem man mehr oder weniger tief in die Erde hinabgestiegen war, gelangte man in einen kleinen Raum, der zum Kochen benutzt wurde. Einige zusammengestellte Steine, Stroh, Asche,

ein alter Kessel, verschiedene größtentheils zerbrochene Küchengeräthschaften gaben von der Bestimmung dieses Winkels Kunde; unmittelbar daran und häufig nur durch eine gar nicht verschließbare Oeffnung davon getrennt, befand sich das übrige einzige Gemach, dessen Form genau diejenige war, welche die ganze Hütte selbst im Laufe der Zeit angenommen hatte. Hier lebten, wohnten, schliefen alle Bewohner derselben, welche nicht selten aus mehreren Familien bestanden, durcheinander. Der Boden war mit Lehm festgestampft, und wurde bei Regenwetter feucht und glatt; an den Wänden erblickte man hin und wieder Erhöhungen, ebenfalls von Lehm, welche die Schlafstätten der Erwachsenen bildeten, während die Kinder Nachts auf dem Boden umher lagen.

So sehr es in die Augen fiel, wie es nur von dem Willen der Bewohner dieser unsaubern Behausungen abgehangen hätte, ihren Zustand zu verbessern, da das Ganze nicht sowohl ein Bild der Armuth, als der widerlichsten Trägheit und Gleichgültigkeit für die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse darstellte, so hatte doch bis jetzt kein Versuch, sie zu einer vortheilhafteren Veränderung ihrer Lage durch eigne Thätigkeit zu bewegen oder selbst zu zwingen, irgend einen Erfolg gehabt, sondern war immer an dem unüberwindlichen Hange derselben zur Faulheit und zu einem regellosen Leben gescheitert, denn die Inhaber jener Ekel erregenden Wohnungen waren Zigeuner, denen man hier, in der Absicht, sie für die gewöhnlichen bürgerlichen und ländlichen Beschäftigungen zu befähigen, einen Aufenthalt gestattet hatte.

Bereits 30 Jahre wohnten die Zigeuner in Waldhausen, hatten bis jetzt aber noch jeden Versuch sie zu civilisiren entschieden durch unausgesetztes Verharren in ihrer gewohnten zügellosen Lebensweise zurückgewiesen. Man hatte sie mit Gewalt gezwungen, wöchentlich zwei Mal ihre Kinder in die Schule zu schicken, die Erwachseneren waren ihnen sogar genommen und zur Erlernung eines Handwerks bei tüchtigen Meistern oder bei verständigen Landwirthen als Knechte untergebracht worden; alle waren jedoch nach einiger Zeit entlaufen, hatten sich vagabondirend herumgetrieben und sich dann wieder in Waldhausen eingefunden. Niemand wollte mehr einen Zigeuner in Dienst nehmen; und zu den ohnehin gegen sie bestehenden Vorurtheilen gesellte sich noch die auf Erfahrung begründete Ueberzeugung, daß ein Zigeuner zu nichts Tüchtigem zu gebrauchen wäre und das Stehlen und Betteln nicht lassen könne.

So lebte diese fremdartige Colonie in alter hergebrachter Weise streng gesondert von den übrigen Bewohnern des Dorfes, überall im Lande herumstreifend, durch Betteln, Wahrsagen, Musikmachen und kleine Ueberschreitungen des siebenten Gebotes ihren dürftigen Lebensunterhalt gewinnend. Wo irgend ein Fest gefeiert wurde, spielten Zigeuner zum Tanze; stundenweit in der Runde gab es kein Dorf, wo nicht fast täglich ein Zigeunerweib oder eine schwarzäugige Dirne um eine milde Gabe gebettelt oder die Zukunft aus den Linien der Hand denen, die dies beehrten, vorhergesagt hätte, und oft sah man

in den Sommernächten die Feuer ihrer Versammlungen das Dunkel der alten Wälder in der Umgegend erhellen.

Die früher sehr strenge Aufsicht der Behörden war nach und nach eingeschlafen, als man sich überzeugt hatte, mit welchen Schwierigkeiten die Ausführung der philanthropischen Idee, diese Zigeuner zu fleißigen, thätigen Menschen heranzubilden, verbunden war. Man beschränkte sich darauf, möglichst genaue Geburts- und Sterberegister zu führen und Sorge zu tragen, daß jedes neugeborne Kind durch die Taufe in den Bund der Christen aufgenommen würde, doch waren selbst auch in dieser Beziehung in der jüngsten Zeit Unregelmäßigkeiten vorgefallen, ja man behauptete fest, daß selbst die engsten verwandtschaftlichen Bande bei den Zigeunern nicht als ein Hinderniß des ehelichen Beisammenlebens angesehen würden, und daß mehrere Kinder, in Blutschande erzeugt, keineswegs die heilige Taufe empfangen hätten. Ermittlungen darüber waren mit großen Schwierigkeiten verbunden, indem das enge regellose Beisammenleben verschiedener Familien in kleinen Räumen sich einmal nicht mehr ändern ließ, und die Zigeuner selbst in den Künsten der Lüge zu wohl erfahren waren, um durch sie selbst eine genauere Kenntniß ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen zu erlangen.

Die scheidende Sonne des Frühlingsabends, deren Strahlen das liebliche lachende That so vortheilhaft und magisch beleuchteten, traf auch die ärmlichen Hütten der Zigeuner und hüllte auch sie in jene zarte verschwimmende Färbung, die, ein Feenschleier aus Sonnengold

und Abendduft, alle Gegenstände uns lieblich und schön erscheinen läßt, wie wenig sie auch in der Wirklichkeit diesem Bilde entsprechen mögen.

Die heitere warme Luft hatte die meisten Bewohner jener ärmlichen Hütten ins Freie gelockt; nur einige, Männer zogen es vor, in dem verpesteten Dunstkreise derselben zu verharren und auf den Lehmerhöhungen ausgestreckt in träger Ruhe geistlos vor sich hinzustarren. Andere blickten aus den verschiedenen Oeffnungen, welche die Fenster ersetzten, hervor, sie mit ihren von schwarz gelockten Haaren wild umhangenen Köpfen ausfüllend. Die zahlreichen Kinder, fast alle halbnackt, keines mit einer Fußbekleidung versehen, trieben ihr Wesen auf dem kleinen schmutzigen Platze vor den Wohnungen, liefen dann mit der Behendigkeit von Affen durch die nassen Wiesen, oder kletterten und sprangen über Zäune und Hecken.

»Schau Mutter,« sagte ein ungefähr zwölfjähriger Knabe, dessen brennende Augen, kohlschwarze Locken und dunkle Hautfarbe die morgenländische Abkunft deutlich erkennen ließ, zu einem alten Zigeunerweibe, welches vor einer der Hütten sitzend bemüht war, ein kleines zerrissenes und vielfach gesticktes Kinderröckchen wiederum auszubessern – »schau Mutter, wie die Fenster von Schloß Greifenstein glänzen, als ob sie von blankem Golde gemacht wären. Ich wünschte, die Fenster hätten sich in Gold verwandelt,« fuhr er nach einiger Zeit fort, als die Alte ihm keine Antwort gegeben, sondern unwillig den trostlosen Zustand des Kleidungsstücks betrachtet hatte,

welches ihre Hand wieder herstellen sollte, – »möchtest Du's nicht auch Mutter? ich wollte dann schon ein Stückchen Fenster erwischen.« –

»Glaubst Du?« brummte die Alte – »wenn, das ganze Schloß von Gold wäre, für uns fiele doch kein Körnchen davon ab; und hüte Dich hier herum zu stehlen, Bebby, ich habe Dirs schon oft verboten, Range! Drei Stunden im Umkreise rührst Du mir keinen Span an, oder ich hacke Dir die Finger ab. Was wolltest Du denn mit dem Golde machen Bürschchen, he?« fuhr sie nach einiger Zeit fort.

»Was ich damit machen wollte? in die Welt hinaus, hier mag ich nicht bleiben. Immer die Kühe hüten oder die kleine Malfi, die ich nicht leiden kann – hier mag ich nicht bleiben!«

»So lauf hinaus in die Welt Bebby, lauf hinaus! 'S hindert Dich Niemand, die Welt ist groß und voller Lust; wär' ich ne Dirn' von 14 Jahren, blieb auch nicht hier und schleppt' zusammen für die faulen Mannskerle, die auf der Bärenhaut liegen und uns schlagen und treten.«

»Was würdest Du denn machen, Mutter, in der Welt, wenn Du ne Dirn' wärest von 14 Jahren?«

»Wirst's erfahren Junge, wirst's erfahren!« erwiderte die Alte mit einem ekelhaften Lachen; »geh' hinaus in die Welt, da wirst Du's erfahren.«

»Schau auf Mutter, dort reitet die Fürstin und der Herr Amtmann, schau, sie halten still!«

»Der Amtmann zeigt hierher; wie er handirt! Wird wieder was nicht recht sein,« sagte die Alte hohnlachend. »Sie steigen ab Bebby, und kommen hierher, was mögen

sie wollen? Marsch hinein! und laß mir die kleine Malfi nicht heraus, wenn sie hier sind, oder ich schlage Dir alle Deine Knochen entzwei.«

Widerstrebend schlüpfte Bebbby in die Hütte, die Alte aber benachrichtigte durch einen eigenthümlich pfeifenden Ton die Zigeuner von der Ankunft der seltenen und gefürchteten Gäste und blieb dann, anscheinend in ihre Beschäftigung vertieft, ruhig sitzen.

In den Hütten entstand, sobald die Warnung der Alten vernommen war, eine mannichfache, doch von Außen wenig sichtbare Bewegung. Die Schläfer erhoben sich, jeder suchte eine Beschäftigung hervor, die Köpfe verschwanden aus den Fensteröffnungen und fast aus jeder Behausung traten einige Gestalten heraus, theils an alten Netzen flechtend, theils anscheinend bemüht die verfallenen Wohnungen auszubessern. Die Weiber schickten die schmutzigsten Kinder in die verborgensten Winkel und setzten die lange nicht gebrauchten Besen in Bewegung.

So hatten sich die Zigeuner, so gut es in der Eile anging, auf den Empfang der hohen Gäste vorbereitet. Obgleich ihnen wohl bewußt war, daß diejenigen, welche sich jetzt ihrem Aufenthalte näherten, über ihr Wohl und Weh, ja selbst über Leben und Tod zu gebieten hatten, so zeigte sich doch auf keinem der wilden ausdrucksvollen Gesichter nur eine Spur von Furcht oder Angst, jedes trug vielmehr auch jetzt den ihnen allen eigenthümlichen Zug der Sorglosigkeit und Verschlagenheit zur Schau.

Der gefürchtete Besuch hatte inzwischen die Landstraße verlassen und befand sich auf dem schmalen Fußwege, welcher diese mit der Zigeunercolonie verband. Vorn lief ein Knabe von ungefähr 10 Jahren; der sich von der Hand seiner ihm unmittelbar folgenden Mutter entfernt hatte, um mit kindischer Neugier zuerst das Ziel der kleinen Wanderung zu erreichen. Es war der junge Fürst *Egon von Greifenstein*. Für sein Alter stark und schlank gebaut, zeigten seine Züge und sein ganzes Wesen das Bild eines hübschen, lebhaften Knaben. Dunkle Locken umspielten einen von der Sonne verbrannten Hals und flatterten in reicher Fülle hinter ihm her, wenn er sich schneller als gewöhnlich bewegte; sein großes braunes Auge blickte wißbegierig und unbefangen und nahm nur dann einen wilden Ausdruck an, wenn der Knabe, was jedoch nicht häufig geschah, mit Eigensinn und Heftigkeit darauf bestand seinen Willen durchzusetzen. Die Fürstin hatte, für ihren Sohn in mütterlicher Zärtlichkeit besorgt, ebenfalls ihre Schritte beschleunigt. Obgleich noch in einem Alter, in welchem die so leicht schwindenden Reize weiblicher Schönheit ihre Herbstzeit noch nicht erreicht zu haben pflegen, hatten doch Gram oder Krankheit hier früher ihren zerstörenden Einfluß ausgeübt, und nur noch wenige Spuren in dem Gesichte der edlen Fürstin verriethen, daß auch diese Züge einst im vollen Lichte der Schönheit gestrahlt, und daß auch dieses jetzt matte glanzlosere blaue Auges welchem die Zeit nur den Ausdruck der Sanftmuth und tiefer Ergebung gelassen hatte,

einst der Feensitz der Liebesgötter gewesen war. Ihre hohe Gestalt entbehrte jener Fülle, welche bei Frauen in späteren Jahren den verlorenen duftigen Reiz der Jugend zu ersetzen am ersten geeignet ist; ihre Wangen waren abgezehrt, und selbst der Ritt, und die frische Frühlingsluft hatten keine Spur von Röthe darauf zurückgebracht. Sie lebte bereits seit drei Jahren im Wittwenstande. Ihr folgte der Amtmann, eine kleine untersetzte Figur mit lebhaften klugen dunkeln Augen, schwarzen Haaren und Bart, schlicht und einfach gekleidet. Mehrere untere Beamte und Bediente schlossen den Zug.

Auf dem Platze in der Mitte der Zigeunerhütten angekommen, blieb die Fürstin stehen, offenbar von innerlichem Schauer, über den Anblick des Elends und der Ekel erregenden Dürftigkeit, durchdrungen.

Die erste Regung, welche sich bei ihr äußerte, war die, ihren Sohn vor der näheren Berührung mit diesen von Schmutz und Unrath starrenden menschlichen Wohnungen und ihrer Insassen abzuhalten.

»Bleib hier Egon; bleib an meiner Seite, lieber Egon,« wiederholte sie, als dieser mit knabenhafter Lebhaftigkeit Miene machte eine der Hütten zu betreten. »Du darfst dort nicht hineingehen. So, Herr Amtmann,« setzte sie, sich gegen diesen wendend hinzu, »so habe ich mir den Zustand der Zigeuner doch nicht gedacht!« –

»Sie wollen es nicht anders haben, Ew. Durchlaucht; alle unsere Bemühungen, dies Volk zu Menschen zu machen, scheitern an seiner unbesiegbaren Faulheit, an seinem Hange zur Unreinlichkeit und zum herumziehenden Leben.«

»Aber wie sehen diese Hütten aus? wie ist es möglich, daß menschliche Wesen darin wohnen können, und wie finden die vielen Personen, welche wir hier sehen, Raum darin?«

»Keiner von allen diesen Menschen ist zu bewegen nur eine Hand aufzuheben, um die verfallenen Wohnungen auszubessern; sie leben lieber in Wasser und Koth, als daß sie sich die Mühe geben eine Oeffnung zuzumachen oder ein schadhaftes Dach wieder herzustellen. Noch weniger baut sich ein Zigeuner ein neues Haus; drinn liegen sie durcheinander, wie die Thiere und schlimmer noch. Die härtesten Strafen bleiben fruchtlos, alle Warnungen, Ermahnungen und Lehren hören sie theilnahmlos an, ohne sich auch nur im mindesten daran zu kehren.

Sehen Ew. Durchlaucht diese Kerle, sie thun jetzt, als ob sie beschäftigt wären, und doch ist das Alles eitel Lug und Trug. Den ganzen Tag haben sie auf der Bärenhaut gelegen und erst, als sie uns bemerkt, die nur zur Täuschung bereit gehaltene Beschäftigung hervorgesucht.«

»Ach! Herr Amtmann,« klagte in weichen schmeicheln- den Tönen ein junges kaum sechzehnjähriges Zigeuner- weib, an deren voller, größtentheils unverhüllter Brust ein säugendes Kind lag; »ach! mein Mann ist so fleißig, Herr Amtmann, er plagt sich den ganzen Tag; aber es ist

Nichts zu verdienen. Niemand will vom armen Zigeuner kaufen, Niemand will den armen Zigeuner in Dienst nehmen.«

»Wie heißt Dein Mann?« fragte ruhig der Amtmann.

»Tobby, Herr Amtmann, Tobby heißt er, da steht er, Herr Amtmann, und hat seit heut Morgen am Netz gestrickt, aber wer wirds kaufen, wenn's fertig ist, hier wird's verfaulen und verderben.«

»Tobby? ist das ein christlicher Name? ist es Euch nicht bei schwerer Strafe untersagt, Eure heidnische Namen beizubehalten, weißt Du das nicht? Tritt her, Tobby, warum nennst Du Dich so?«

Ein Mann, wenigstens um 40 Jahre älter als das junge Weib, folgte dem Rufe des Beamten. Seine sonst schwarzen lockigen Haare hatte die Zeit theilweise gebleicht, ohne ihnen ihre Fülle zu rauben, das Alter hatte mit starken Strichen diese ohnehin markirten Züge gezeichnet, nur die dunkeln brennenden Augen glänzten wie früher, zweien Kohlen ähnlich, und blickten jetzt mit dem Ausdruck von Verschlagenheit und zugleich mit dem einer Ergebung, welche bereit ist, das Unvermeidliche über sich ergehen zu lassen, zu dem Amtmann empor. Ein größten Theils zerrissener Kittel, dessen ursprüngliche Farbe durch Schmutz unkenntlich geworden war, bedeckte seine sehnigen Glieder.

»Ich heiße nicht Tobby, Herr Amtmann, meine Frau nennt mich nur so,« wenn sie zärtlich ist,« fügte er mit einem Lächeln hinzu, welches auf dem alten verlebten Gesicht doppelt widerlich aussah; »ich heiße Tobias Freund, Herr Amtmann, Sie wissen es ja!«

»Zeig' Mal her Deine Arbeit, Tobias!«

»Sehen Ew. Durchlaucht,« wandte sich der Amtmann, dem der Zigeuner das Netz gereicht hatte, zu der Fürstin, »dieser Kerl will uns einbilden er habe den ganzen Tag an dem Netze gearbeitet. Bemerken Ew. Durchlaucht, wie die letzten Knoten von Schmutz starren und theilweise schon verfault sind.«

»Hast Du wirklich heute das Netz gemacht, Tobias?« herrschte diesen der Amtmann an. »Sprich jetzt eine Lüge und ich lasse Dich 14 Tage einsperren mit Willkommen und Abschied!«

Der Zigeuner schwieg mit niedergeschlagenen Augen, während sonst sein Gesicht das Bild der vollkommensten Gleichgültigkeit blieb.

»Und Du junges Weib,« wandte sich jetzt der Amtmann an die Frau, welche vorher so beredt das Lob ihres Mannes verkündet hatte, wie kannst Du Dich erdreisten mich so frech zu belgen und dazu in Gegenwart Ihrer Durchlaucht der Fürstin? Schreiben Sie die Person auf, Herr Actuar!«

»Ach lieber Herr Amtmann,« jammerte die Frau in den klagendsten Tönen, »ach lieber Herr Amtmann, thun Sie mir für dies Mal nichts, was soll mein Kleines anfangen,

wenn ich im Loch sitze; ach! ich will immer die Wahrheit sagen, gewiß lieber Herr Amtmann!«

»Wie lange bist Du mit dem alten Sünder verheiratet?«

»Ein Jahr Herr Amtmann, ein Jahr und das Kleine ist jetzt drei Monate alt, ach thun Sie mir nichts, schicken Sie mich nicht ins Loch!«

»Seid Ihr ordentlich von dem Pfarrer getraut? Ist das Kind getauft? Herr Actuar sehen Sie das Register nach!«

Die junge Mutter verstummte plötzlich, so beweglich vorher auch ihre Zunge gewesen war.

»Es ist die Verheirathung des Tobias Freund darin nicht eingetragen,« bemerkte jetzt der Actuar.

»Und wie ist Dein Familienname?« fragte der Amtmann die Frau.

Diese begnügte sich die Augen niederzuschlagen und keine Antwort zu geben, auch ihre Züge zeigten jetzt die vollkommenste Ergebung in das Unvermeidliche.

»Wirst Du reden!« wiederholte der Amtmann.

Der Actuar flüsterte demselben etwas in das Ohr, worauf dieser sich wieder, jedoch mit sichtbarer Entrüstung zu Tobias wandte.

»Wo ist Deine Tochter Tobias?«

»Die ist abwesend, Herr Amtmann.«

»Wie lange?«

»Schon seit zwei Jahren, Herr Amtmann, ich weiß nicht was aus ihr geworden ist.«

»Nichts wie an ist jetzt Deine Tochter, Tobias?«

»Kann's wirklich nicht sagen, Herr Amtmann, mein Gedächtniß fängt an schwach zu werden, das schlechte Leben, die – –«

»Schweig! so will ich Dirs sagen, Tobias, sie ist jetzt 16 Jahre alt, und ist nicht abwesend. Führt den Kerl sofort ab und schließt ihn krumm, und auch die Weibsperson ins leichte Gefängniß!« –

»Ew. Durchlaucht entschuldigen, daß ich –« hier verlor sich seine Rede in ein nur der Fürstin vernehmliches Flüstern; es mußte jedoch die Mittheilung etwas sehr Schreckliches enthalten haben, denn die edle Frau schauderte sichtbar zusammen, blickte voll tiefen Mitleids auf die junge jetzt ganz gleichgültig aussehende Mutter und mit Abscheu auf den eben so sich benehmen- den alten Tobias. Die Abführung beider Personen geschah, ohne daß die sonst so weichherzige Fürstin derselben hindernd entgegen getreten wäre.

»Es ist nicht möglich, Herr Amtmann! die Natur des Menschen würde einem solchen Verbrechen widerstrebt haben!«

»Die Sache soll sehr genau untersucht werden, Ew. Durchlaucht, aber ich zweifle nicht im Geringsten an der Richtigkeit meiner Vermuthung; wäre sie falsch, würde die Abführung nicht so ohne Bitten und Flehen erfolgt sein.«

»Ach! Mutter,« rief der kleine Egon, der während dieses Auftritts unbeachtet geblieben, und dem erhaltenen Verbote entgegen doch in eine der Zigeunerwohnungen gegangen war, »ach, Mutter! komm und sieh das kleine

niedliche Mädchen! wie ein kleines Engelchen und es hat nur ein grobes Hemdchen an. Hier, hier Mutter, komm hier herein.«

»Bleib hier, mein Kind!« sagte ängstlich die Fürstin, ihren Sohn, der bereits wieder im Begriffe stand in eine der Hütten zu schlüpfen, zurückhaltend, »bleib hier, Egon, das kleine Mädchen wird herauskommen, wir wollen es hier sehen. Lassen Sie uns das Kind betrachten, Herr Amtmann!«

»Was ist das für ein Kind?« fragte dieser die alte Zigeunerin, deren Bekanntschaft der Leser schon früher gemacht hat, und die noch immer mit der Ausbesserung des Kleidchens beschäftigt war. »Was ist das für ein Kind Wlarika?« wiederholte der Amtmann die Frage.

Die Alte schien einen Augenblick unschlüssig, was sie antworten sollte. – »Ein Kind?« entgegnete sie fragend. »Der junge Herr wird die kleine Malfi meinen, Herr Amtmann, das ist mein Kind; getauft und alles, wie Sie wissen Herr Amtmann.«

»Malfi? was ist das wieder für ein heidnischer Name, das Kind hat sicher die Taufe nicht empfangen; sehen Sie nach Herr Actuar, wenn ist das Kind geboren?«

»Im October werden's drei Jahre Herr Amtmann, 's ist getauft, hat Alles seine Richtigkeit, wir haben's dem Herrn Pastor überlassen ihr einen Namen zu geben, und der sagte, 's wär ein so schönes, hübsches Kind, 's sollte Malvine heißen. Das ist etwas lang für uns der Name, da haben wir's Malfi genannt, nur damit's kürzer sein mögt', 's ist aber ein ganz christlicher Name, Herr Amtmann.«

Malvine, Tochter von Joseph Fussado und dessen Ehefrau Wlarika, geboren den 2. October 1782, getauft am 25. November s. J., las der Actuar aus dem Register.

»Warum habt Ihr solange gewartet, Wlarika, ehe Ihr das Kind taufen ließet?«

»Ich war sehr schwach, Herr Amtmann, ich konnt' nicht eher ausgehen; und wollt' doch gern dabei sein,« setzte sie mit lauerndem Blicke hinzu, »als mein Töchterchen die heilige Tauf' empfangen sollt'.«

»Hol' es heraus Alte, der junge Herr Fürst wünscht es zu sehen,« sagte freundlicher der Amtmann.

»Ach, 's hat nur ein Röckchen, Herr Amtmann, und das ist zerrissen; ich bin grad' dran, 's wieder ein wenig in Ordnung zu bringen, 's hat Nichts anzuziehen, Herr Amtmann, lassen Sie das Würmchen drinnen.«

»Nein, Mutter, laß das kleine Mädchen herauskommen,« bat der Knabe, der Fürstin zärtlich die Hand küsend, »ach, Du sollst das liebe Kindchen sehen; es darf nicht bei den häßlichen, eklichen Menschen bleiben.«

»Holt die Kleine, ich wünsche sie zu sehen,« sagte die Fürstin sanft aber bestimmt zu der Zigeunerin, die, nun wohl merkend, daß längeres Widerstreben vergeblich sein würde, in die Hütte ging und bald mit dem Kinde auf dem Arme wieder heraustrat.

Kaum war es möglich sich einen größern Gegensatz zu denken, als das häßliche alte Zigeunerweib und das liebe, unschuldsvolle, ausgezeichnet schöne Kind, welches nur mit einem, theilweise zerrissenen, Hemdchen bekleidet auf ihrem Arme saß, und sich furchtsam an

den gelben runzlichen Hals der Alten anschniegte. Die lichtblonden natürlichen Löckchen des kleinen Wesens, welches mit tiefblauen fragenden Augen furchtsam die Umstehenden anblickte, vermischten sich mit den greisen zottigen Haaren seiner Mutter, und seine kleinen blendend weißen Aermchen klammerten sich fest an ihre schmutzige Bekleidung.

Niemand, war unter allen Umstehenden, welcher nicht von Theilnahme und Mitgefühl für das Kind erfüllt worden wäre.

»Welch wunderhübsches kleines Mädchen!« sagte die Fürstin sich ihm nähernd. »Sei nicht ängstlich, Malvinchen,« fuhr sie, ihm freundlich zunickend, fort, gib mir ein Händchen, Kleine, komm gib mir ein Händchen.«

Das Kind sah die Fürstin forschend eine Zeitlang an, dann streckte sie ihre kleine zarte Hand freundlich lächelnd ihr entgegen, und langte darauf mit beiden Aermchen nach ihr.

Die Fürstin vermochte der Lieblichkeit des Kindes nicht zu widerstehen und nahm dasselbe vom Arm der Mutter. Sie streichelte die von Gesundheit gerötheten Bäckchen, strich ihm durch die schönen reichen Locken und schien sich an dem Anblick des Kindes nicht satt sehen zu können. Die Kleine wurde durch diese Liebkosungen vertraulicher, schlang ihre Aermchen um den Hals der hohen Frau und schmiegte sich eben so an diese, als sie es kurz zuvor an ihrer Mutter gethan. Der junge Fürst hatte kein Auge von dem kleinen Mädchen abgewandt,

er faßte jetzt ihre Hand und bat, das Kind auf die Erde zu setzen.

»Laß sie herunter, liebe Mutter, ich will mit ihr spielen; komm, Malvinchen, komm!« wiederholte er ihr freundlich zuwinkend, »komm, ich pflücke Dir Blümchen!«

»Willst Du Malfi auch nicht schlagen? wie Bebby,« fragte jetzt die Kleine ohne weitere Zurückhaltung.

»Nein lieb Malvinchen, ich thue Dir nichts, ich schenke Dir etwas, komm zu mir!«

»Malfi will runter,« sagte das Kind, zugleich bemüht den Arm der Fürstin zu verlassen. Diese setzte sie auf die Erde, der Knabe nahm ihre Hand und bückte sich, um mit ihr besser sprechen zu können.

»Ist das wirklich Dein Kind Wlarika?« fragte jetzt der Amtmann, »kein Zug einer Zigeunerabstammung ist an ihm!«

»'S ist mein Kind, Herr Amtmann,« erwiderte diese mürrisch, »Sie haben's ja gehört, 's steht ja in Ihrem Buch!«

»Wie kommt das Kind zu den blonden Haaren, den blauen Augen und der zarten weißen Haut? noch nie habe ich einen blonden, blauäugigen Zigeuner gesehen! Es kann Dein Kind nicht sein, Wlarika; sage mir die Wahrheit! Du weißt, es gibt Mittel Euch das Lügen zu vertreiben!«

»Wie's zu den hellen Haaren kommt? was weiß ich! 's ist so auf die Welt gekommen; warum soll ein arm Zigeunerweib nicht auch ein hübsches Kind gebären. 'S ist vielleicht schon die Folge davon, Herr, Amtmann, daß wir die

Kinder taufen lassen müssen, vielleicht kriegen's jetzt alle helle Haar und blaue Augen, wie die Christenmenschen!« setzte sie mit einem gewissen Hohne hinzu.

»Ist das Register völlig in Ordnung, Herr Actuar? zeigen Sie her! Ja,« fuhr er nach einiger Zeit fort, »es läßt sich nichts dagegen sagen, nur daß die Taufe etwas später vorgenommen ist, als sonst üblich; ich werde bei dem Herrn Pastor nähere Erkundigungen einziehen.«

»Die Kleine kann unmöglich hier bei den Zigeunern bleiben,« bemerkte die Fürstin nach einiger Zeit, während welcher sie mit Theilnahme zugesehen hatte, wie bemüht ihr Sohn war, derselben mit kindlicher Aufmerksamkeit die Zeit zu verkürzen; wie er immer ihr Händchen festgehalten hatte und wie das kleine, fast nackte Mädchen schon ganz zutrauensvoll mit dem fürstlichen Gespielen sich beschäftigte.

»Laß Malvinchen meine Schwester sein, liebe Mutter, ach! bitte, bitte, thue es doch! Die Leute sagen immer, weil der Vater todt wäre, könnt' ich kein Schwesterchen mehr bekommen, aber dann habe ich doch eins! ja? liebe Mutter, Malvinchen muß mein Schwesterchen sein!«

»Willst Du Malvinchen? willst Du mit uns gehen?« fragte er diese.

»Aber Du Malfi auch nicht schlagen, wie Bebbby,« sagte die Kleine mit einem komisch ernsten Gesichtchen.

»Nein, niemals! schöne Sachen will ich Dir schenken, Blumen pflücken. Ja liebe Mutter, Du nimmst Malvinchen mit!«

»Ich hätte fast Lust dem Wunsche des Knaben zu entsprechen und das Kind auf dem Schlosse erziehen zu lassen,« sagte die Fürstin nach einigem Nachdenken, bei welcher Antwort der kleine Egon sogleich in großen Jubel ausbrach. – »Wird die Mitnahme desselben Schwierigkeiten haben?«

»Nicht im Mindesten Ew. Durchlaucht,« antwortete der Amtmann, an den diese Frage gerichtet war. »Wlarika,« wandte er sich zu dieser, Ihre Durchlaucht will die hohe Gnade haben das kleine Mädchen bei sich erziehen zu lassen, hast Du dagegen etwas einzuwenden? Steh nicht so da, Weib!« fuhr er heftiger fort, als die Angeredete noch immer schwieg, »bedanke Dich für diese große Wohlthat – hörst Du!«

»'S thut mir weh, »von dem kleinen Wesen zu scheiden, aber was hilft's, ich muß mich bedanken. – Ich danke Ew. Durchlaucht, daß Ew. Durchlaucht die Gnad' haben woll'n meine kleine Malfi von mir fort oben auf's Schloß zu nehmen; aber sehen darf ich sie doch zuweilen? 's ist mein Kind, Ew. Durchlaucht, und jede Mutter sieht gern ihr Kind.«

»Das soll Euch unbenommen bleiben, gute Frau,« erwiederte die Fürstin, »es wird Euch Niemand hindern, Euer Kind zu besuchen.«

Die Augen der alten Zigeunerin blitzten in unverkennbarer Freude auf, doch schien es fast, als würden noch andere Gefühle als die der Mutterliebe bei ihr rege.

»Jetzt bist Du mein Schwesterchen, Malvinchen! jetzt habe ich doch ein Schwesterchen!« jubelte der kleine Egon. –

Bald nachher hatten die Besuchenden, welche die kleine Malfi mitgenommen, die Wohnungen der Zigeuner wieder verlassen.

Der Abendwars seinen duftigen Mantel über das Thal. Die Sonne war längst untergegangen. Die Wälder auf den Berghängen bildeten dunkle, farblose Massen; der Fluß rauschte stärker durch die stille laue Nacht, und deutlicher tönten die dumpfen Schläge der fernen Eisenhämmer herüber. Auf beiden Seiten des Thals schlugen die Nachtigallen, aus dem Dorfe leuchteten die Lichter. Die Abendglocke wurde geläutet, harmonisch verschwammen ihre Töne in den Windungen des Thals und zogen in den Bergschluchten zu den Höhen hinauf.

Um die Wohnungen der Zigeuner war es still geworden, nirgend erblickte man ein Licht, kein heiteres Gespräch schallte aus den elenden Hütten; die Bewohner derselben lagen im Schlafe; nur die alte Wlarika saß noch vor der Hütte auf einem Holzklotz, in ihrem Schooße ruhte noch immer das kleine zerrissene Kleid ihres Lieblings. Ihr Auge war lange nach den Sternen gerichtet, endlich erhob sie sich, und murmelte, indem sie ebenfalls ihre Schlafstätte aufsuchte, vor sich hin: »entweder ist's ein großes Glück für uns, oder ein großes Unglück – was es sein wird, kann ich noch nicht ergründen.«

ZWEITES KAPITEL.

»Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, ist todt.

Goethe.

Die reichsunmittelbare Herrschaft der Fürsten von Greifenstein zog sich mehrere Meilen weit auf beiden Seiten des Flusses hin und umfaßte einige zwanzig Dörfer nebst der kleinen Stadt Greifsfelde, am Fuße des Schlosses gelegen. Der regierende Fürst hatte, wie bereits angeführt, vor drei Jahren das Zeitliche gesegnet und als seinen Erben und Nachfolger, zugleich auch als den einzigen Stammhalter des Hauses, einen Sohn, den kleinen Egon, zurückgelassen.

Der verwittweten Fürstin war die vormundschaftliche Verwaltung ausdrücklich im Testamente ihres verstorbenen Gemahls übertragen worden, welcher Beweis des Vertrauens um so mehr Erstaunen erregen mußte, als der Fürst selbst in den letzten Jahren keineswegs in einer glücklichen Ehe gelebt hatte.

Er zählte bereits 40 Jahre, als er, nach einer wild und zügellos verlebten Jugend, um die junge reizende Gräfin Aurelie von Hochberg warb, welche mehr der Wille ihrer Eltern, als ihre eigne Neigung bald darauf zu seiner Gattin machte. Die große Schönheit seiner jungen Gemahlin, mehr als ihre Tugenden und hohe geistige Ausbildung, deren beide sie in vollem Maße besaß, fesselten

den Fürsten, und entflammten in ihm Gefühle, welche die Hingebung und die Unerfahrenheit der Fürstin bereitwillig als die Aeufferungen wahrer und inniger Neigung entgegen nahm. Das Glück des fürstlichen Paares schien sich durch die Geburt eines Sohnes, den der Vater, als den Erhalter des alten Hauses, jubelnd begrüßte, dauernd befestigen zu sollen. Die Taufe des Kindes wurde mit fürstlicher Pracht begangen. Die Ungeduld des Fürsten hatte es nicht erwarten können, bis die hohe Wöchnerin ganz wieder hergestellt war, und diese es nicht vermocht dem drängenden Gemahl in der Befriedigung seines Lieblingswunsches hinderlich zu sein. Sie mußte, seinem ausdrücklichen Willen gemäß, in ihrem kostbarstem Schmucke bei der Taufe erscheinen. Ihre noch nicht befestigte Gesundheit wurde dabei aufs heftigste erschüttert, noch an dunkle Abende, wo ihr Liebling in der Gemeinschaft der Christen aufgenommen worden war, warf ein hitziges Fieber sie auf das Krankenbette. Der Fürst war bestürzt, besorgt, in Verzweiflung. Boten flogen nach allen Richtungen, die geschicktesten Aerzte eilten herbei, und mit der unverkennbarsten Freude empfing der bis dahin trostlose Gatte am neunten Tage die beglückende Kunde, daß für das Leben der geliebten Kranken nichts mehr zu fürchten sei.

Die Genesung erfolgte jedoch nicht so rasch, als sie die Ungeduld des Fürsten herbei wünschte. Monate vergingen, und noch immer konnte die junge Frau das Zimmer nicht verlassen, ja noch immer traten dann und wann Fieberanfälle ein, welche sie zwangen wieder Tage lang das

Bette zu hüten. Die früher so blühende Gestalt war jetzt abgezehrt, das sonst glanzvolle Auge blickte matt, die reizende Fülle des jugendlichen Körpers war verschwunden; nur die liebevolle Theilnahme für die sanfte aufopfernde Hingebung gegen ihren Gatten hatte keine Veränderung erlitten. Um so schmerzlicher berührte es die ergebene Dulderin, daß sie die Zuneigung desselben gegen sie unverkennbar schwinden sah. Das sanguinische Temperament des Fürsten war nicht zur Krankenpflege, nicht für eine nur geistige enghaltsame Liebe geschaffen.

Ihn hatte eigentlich nur die Schönheit der Körperformen zu seiner Gattin getrieben, die Vorzüge ihres reichbegabten Geistes, ihrer reinen kindlichen Seele, waren ihm nur eine angenehme Mitgift ihrer körperlichen Schönheit gewesen, – die leider jetzt – nicht mehr vorhanden war.

Wie viele Verbindungen dieser Art werden im Rausche einer Neigung geknüpft, deren Dauer die Liebenden mit Begeisterung, und im Entzücken des Genusses, über die Grenzen der Ewigkeit hinauslegen, und die doch auf Nichts weiter gegründet ist, als auf den Glanz eines feurigen Auges, das frische Roth schwellender Lippen und die liebliche Fülle eines jugendlichen Busens; und die deßhalb eben so vergänglich ist, als die kurze Schönheit einer aufblühenden Frühlingsrose!

Die Besuche des Fürsten bei seiner noch immer kränkelnden Gattin wurden seltener. Kam er, so war er zerstreut, wortkarg, und haschte nach einem Vorwande, um seine baldige Entfernung zu rechtfertigen. Die sparsamen

Beweise von Theilnahme, welche er ihr zukommen ließ, zeigten von einem gewissen Zwange und glichen der unvermeidlichen Erfüllung einer lästigen Pflicht. Aber auch diese Rücksichten schwanden nach und nach, und es vergingen Tage, selbst Wochen, in welchen er sich darauf beschränkte, sich nach dem Befinden seiner Gattin erkundigen zu lassen. Wenn auch die Fürstin ihren Gemahl eigentlich nicht aus Neigung gewählt hatte, so waren doch während der ersten glücklichen Zeit ihrer Verbindung Gefühle in ihr rege geworden, in welchen sie gern die Empfindungen der Liebe zuerkennen geglaubt hatte.

Um so tiefer empfand sie jetzt die Vernachlässigung dessen, von welchem diese Neigung in ihrem reinen Herzen hervorgerufen war. Zu dem Siechthum ihres Körpers, trat nun auch der Schmerz der Seele; auf ihre blutlosen Wangen lagerte sich noch die Blässe des Kammers; sie hätte sich gesehnt nach dem Ende dieser Leiden, nach dem leisen Kusse des Todesengels, hätte sie nicht die Mutterliebe mit starken Banden an das Leben gekettet. Diese heilige göttliche Liebe, die wie ein trostverkündender Regenbogen über dem finstern Wetterhimmel manches vom Sturm geknickten weiblichen Herzens steht, war auch hier der Anker, an welchem die zertrümmerten Lebenshoffnungen der Fürstin noch festhielten.

In der Pflege ihres Kindes fand sie Ersatz für die entflozene Zuneigung ihres Gatten; sie lebte ferner nur einzig und allein für dasselbe, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie ihrem Gatten völlig gleichgültig

geworden war. Dieser ergab sich wieder wie sonst rauschenden lärmenden Vergnügungen, vor Allem aber war es die Jagd, welche ihn anzog und beschäftigte. Häufig pflegte er Tage lang in den Wäldern herum zu schwärmen, und oft vergingen Wochen, bis er wieder nach Greifenstein zurückkehrte. Die Abende wurden auf verschiedenen kleinen Jagdschlössern in munterer Gesellschaft, welche sich sehr bald eingefunden hatte, zugebracht, und es waren nicht unbedeutende Summen, welche der Fürst hier im Spiel verlor. So trieb er es mehrere Jahre, bis dieses Leben selbst begann ihn anzuekeln. Er entließ viele seiner Spiel- und Jagdgenossen und fing nun an seine Frau aus Unmuth und übler Laune zu quälen. Aus Mangel an einer geregelten Beschäftigung und aus Ueberdruß an den gewohnten Vergnügungen, mischte er sich in die wirthschaftlichen Angelegenheiten; und schob den Verfall seines Vermögens, die sich immer mehr häufenden Schulden, auf die Verschwendung und die Unkenntniß seiner Frau mit der Führung des Hauswesens.

Die Fürstin ertrug auch dies mit Hingebung und stiller Duldung, ja es war ihr das jetzige Benehmen ihres Gatten fast noch lieber als seine frühere Gleichgültigkeit, worin er sich gar nicht um sie bekümmerte.

Einst ritt der Fürst im Unmuth in den Wald, um eine neue Anpflanzung zu besichtigen und gelangte nach einiger Zeit zu der Wohnung eines seiner Förster. Das Häuschen lag am Hange einer Waldwiese, rings beschattet von hohen majestätischen Buchen. Der Geschmack seiner Bewohner hatte es mit einem Blumengärtchen umgeben.

Es war im Juni, die Rosen standen in der Blüthe und die Geisblattlaube sandte weithin ihren würzigen Duft. Vor dem Gärtchen auf der Wiese spielte ein junges Mädchen mit einem sechs bis achtjährigen Knaben Fangball. Der Fürst hielt im Schatten der Buchen sein Pferd an, um diesem anmuthigen Spiele zuzusehen. Wie lieblich waren die Formen des jungen Mädchens, wie reizend, wie natürlich graziös ihre Bewegungen wenn sie lief, oder mit aufgehobenen Händen den herabfallenden Ball über dem Kopfe des Knaben auffing, der, darüber scheinbar erzürnt, an ihr hinaufstrebte, um wieder in den Besitz seines Eigenthums zu gelangen; wie sie ihn dann abwehrte, davon eilte, sich wieder haschen ließ und dann anscheinend gezwungen seinen Willen erfüllte! welche natürliche Koketterie und doch welch kindliches Wesen lag in diesem Treiben! Noch immer hielt der Fürst im Buchenschatten; seine Wangen hatten sich geröthet, sein Auge glänzte feuriger und heftiger klopften seine Pulse – dann ließ er leise dem ungeduldigen Rosse die Zügel nach und ritt langsam auf die liebliche Erscheinung zu. Wie das Reh stutzt, wenn es Geräusch hört und beim Anblick des Jägers sich schnell zur Flucht wendet, so floh auch das schöne Mädchen rasch dem Hause zu, als es des kommenden Reiters ansichtig ward. Nur der Knabe blieb und erwartete den Fürsten.

»Wer war das mein Sohn?« fragte dieser.

»Wer das war? meine Tante.«

»Kennst Du mich mein Sohn?«

»Ja, Du bist unser gnädiger Fürst.«

»Wohnt Deine Tante hier bei Euch?«

»Ja, seit voriger Woche, aber sie wird nun immer hier bleiben, seit der Großvater gestorben ist.«

»So. – Ist Dein Vater zu Hause?«

»Nein, er ist ausgegangen und die Mutter mit Helenchen auch.«

»Und Du bist mit der Tante allein zurückgeblieben?«

»Ja und wir haben Ball gespielt, willst Du auch mit spielen?«

»Das möchte ich wohl, aber die Dame wird's nicht thun.«

»O ja, die Tante spielt gern Fangball, soll ich sie rufen?«

»Laß nur, mein Junge, laß nur, ich werde selbst zu ihr gehen.«

Der Fürst stieg ab, und brachte höchst eigenhändig sein Pferd in den kleinen niedrigen Stall. Dann ging er ins Haus und erstaunte, als er die Tante des Kleinen in der Nähe sah, über die wirklich hohe tadellose Schönheit des jungen kaum siebzehnjährigen Mädchens. Ihr Körper war für ihr Alter mehr ausgebildet als sonst gewöhnlich, er verband die reizendsten gerundeten Formen mit der nur dem frühen jugendlichen Alter eignen Zartheit. Lichtblondes Haar lag schön gescheitelt um ihre blendend weiße Stirn und fiel in vollen schweren Flechten am Rücken hinab, große tiefblaue Augen blickten verschämt unter den langen seidnen Wimpern hervor, während ein Zug von Schalkheit und Muthwillen um den reizenden Mund schwebte.

Sie erwiderte mit einiger Verlegenheit, doch mit jugendlicher Unbefangenheit die Fragen des Fürsten, und brachte ihm, seinen Wünschen willfahrend, einige Erquickungen in die Gaisblattlaube, mit angeborner Grazie das kleine, Mahl zurechtstellend. Der Fürst bat sie, ihm Gesellschaft zu leisten; sie setzte sich ihm gegenüber. Nach einiger Zeit sandte der Fürst den kleinen Julius, um den Vater aufzusuchen. Kätchen blieb bei dem Fürsten in der Geisblattlaube. –

Als mehrere Stunden später der Förster schweißtriend zurückkam, saßen der Fürst und Kätchen immer noch in der Laube und hatten es gar nicht bemerkt, wie lang indeß die Schatten geworden waren, und daß die Sonne eben hinter dem gegenüber liegenden Berge versinken wollte. –

Der Fürst kam öfter zu dem einsamen Försterhause, immer öfter, und zuletzt verging kein Tag mehr, wo er nicht gekommen wäre. Der Förster kannte wohl die Ursache, aber durfte er seinem Herrn das Haus verbieten? er war ein armer Mann, hatte Frau und Kinder, sein Amt ernährte ihn. Es fehlte nicht an harten Reden, Kätchen weinte oft, lange – doch, wenn der Fürst kam, war sie wieder freundlich und zuvorkommend, – – wie hätte sie anders sein sollen?

Bald war die Leidenschaft des Fürsten für die Schwägerin des Försters kein Geheimniß mehr, man sprach davon als von einer bekannten Geschichte, und die Fama versäumte nicht den bis jetzt fleckenlosen Ruf des

Mädchens zu beschimpfen. Dienstwillige Zungen hinterbrachten auch der Fürstin die für sie kränkende Kunde von der offenen Verletzung der ihr gebührenden Achtung und Rücksicht von Seiten ihres Gemahls. Sie ertrug auch diesen neuen Kummer wie sie den alten ertragen hatte; es gab für sie ja nur ein Ziel, ein Streben: die Pflege und die Ausbildung ihres Kindes. Die Neigung zu ihrem Gatten hatte längst aufgehört. Nur daß er ohne Scheu öffentlich die ihr schuldige Rücksicht hintansetzte, vermehrte ihren ohnedies leidenden Zustand.

Sie hatte in den wenigen Jahren ihrer Ehe bedeutend gealtert, die Fülle ihrer jugendlichen Formen, der Glanz ihres Auges waren verschwunden und ein tiefer Ernst umschwebte die edlen steter leidenden Züge der hohen Dulderin; nur dann erheiterte sich ihr Blick, wenn er auf dem kleinen Egon ruhte, und dieser ihr mit kindlicher Freundlichkeit in die großen feuchten Augen schaute.

Selbst die eintretende schlechte Jahreszeit that dem Verhältniß des Fürsten zu dem schönen Kätchen in dem einsamen Försterhause keinen Abbruch; auch beim ungünstigsten Wetter verging selten ein Tag, wo er seinen Besuch dort nicht abgestattet hätte, da alle seine Bemühungen Kätchen zu bewegen, ihren Aufenthalt nach einem seiner Jagdschlösser, ja selbst nach Greifenstein, zu verlegen, an dem in dieser Hinsicht unerwartet festen Willen des Mädchens scheiterten.

Als der Frühling wiedergekommen war, riefen den Fürsten unvermeidliche Geschäfte nach Wien; er reiste mit der grüßten Eile; die Zeit seiner Abwesenheit sollte sich

nicht über sechs Wochen ausdehnen. Die Fürstin hatte so viel Widersprechendes von dem jungen Mädchen, welches des Fürsten Neigung in solch einem hohen Grade zu besitzen schien, gehört, daß sie der Lust sie zu sehen und zu sprechen nicht zu widerstehen vermochte. Um hierbei jedoch mit der möglichsten Schonung zu Werke zu gehen, beschloß sie, ganz allein einen Spatziergang zu unternehmen, und dann, wie von ungefähr das Försterhaus, dessen Lage sie genau kannte, zu besuchen.

Es war an einem schönen Morgen im Mai, gegen 10 Uhr, als die Frau des Försters eilig in die Stube trat, und ihre Schwester benachrichtigte, daß eine Dame sich dem Hause nähere, in welcher sie die Fürstin zu erkennen glaube. Wie von Furien gejagt sprang das arme Kätchen auf und floh die Treppe hinauf in ihre kleine waldeinsame Bodenkammer. Wie oft hatte dieses beschränkte ärmliche Gemach ihre Thränen fließen sehen! Wie oft war ihr das harte reinliche Lager, welches fast den ganzen Raum des Zimmers einnahm, auf welchem sie sonst süße Träume und all die heitern bunten Hoffnungen der Jugend umgaukelten, eine Stätte der Qual und der heftigsten Seelenpein geworden! Jetzt saß sie, von innerer Angst getrieben, zitternd auf dem niedrigen Bette und lauschte fast athemlos jedem Geräusche unten im Hause. Das kleine Fenster war geöffnet, und faßte in seinen beschränkten Rahmen die Gipfel der Buchen und einen Theil des wolkenlosen Himmels ein; duftige würzige Frühlingsluft

und mit ihr der Gesang der Drossel zog durch dasselbe in die Schlafkammer des Mädchens. Sie hörte Stimmen unten – sanft und leise, dann wurde es wieder still. Nichts regte sich mehr, auch die Schwester schien das Haus verlassen zu haben, nur die Drossel sang immer fort und dann und wann summte ein Käfer. Eine Stunde verging, ohne daß ihr Ohr irgend etwas vernommen hätte, was die Gegenwart eines Menschen kund gegeben. Sie stand auf, öffnete die niedere Thür, lauschte noch eine Zeit lang, und stieg dann die enge steile Treppe in den unteren Hansraum hinab. Es war Niemand dort; die Stuben, die Küche, alles leer. Träumerisch ging sie, gesenkten Hauptes, zur Geisblattlaube; erst als sie in den Schatten derselben gelangt war, blickte sie auf – und – vor ihr stand die hohe Gestalt der Fürstin, welche ernst und, wie es schien, mitleidsvoll auf sie herabblickte. – Das arme Mädchen stieß einen leisen Schrei aus und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen; unter diesen lag die Gluth der Schaam, während die innere Seelenangst ihre Glieder erbeben machte!

Es verging eine geraume Zeit, ehe Eines der beiden weiblichen Wesen, welche das Geschick in so sonderbare Beziehungen zu einander gebracht hatte, und die jetzt auf einem so kleinen Raume fern von den übrigen Menschen einander gegenüber standen, für seine Gefühle den passenden Laut der Sprache zu finden vermochte. In dem Herzen der edlen Fürstin war es die Regung des Mitleids, welche ihre Zunge band. So hatte sie sich die Geliebte ihres Gemahls nicht gedacht; der unverkennbare Ausdruck

der Schaam und des Schmerzes auf dem schönen aber leidenden Gesichte des jungen Mädchens zog sie zu demselben hin; es war ihr, als müsse sie in mütterlicher Besorgniß dies kindliche Wesen von dem Abgrunde wegreißen, an den es, die Gefahr sorglos verkennend, getreten war.

Da stürzte plötzlich diese zu ihren Füßen, faßte krampfhaft ihr Gewand und benetzte es mit heftig hervorquellenden Thränen. Auch das Auge der Fürstin wurde feucht, leise berührte ihre Hand das blondgelockte herabgebeugte Haupt der vor ihr Knieenden, und blieb dann, wie segnend, auf demselben ruhen.

»Ich fühle das tiefste, innigste Mitleid mit Dir, mein Kind,« sagte sie leise; »möge der liebe Gott Dich in seinen Schutz nehmen und Dein Engel Dir zur Seite stehen, damit nicht zu späte Reue Dich verzehre!« – –

»Er hat es nicht gethan! – er hat es nicht gethan! – er hat mich schon verlassen! – ich bin für ewig verloren!«

Vom Weinen fast erstickt, hatte die Unglückliche diese Worte ausgestoßen, war dann aufgesprungen und, einer Verzweifelden gleich, über die Waldwiese den Buchenwäldern zuflohen.

Nicht mehr dieselbe lieblich anmuthige Gestalt, welche im vorigen Frühling auf eben dieser Wiese mit dem kleinen Julius Fangball spielte, eilte jetzt über dieselbe dem Waldschatten zu; die jugendlichen Züge waren von Kummer entstellt und abgezehrt, die Rosen ihrer Wangen

in Lilien verwandelt, und bläuliche Ränder zogen sich unter den sonst so unbefangenen blickenden seelenvollen Augen, deren unsteter Ausdruck jetzt unruhig von einem Gegenstande zum andern schweifte. Der zarte duftige Blüthenhauch der Jugend – er war dahin. Eine unheilvolle thränenwerthe Erkenntniß vertrat die unschuldsvolle reizende Unerfahrenheit. – –

Die Fürstin sah der fliehenden Gestalt nach, ihre lichtblonden Locken flatterten im Glanze der Sonnenstrahlen – dann verschwand sie im Schatten der Wälder.

Eine Zeit lang harrete die edle Frau, vom tiefsten Mitleid und von inniger Zuneigung bewegt, auf die Rückkehr des armen Kätchens, dann verließ auch sie die Geisblattlaube und kehrte nach dem Schlosse Greifenstein zurück.

Kätchen selbst aber wurde seit jenem Tage vermißt, und alle Nachforschung über sie, die mit der größten Sorgfalt, ja, als der Fürst wieder anlangte, mit der Aufopferung bedeutender Geldmittel angestellt wurden, blieben fruchtlos. Der Fürst war von dem Augenblick an, als er die Kunde von Kätchens Verschwinden erhalten hatte, fortwährend in der übelsten Stimmung; Niemand suchte ihn ohne dringende Veranlassung auf, denn er mißhandelte selbst seine treuesten Diener. Den Besuch seiner Gemahlin in dem Försterhause und ihr Zusammentreffen mit der Verlorenen hatte man ihm bis jetzt sorgfältig verschwiegen; endlich war es ihm doch zu Ohren gekommen, wodurch ein sehr heftiger Auftritt zwischen ihm und seiner Gattin veranlaßt worden war. Zornglühend rief er nach seinem Pferde und sprengte wild in den Forst

hinaus, jener bekannten Stätte zu, die jetzt jeden andern Reiz, als den der Erinnerung, für ihn verloren hatte. Unfern davon im Walde begegnete ihm der Fürst. Es war gegen Abend und dunkelte bereits; am Himmel hingen trübe graue Wolken und einzelne Regentropfen träufelten auf die Blätter.

»Warum hast Du mich belogen? Du Schuft!« donnerte der Fürst den Förster an.

»Ew. Durchlaucht,« stammelte der erschrockene Mann, »ich Sie belogen?«

»Willst Du noch leugnen, falscher Hund! Wo ist Kätschen? Du weißt es; sprich! Mensch, wo sie, ist, oder ich schieße Dich nieder, Bestie!«

»Herr, so wahr mir Gott helfe, ich weiß es nicht!«

»Du willst nicht – war meine Frau auch nicht hier? sprich! war sie hier, war sie hier oder nicht?« rief im heftigsten Zorne der Fürst.

»Sie war hier, Ew. Durchlaucht, seit jenem Tage ist Kätschen verschwunden, aber ich weiß nicht wo sie ist.«

»Du willst mich wieder belügen! Wurm! mein Pferd soll Dich zertreten, wie Du es verdienst.«

Der Reiter spornte das Roß auf den Förster zu; dieser sprang jedoch behende über einen tiefen breiten Graben und suchte sein Heil in der Flucht.

»Das soll Dir wenig helfen,« knirschte der seiner Sinne kaum mächtige Fürst und riß an der in dem losen Ueberwurf hängenden Reiterpistole. Die Halfter war zugeknöpft und der Fürst vermochte nicht die Pistole, deren Heft er in der Hand hatte, herauszureißen; ungestüm

suchte er das Hinderniß zu beseitigen, heftig zog er an dem Behälter hin und her – da knallte ein Schuß – und der Fürst sank mit einem leisen Schrei auf den Hals des Pferdes, das, sich hochaufbäumend, den Reiter gegen eine Buche schleuderte und in gestrecktem Lauf durch den engen Waldweg hinwegschoß.

Augenblicklich kehrte der fliehende Förster zurück und fand seinen Herrn mit blutendem Haupte in bewußtlosem Zustande am Boden liegen. Er wusch seine Schläfe mit Wasser aus der nahen Quelle und freute sich bald an dem rückkehrenden Leben des Verwundeten. Mit matter Hand deutete der Fürst auf den Unterleib.

Erst jetzt sah der Förster die blutbefleckten Kleider und bei näherer Untersuchung eine Schußwunde, welche das Gefährlichste befürchten ließ. Das Pistol hatte sich durch das heftige Reißen an dem loshangenden Ueberwurf entladen, als seine Mündung gerade gegen den Leib des Fürsten gerichtet gewesen.

»Hole Leute, Steffen, und eine Tragbahre,« sagte der Fürst mit kaum hörbarer Stimme, »und schaff mich heim – ich fühle, daß ich nur noch wenige Stunden zu leben habe.«

»Und ich soll Ew. Durchlaucht hier allein lassen?« – –

Der Fürst winkte mit der Hand; eilig schlug der Förster den Weg nach dem Schlosse ein und war bald in der zunehmenden Dämmerung verschwunden.

Da lag der Fürst, in dessen Brust noch vor wenig Augenblicken die Leidenschaften so mächtig getobt hatten,

allein, hilflos, bis zum Tode verwundet auf dem feuchten Moose, welches den alten Stamm einer Buche umzog! Der Regen rieselte oben einförmig auf die schirmenden Blätter der Bäume, einzelne von diesen ablaufende dicke Tropfen trafen dann und wann den Boden. Der Gesang der Waldvögel verstummte allmählig, nur zuweilen schlug noch in kurzen Absätzen, wie im Traume, die Drossel. In geselligen Zügen zogen die Raben krächzend, hoch über den Kronen der Bäume, ihren Schlafstätten zu, und melancholisch tönte der Ruf der erwachenden Nachtvögel durch die zunehmende Dunkelheit der Wälder.

Der Fürst stöhnte vor Schmerz, er hatte für jetzt nur den einen Wunsch, nicht so einsam und von allen Menschen verlassen zu sterben; denn daß es mit ihm zu Ende; gehe, fühlte er deutlich – mit der in solchen Momenten eignen Schnelle zog sein ganzes Leben an ihm vorüber, und die ihm sonst fremden Gefühle der bittersten Reue und der eigenen Verachtung schlugen ihre schwarzen Krallen in seine todtwunde Brust.

»Arme Amalie« – stöhnte er – »armes Kätchen! o! ich elender, verworfener Mensch! Egon! Egon! werd' ich Dich noch einmal sehen, Dich segnen, bevor ich sterbe.«

Fackeln leuchten, Diener, Bauern, Weiber erschienen; die Stille der Waldnacht machte geschäftigem Lärmen, neugierigem Flüstern, Ausrufungen der Theilnahme und des Erstaunens Platz. Langsam und vorsichtig bewegte sich der Zug nach dem Schlosse. Bald ruhte der Fürst auf weichem Lager, umgeben von allen Erzeugnissen des

Luxus. Der Arzt untersuchte die Wunde – sie war tödtlich. Der Schuß war durch den Unterleib gegangen und hatte den Rückgrath verletzt. Es wäre thöricht gewesen den Fürsten über seinen Zustand zu täuschen. Er hörte die Botschaft seines nahen Todes ruhig an, und wünschte sein Testament zu machen. Seine Gattin kniete vor seinem Lager, ihre Hand ruhte in der seinen, und oft bewies ein leiser Druck der letztern, daß der Kranke sich bemühe der schwer Gekränkten das geschehene Unrecht abzubitten.

»Vergib mir, meine Amalie,« sprach er nicht ohne Anstrengung und so leise, daß nur das Ohr der über ihn gebeugten Frau den Hauch seiner Stimme aufzufassen vermochte; »ich war ein wilder Mensch – meine Leidenschaften rissen mich fort – vergib mir all den vielen Kummer, den ich Dir bereitet. Bring mir Egon, daß ich ihn segne, erzähle ihm die Geschichte seines Vater, wie – doch nein, thue es lieber nicht – mein Andenken würde ihm verhaßt sein!«

Die Fürstin weinte still auf die kalte feuchte Hand des Kranken.

Der Notar erschien. Der Fürst setzte seiner Frau ein bedeutendes Witthum aus, und übertrug ihr ausdrücklich die Vormundschaft seines Sohnes. Auch Kätchen erhielt ein Legat für sich und ihre Erben, bestehend in zwei großen Bauergütern mit sehr beträchtlichen Revenüen.

»Ich habe bei ihr Viel gut zu machen,« bemerkte der Sterbende, wie entschuldigend. – »Laß es ihr nicht entgelten, theure Amalie, daß ich das arme Kind um ihr Lebensglück betrogen – –.«

Der immer schwächer werdende Fürst segnete seinen Sohn mit wenigen theilweise schon unverständlichen Worten; dann verlor er das Bewußtsein, und ehe noch eine Stunde verging, war der wilde, ruhelose Geist aus seiner selbst zerstörten Hülle entflohen.

Nachdem das Begräbniß mit dem üblichen Gepränge vollzogen worden war, wurde das Testament eröffnet und vollstreckt. Alle Nachforschungen nach dem verschwundenen Kätchen, welches darin so reichlich bedacht war, blieben vergeblich, weilhalb das ihr zugefallene Erbe einstweilen ihren nächsten Verwandten in Verwaltung übergeben ward.

Die verwittwete Fürstin bemühte sich durch Sparsamkeit die gesunkenen Einkünfte der kleinen Herrschaft wieder zu erhöhen, und widmete sich fast ausschließlich diesem Berufe und der Erziehung ihres Sohnes. In erster Beziehung stand ihr der verständige und erfahrene Amtmann, dessen Bekanntschaft der Leser im vorigen Kapitel gemacht hat, in letzterer tüchtige und vorurtheilsfreie Lehrer zur Seite.

DRITTES KAPITEL.

Tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel.

Schiller.

Auf dem Schlosse Greifenstein brachte die Ankunft der kleinen Malfi in mannichfacher Beziehung eine Aenderung der gewohnten Lebensweise hervor. Die Fürstin, sonst nur mit der Erziehung ihres Sohnes beschäftigt, theilte jetzt ihre Zeit zwischen diesem und dem neuen Lieblinge. Die Anmuth des Kindes, das Zarte und Weibliche, welches sich schon in diesem frühen Alter bei demselben, oft im angenehmen Gegensatze zu der entschlossenen und doch gemüthvollen Weise des Knaben kundgab, hatte für die Fürstin, welche niemals eine Tochter gehabt, niemals die geheime unsichtbaren Sympathien, welche zwischen dieser und der Mutter stattfinden, kennengelernt hatte, etwas ungemein Anziehendes. Bald vermochte sie in ihrem Herzen kaum mehr einen Unterschied in der Liebe zu den beiden Kindern zu machen, welche selbst das Band kindlicher Neigung zusammenfesselte: Der ältere Egon sorgte mit einer großen Aufmerksamkeit, sonst den Knaben seines Alters nicht eigen, für die Erfüllung js aller Wünsche seiner kleinen Gespielin, soweit dies irgend in seiner Macht stand, und setzte, wenn diese nicht mehr ausreichte, die Kräfte Anderer in Bewegung, wobei er häufig Widerspruch durch Trotz und Heftigkeit zu beseitigen suchte. Die kleine Malfi dagegen konnte ebenfalls fast nicht ohne Egon sein; ihre kindliche Zuneigung war zwischen ihm und ihrer mütterlichen Pflegerin getheilt. Egon fuhr Malfi durch die sorgsam geharkten Wege des Parks im kleinen Kinderwagen so lange spazieren, bis er athemlos und schweißtriefend es nicht mehr vermochte; Egon, der sonst kein Obst unberührt

lassen konnte, legte das beste für seine kleine Gefährtin zurück, brachte ihr, Blumen und sonstiges Spielzeug und wich fast nicht von ihrer Seite. Malfi dagegen suchte eben so die Gesellschaft des fast sieben Jahr älteren Knaben. Wenn sie beim Erwachen den Kuß der Fürstin empfangen hatte, vor deren Bette das ihrige stand, war ihre erste Frage nach Egon. Dieser, gewöhnlich früher auf, wartete mit dem Frühstück, und sie wich selbst während der Unterrichtsstunden nicht von seiner Seite, sondern spielte die Zeit über geräuschlos in demselben Zimmer, nur dann und wann die Aufmerksamkeit Egons durch eine Frage unterbrechend.

Den Unterricht genoß der junge Fürst gemeinschaftlich mit einem anderen Knaben von gleichem Alter, dem Sohne des Forstmeisters von Winter, welchen man ihm zugesellt hatte, theils um ihm einen Gespielen zu geben, theils um die Lehrstunden für ihn weniger einförmig zu machen.

Bruno war ein aufgeweckter hübscher Knabe, etwas kleiner und schwächer als Egon, aber von eben so einnehmender Gesichtsbildung. Beide theilten nicht nur ihre Unterrichtsstunden, sondern waren fast während des ganzen Tages zusammen, da der Forstmeister in einem Nebengebäude des Schlosses eine Dienstwohnung hatte, so daß die Kinder mit Leichtigkeit sich besuchen konnten. Mit kindischer Eifersucht betrachtete Bruno die große Vorliebe Egons für die kleine Malfi; im Anfange bemühte auch er sich ihre Zuneigung zu gewinnen, da dies jedoch nicht gleich gelingen wollte, erregten die Vorzüge,

welche Egon seiner Pflegeschwester vor seinem Spielgenossen zugestand, häufig das Gefühl des Neides und des Aergers, wodurch nicht selten Streitigkeiten und Zänkereien hervorgerufen wurden.

Es waren mehrere Monate seit der Aufnahme der kleinen Malfi in die fürstliche Familie verflossen, als eines Morgens der Amtmann sich bei der Fürstin melden ließ, weil er ihr eine wichtige Mittheilung zu machen habe.

»Ich bin gespannt, Herr Amtmann,« redete die Fürstin den Eintretenden an, »was Sie mir zu sagen haben, hoffentlich ist es nicht die Nachricht eines Unglücks, welche mir Ihr Mund verkünden soll.«

»Nicht das, Ew. Durchlaucht, obgleich meine Kunde mit einer für uns Alle schmerzlichen Begebenheit zusammenhängt, und dieselbe fast noch mehr in den Schleier der Dunkelheit hüllt.«

»Reden Sie – was Sie mir hienach zu sagen haben, kann sich nur auf das arme Kätchen beziehen; Sie wissen, wie groß meine Theilnahme für dieses unglückliche Mädchen stets gewesen ist; jede nähere Kunde über ihr Verbleiben, über ihren Aufenthalt wird mich erfreuen, da ich dadurch den Willen meines seligen Gemahls zu erfüllen und ihr eine sorgenlose Zukunft zu bereiten befähigt sein werde.«

»Meine Mittheilung,« entgegnete der Amtmann nach einiger Zeit, »betrifft allerdings die Verschwundene, aber,« setzte er, den freudigen Ausdruck auf dem Gesichte der Fürstin bemerkend, hinzu, »die Wünsche Ew. Durchlaucht werden dadurch nicht in Erfüllung gehen.«

»Nicht?« – erwiderte diese bewegt. – »Reden Sie, Herr Amtmann, ich wünsche das zu erfahren, was Sie mir zu sagen haben.«

»Man hat das Grab des armen Kätchen gefunden – denn es scheint mir unzweifelhaft, daß die Gebeine derjenigen, welche jenes Grab verbarg, die des verschollenen Mädchens sind.«

Die Fürstin war auf einen Sessel hingesunken, und es währte eine Zeit lang, ehe sie so weit Herrin ihrer Gefühle wurde, um durch eine Bewegung der Hand dem Amtmann anzudeuten, er möge in seiner Erzählung fortfahren.

»Auf der Höhe des Nisterkopfes, dessen ganze Fläche mit den daranstoßenden Abhängen und niederen Berggrücken einen Hochwalddistrikt von beinahe einer Quadratmeile bildet, werden jetzt mehrere bedeutende Holzfällungen vorgenommen, welche der Förster Steffen, der Schwager der Verschollenen, leitet. Derselbe benachrichtigte mich gestern, daß man dort in einer Schlucht, die anscheinend seit Jahren kein menschlicher Fuß betreten, einen Hügel entdeckt habe, der, obgleich bereits mit Laub und Farrenkräutern bedeckt, einem Grabe ähnlich sehe und, wie die nähere Besichtigung ergeben habe, nicht früher als vor einigen Jahren aufgeworfen sein könne.

»Ich begab mich nebst dem Actuar an Ort und Stelle und überzeugte mich, nach genauer Besichtigung der Oertlichkeit, von der Richtigkeit der gemachten Anzeige. Die Vegetation auf jenem Hügel, welcher genau die Länge und Breite eines Grabes hatte, war eine jüngere,

als die unmittelbar daneben befindliche, auch entdeckte man sogleich beim Aufgraben an den ringsum durchstochenen und theilweise abgehauenen Baumwurzeln, daß hier Axt und Spaten vor noch nicht langer Zeit thätig gewesen sein müsse. In der Tiefe von sechs Fuß fanden wir einen durch die Verwesung fast ganz zerstörten Leichnam; denn nur noch das Skelett und einige Ueberbleibsel von Kleidungsstücken, sowie einzelne Theile einer groben Matte, in welche der Körper gehüllt gewesen zu sein schien, bot sich unseren Blicken dar. In einem Sarge hatte derselbe offenbar nicht gelegen, denn hievon zeigte sich nirgends auch nur die geringste Spur. Die Leiche lag auf dem Rücken, wie man deutlich erkennen konnte, die Hände vorn auf der Brust gefaltet.«

»Und was berechtigt zu dem Schlusse, daß Sie dort die Ueberreste des armen Kätchen gefunden haben?« fragte die Fürstin, als der Amtmann in seiner Erzählung bis hieher gekommen war, offenbar von dem Entschlusse beiseelt, die Vermuthung desselben so lange als möglich zu bezweifeln.

»Niemand von uns,« fuhr der Amtmann fort, »dachte beim Anblick dieser traurigen Reste eines menschlichen Körpers an Kätchen, deren schöne blühende Gestalt noch in Jedes Erinnerung lebt. Bei näherer Besichtigung entdeckte man jedoch an einem der Fingerknochen, jetzt lose hangend, einen kleinen silbernen Ring. Bei dem Anblicke desselben stürzten dem armen Förster die Thränen in die Augen, und sprachlos betrachtete er bald den Ring, bald die unten in der Grube liegenden Gebeine, bis

er endlich in den Ausruf ausbrach: »So finde ich meine arme Schwägerin wieder!«

»Ew. Durchlaucht mögen sich unser Erstaunen, unsere Bestürzung denken. – Der Förster erkannte den Ring als den, welchen Kätchen immer getragen, und als den Trauring ihrer verstorbenen Eltern, den ihr Vater Kätchen auf seinem Todtbette gegeben hatte. Die Namen der Eltern, sowie das Datum des Tages, an dem sich dieselben verheirathet, welches Alles sich auf der innern Fläche eingegraben findet, lassen darüber keinen Zweifel aufkommen; er ist außerdem bereits von mehreren Personen, welche die Todte, wie wir sie jetzt wohl nennen dürfen, genau kannten, namentlich von der Schwester derselben anerkannt worden. Ich aber kann bezeugen, daß der Ring an dem Mittelfinger der linken Hand der Todten, welche in jenem Grabe gelegen, sich befunden hat.

»Die in meinem Beisein von drei Aerzten vorgenommene Untersuchung jener Reste eines menschlichen Wesens haben ergeben, daß sie einem weiblichen Körper angehören, und daß soweit sich dies jetzt noch beurtheilen läßt, eine gewaltsame Todesart nicht anzunehmen sei.«

»Und wenn wirklich jener Leichnam der des unglücklichen Kätchen wäre,« fragte die Fürstin, »wie ist er zu dieser Bestattung an einem so öden einsamen Orte gekommen? Wie hat die Arme ihr Leben verloren und welche menschliche Hand hat ihr den letzten Dienst erwiesen? Leitete sie Schuld oder Barmherzigkeit und Mitgefühl? Haben Sie keine Antwort, keine Vermuthung auf alle diese sich nothwendig aufdrängenden Fragen?«

»Diese und noch mehrere andere habe ich mir schon selbst gestellt,« antwortete der Amtmann in seiner ruhigen klaren Redeweise; »aber es ist mir bis jetzt nicht gelungen eine irgend genügende Antwort darauf zu finden. Daß die Todte bestattet worden ist, leidet keinen Zweifel; derjenige der es gethan, hat entweder Eile gehabt oder es fehlte ihm an den nöthigen Mitteln, um der Gestorbenen einen Sarg zu verschaffen. Gegen eine gewaltsame Todesart streitet die Vermuthung, denn es ist an den noch vorhandenen Gebeinen nicht die geringste Spur irgend einer Verletzung zu entdecken, auch scheint die Lage der Todten, ihre gefalteten Hände, sowie der aufgeworfene Grabhügel selbst anzudeuten, daß derjenige, welcher in den letzten Augenblicken ihres Lebens sich um sie befand, ihr kein Leid zugefügt habe, vielmehr besorgt gewesen sei, ihr alle in seinen Kräften stehende Dienstleistungen zu erweisen.«

»Und doch erheischt es Ihre Pflicht, Herr Amtmann, genau nachzuforschen, ob hier nicht ein großes Verbrechen begangen worden sei. – Wie lange hat die Todte nach der Meinung der Aerzte in der Erde gelegen? oder mit andern Worten, wann wäre nach diesem Allen das arme Kirchen gestorben?«

»Man ist einstimmig der Meinung, daß der Tod ungefähr vor drei Jahren erfolgt sein müsse, so daß er wahrscheinlich das Mädchen kurz nach seinem Verschwinden ereilt hat.«

»Im Mai sind es drei Jahre geworden, und jetzt ist es November,« bemerkte nachdenkend die Fürstin.

»Mit positiver Gewißheit läßt sich natürlich die Zeit, wie lange der Körper in der Erde zugebracht, nicht angeben,« setzte der Amtmann hinzu, »doch ist wohl anzunehmen, daß bald nach jenem Tage, wo Ew. Durchlaucht das Mädchen zuletzt gesehen, sie ihr Leben durch irgend einen Zufall eingebüßt habe. Vielleicht hat eine mitleidige Hand die Todte oder Sterbende gefunden und ihr den letzten traurigen Dienst erwiesen.«

»Gab das Benehmen des Försters beim Anblick der Leiche zu keinem Verdachte gegen ihn selbst Veranlassung?« fragte die Fürstin mit einem ihr sonst völlig fremden Mißtrauen.

»Nicht im Mindesten, Ew. Durchlaucht, der Mann war völlig unbefangen beim Aufdecken des Grabes; er selbst hatte mir ja die Anzeige gemacht; er blieb gleichgültig bis er den verhängnißvollen Ring erblickte, und sein Schmerz war dann eben so unverstellt, als früher seine Theilnahmlosigkeit. Auch würde es nicht in seinem Interesse gelegen haben, damals seine Schwägerin zu verbergen oder gar zu tödten, im Gegentheil –«

»Lassen wir das,« unterbrach den Redenden, welchen sein Amtseifer zu weit zu führen drohte, die Fürstin; »ich sehe, daß für jetzt wenig ermittelt werden kann, und wünsche, daß die traurigen Ueberreste in aller Stille und mit so wenig Aufsehen als möglich der Erde bald wieder anvertraut werden.«

»Ich bin zugleich gekommen in dieser Beziehung Ew. Durchlaucht Befehle zu empfangen,« erwiederte ehrerbietig der Amtmann.

»So lassen Sie die Todte in dem kleinen Gärtchen am Forsthause, unfern der Geisblattlaube bestritten. Mögen ihre irdischen Reste an der Stelle ruhen, wo sie ihre irdische Ruhe verloren hat,« sagte gedankenvoll die Fürstin.

Noch lange stand die edle Frau in tiefem Sinnen verloren, nachdem sich der Amtmann entfernt hatte, sie fühlte sich ergriffen und im Innersten bewegt von dem traurigen Geschehniß des armen Mädchens, welches sie nur wenige Minuten gesehen, das aber doch einen unauslöschlichen Eindruck in ihrer Seele zurückgelassen hatte.

Der Wille der Fürstin wurde zwar pünktlich vollzogen und die Bestattung in der größten Stille vorgenommen, dennoch wurde die Begebenheit, von welcher so viele Personen Kenntniß hatten, bald allgemein bekannt und erregte um so größeres Interesse und Aufsehen, als man nun das Verschwinden und den Tod Kätchens mit dem schnellen Ableben des Fürsten selbst in Verbindung brachte und nicht müde wurde sich in allen möglichen Muthmaßungen zu erschöpfen.

So sehr sich auch der Amtmann bemühte die näheren Umstände von Kätchens Tode zu erforschen, es gelang durchaus nicht, irgend eine Spur aufzufinden, welche zu weiteren Entdeckungen hätte führen können; der Grabhügel im Schatten der Geisblattlaube, unfern des Försterhauses an der kleinen Waldwiese, blieb vielmehr nach wie vor mit dem Schleier eines Geheimnisses bedeckt, welches zu erforschen sich Neugierde sowohl als Theilnahme vergebens bemühten. Als aber der Frühling seine

Blüthen darüber streuete und die Zeit die frisch geschaukelte Erde mit einer Grasnarbe überzog, schwand auch dieses Grab, so wie alle übrigen auf der Erde, nach und nach aus dem Gedächtnisse der lebendigen Menschen und hörte auf ein Gegenstand des Interesses zu sein. –

Das arme Kätchen war vergessen. Der Förster Steffen und seine mehr und mehr wachsende Familie freute sich des ihm zugefallenen reichen Erbes, und es wurde immer seltener, wo selbst diese nächsten Verwandten, durch irgend eine äußere Veranlassung bewogen, derjenigen gedachten, deren unglücklichern Schicksale sie ihren irdischen Wohlstand zu verdanken hatten.

Jahre verflossen und wenig änderte sich auf dem Schlosse Greifenstein. Die Zeit zog einförmig darüber hin, ohne durch ein hervorstechendes Ereigniß irgend einen Abschnitt in ihrer Bahn zurückzulassen. Diejenigen, welche das Zenith ihres Lebens überschritten hatten, senkten sich rasch oder langsam dem Horizonte zu, andere stiegen auf, voll jugendlichen Strebens, voll Thatenlust und Hoffnungen, emsig bemüht den Scheitelpunkt ihres Glückes zu erreichen, um ebenfalls, den ewigen Gesetzen der Bewegung folgend, nur einen kurzen Moment dort zu verweilen und ihr Geschick zu erfüllen.

Unter der sorgsamsten Aufsicht und Pflege gediehen die Kinder, deren Erziehung die Fürstin mit unermüdlicher Sorge sich widmete.

Egon und Bruno hatten die Jahre der Kindheit zurückgelegt und Ideen anderer Art fingen an in ihrem Kopfe und in ihrem Herzen Raum zu gewinnen. Egon war 14,

Bruno 15 Jahre alt geworden. Die Theilnahme und Neigung des ersteren zu der kleinen nunmehr siebenjährigen Malfi hatte, wenn auch nicht nachgelassen, doch in ihren äußeren Kundgebungen sich verringert. Dem aufstrebenden Knaben sagte die Gesellschaft des noch völlig in der Kindheit befindlichen Mädchens nicht mehr zu; um so inniger schloß er sich an Bruno an, und es schien der Freundschaft vorbehalten, die ersten jugendlichen Blüthen seines reichen warmen Gefühles empor zu treiben. Bald nach der Aufnahme Malfi's hatte sich ihr Bruder Bebby von Zeit zu Zeit eingefunden und, unter dem Vorwande sich nach dem Ergehen seiner Schwester erkundigen zu wollen, den beiden Knaben sich angeschlossen, welche in dem aufgeweckten, schlaunen und körperlich gewandten Jungen einen willkommenen Gespielen erblickten. Im Anfange hatte man diese Annäherung zu verhindern gesucht, da Bebby jedoch immer wieder gekommen und sich stets ordentlich betragen hatte, so gewöhnte man sich nach und nach an ihn, ja vermißte ihn wohl sogar, wenn er, was zuweilen geschah, mehrere Tage ausblieb.

Um diese Zeit waren verschiedene Ritterromane, und auch Tasso's befreites Jerusalem den Knaben in die Hände gekommen und hatten ihren Ideen eine ganz neue Richtung gegeben. Die einzelnen darin beschriebenen Kämpfe wurden, nachdem man sich mit Rüstungen von Pappe versehen hatte, alle durchgefochten; ein alter verfallener Thurm am Ende des Parks diente dabei als Burg und blieb, während der ganzen romantischen Periode der

auf dem Uebergange zum Jünglingsalter sich befindenden Knaben, der Mittelpunkt ihrer Thaten. Mit dem jenen Jahren eigenthümlichen, oft kaum zu ahnenden Ideenreichthum, hatte man in jener Warte verschiedene theilweise sehr mühsame Einrichtungen getroffen. Ein Gemach war von allem Schatte befreit worden und diente als Rittersaal; auf hervorspringenden Steinen gelangte man kletternd in einen oberen Raum, welcher als die eigentliche Wohnung angesehen wurde, und wo man sich gegen jeden feindlichen Angriff dadurch gesichert hielt, daß man Jeden, der es unternehmen möchte die ohnehin gefahrvolle Kletterei zu wagen, mit Steinen todtwerfen konnte. Hier befanden sich die Rüstungen, Schilde, Armbrüste, Lanzen und Schwerter, sowie mehrere Lagerstätten von Laub mit Decken überlegt. Der alte verfallene Keller war mit vieler Mühe von dem darin befindlichen Schutte geleert und diente theils zur Abhaltung des heimlichen Gerichts, theils zum Burgverlies. Durch ein feierliches Versprechen hatten die Knaben gelobt, Niemandem das Dasein dieses Versteckes zu verrathen, welches, da man sorgfältig von Außen jede auffallende Veränderung vermieden hatte, auch wirklich von Keinem gekannt war.

Es gewährte den Knaben ein großes Vergnügen oben auf dem Mooslager zu liegen, aus einigen alten Krügen Wasser zu trinken und in dem Gedanken zu schwelgen, ohne alle Beobachtung sich zu befinden. Man redete dann nur in der den Ritterromanen entnommenen Sprachweise und schwatzte so das abentheuerlichste Zeug.

Was jedoch die eingebildeten Ritter und Wegelagerer am meisten betrübte war der Umstand, daß sich eigentlich Niemand um sie bekümmerte. Die Wache, welche beständig auslugte, während die Anderen ruhten, hatte nie etwas zu berichten; die Berathungen, die, nachdem alle Einrichtungen getroffen waren, keinen eigentlichen Gegenstand mehr hatten, fingen an langweilig zu werden, und die aus der Phantasie entlehnten und untergeschobenen Thatsachen begannen sich zu häufig zu wiederholen. Kurz, es fehlte an Ereignissen, und diese mußten auf jede Weise herbeigeführt werden, sollte das ganze Ritterwesen nicht in Verfall gerathen.

Bebby, dem man eigentlich niemals die vollen Rechte der Gleichheit zugestanden hatte, wurde zum Werkzeuge in dieser Beziehung ausersehen. Viel schlauer und in seinem Verstande gereifter, als die beiden übrigen Knaben, ließ er, der bei allen seinen Handlungen sowohl seine als die Interessen seiner Stammgenossen verfolgte, sich willig die ihm zugedachte Rolle übertragen. Er spielte den Verräther, den Räuber, den Feigling ganz so, wie es seine beiden ritterlichen Kameraden wünschten. Es wurden nun vielfache Kämpfe ausgeführt, in denen Bebby natürlich immer unterliegen mußte, Verhöre und heimliche Gerichte im Keller gehalten und die Strafen scheinbar stets an dem Verurtheilten vollzogen. Das immer wiederkehrende Sichgegenüberstehen, wenn auch nur in vorher verabredeten Fehden, die dennoch zuweilen einen andern Ausgang nahmen, und wobei kleine Verletzungen oft unvermeidlich waren, erzeugte bei den verschiedenen

Parteien nach und nach eine gereizte Stimmung, welche sie die Grenzen des getroffenen Uebereinkommens nicht selten überschreiten ließ. Es gelang Bebbby mehrmals, die beiden jungen Tugendrepräsentanten wirklich zu überlisten und sich in dem Besitze des oberen Gemaches längere Zeit gegen ihren Willen zu erhalten, so daß man genöthigt war die angenommenen Rollen aufzugeben und ihm mit einer wirklichen Züchtigung zu drohen, wenn er nicht ordentlich weiter spielen wolle. Gegen diese Anmaßungen gebrauchte man dadurch wieder Repressalien, daß man ihn oft längere Zeit zur Vollstreckung eines gegen ihn erlassenen Urtheils in den Keller einsperrte. So entstand wirklich ein kleiner Krieg unter den Knaben, in welchem jedoch die Schlaueit des jungen Zigeuners fast immer den Sieg davon trug.

Eines Tages hatte man die Ausführung einer sehr verwickelten Begebenheit verabredet, welche, einem Ritterroman entnommen, darin bestand, daß ein Raubritter ein Fräulein, die Braut eines Andern entführt, in seiner Burg vergeblich lange Zeit belagert wird, dann aber, durch List verleitet, auf dem Wege nach einer andern Veste mit dem Fräulein, nach heftigem Kampfe wieder in die Hände der Befreier der Dame fällt; diese ziehen im Triumph nach ihrer Burg zurück, wo die Vermählung des jungen Paares stattfindet, nachdem der schändliche Raubritter zu ewigem Gefängniß im Burgverlies verurtheilt worden ist.

Bebby war natürlich hierbei wieder die Rolle des Raubritters zuggedacht, welche anzunehmen er auch keinen Augenblick Anstand fand. Bruno sollte den Bräutigam

machen, und Egon war sein ihm für Leben und Tod ergebener Freund. So schnell man bis hieher mit der Verteilung der Rollen gekommen war, so große Schwierigkeiten bot dagegen die Herbeischaffung eines passenden Fräuleins dar. Man hielt hierüber eine lange Berathung, deren Resultat endlich darin bestand, Malfi in das Geheimniß, gegen das feste Versprechen der Verschwiegenheit, einzuweihen und sie das Fräulein vorstellen zu lassen.

Das kleine Mädchen fügte sich gern dem Willen der älteren Knaben, und so zog man an einem Nachmittage, die kurze Abwesenheit der Fürstin benutzend, zusammen nach dem alten Thurme. Hier wurde zuerst Malfi mit den verschiedenen Einrichtungen bekannt gemacht, doch konnte man sie nur mit Mühe dahin bringen in den dunklen Keller zu treten, aber durch keine Ueberredung bewegen das obere Gemach auf der gefahrvollen Bahn zu erklettern.

Für die Hunden war dieser nicht vorher bedachte Umstand sehr unangenehm, weil dort oben gerade der Schluß der ganzen Begebenheit, die Vermählung des wieder vereinten Paares, gefeiert werden sollte. Man waffnete sich indeß, welche Zeit Bebby benutzte, um Malfi nach einem unweit davon gelegenen Pavillon zu führen. Diese befand sich ungern in der Gesellschaft ihres Bruders, und folgte ihm wirklich mit Widerwillen.

»Du gehst nicht gern mit mir, Malfi,« sagte Bebby zu ihr, nachdem sie durch die Windungen des Weges den

Anblick des alten Thurmes verloren hatten, »hast Du Deinen Bruder nicht lieb?«

»Ich habe Dich wohl lieb, aber Egon habe ich doch lieber.«

»Und weshalb hat Malfi Egon lieber? ich bin doch Dein Bruder!«

»Egon ist auch mein Bruder und viel freundlicher gegen mich als Du.«

»Egon ist nicht Dein Bruder, Malfi; Du bist ein Zigeunerkind; vergiß das niemals; wenn sie jetzt auch freundlich gegen Dich thun, im Herzen können sie Dich doch nicht leiden, und wenn Du älter wirst, werden sie Dich hassen und verachten.«

»Du bist ein unartiger böser Junge, Bebby; ich mag nicht mit Dir gehen; ich werde Egon sagen, wie Du von ihm sprichst;« sie drehte sich bei diesen Worten um und machte Miene zurückzukehren.

»Komm Malfi,« sagte Bebby tückisch, »komm, Du mußt mit, sonst können wir ja nicht weiter spielen, Du mußt mit mir gehen, auch später wirst Du das müssen.«

»Ich will aber nicht,« entgegnete Malfi entschlossen, indem sie stehen blieb.

»Ach! das hilft Dir nichts, kleines Ding, Du wirst thun, was ich Dir sage,« erwiderte Bebby ihr einen Stoß in den Rücken versetzend, daß sie eine Strecke forttaumelte. Malfi fing an zu schreien, Bebby aber zog sie fort und brachte sie in den Pavillon, den er, der Abrede gemäß, hinter sich zuschloß.

Malfi schrie unaufhörlich und bald erschienen Egon und Bruno gewappnet.

»Warum schreit Malfi?« fragte Egon besorgt, »Du hast ihr doch nichts gethan, Bebby?«

»Ach! sie will heraus; das Mädchen ist noch zu dumm, sie denkt, ich wollte sie einsperren.«

»Er hat mir weh gethan, Egon,« rief weinend Malfi, »ich will heraus, er sagt, ich sei ein Zigeunermädchen und Du wärst nicht mein Bruder.«

»Das hat er gesagt, und er hat Dir etwas gethan? Mach auf Bebby! Laß mich zu Dir hereinkommen, wart nur!«

»Es ist ein widerlicher Junge,« rief Bruno ebenfalls entrüstet, er muß ordentlich gezüchtigt werden – aufgemacht!«

»Ich mache nicht auf,« antwortete Bebby ruhig, darf ich dem Mädchen nicht sagen, daß sie meine Schwester und ein Zigeunerkind sei? ist's nicht die Wahrheit?«

»Mache auf Bebby oder wir prügeln Dich windelweich,« schrien die Knaben.

»Ich mache nicht eher auf, als bis Ihr verspricht ruhig weiter zu spielen und mir nichts zu thun.«

»Das wollen wir sehen,« riefen die Angreifenden und begannen die Thüre mit Gewalt zu sprengen; diese widerstand jedoch ihren Anstrengungen und es kam wieder zu Unterhandlungen, deren Resultat war, da sich Malfi inzwischen auch beruhigt hatte, daß das Spiel seinen verabredeten Gang gehen solle.

Der wirkliche Angriff auf den Pavillon wurde als der fingirte betrachtet und die beiden Ritter zogen ab. Bald

verließen auch Bebby und Malfi wieder ihren Zufluchtsort und wurden unfern des Thurmes von Egon und Bruno überfallen. Der Kampf, welcher hier stattfand, bewies Bebby nur zu deutlich, daß in dem Herzen seiner angeblichen Feinde noch eine große Menge wirklichen Grolles gegen ihn vorhanden war. Er erhielt einige tüchtige Hiebe mit den hölzernen Schwertern, welche es jeden Falls höchst zweifelhaft ließen, ob sie noch als der Ausfluß eines verabredeten Scherzes angesehen werden konnten. Bebby wehrte sich in gleicher Weise; auch seine Schläge waren nicht sanft und so kam es zu einer ziemlich ernstern Prügelei, in welcher Bebby jedoch nicht eher überwältigt wurde, bis er seine beiden Gegner übel zugerichtet hatte. Namentlich war Bruno schlecht weggekommen, welcher einen Hieb über den Kopf empfing, der seinen Helm zertrümmerte und seine Nase so verletzte, daß das Blut lange Zeit nicht zu stillen war. Die beiden Ritter schleppten nun den Gefangenen in das Burgverlies, wo er zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt werden sollte.

»Es ist ein falscher, schlechter Junge der Bebby,« rief Bruno, noch immer blutend, »ein tückischer Bengel, wir müssen ihn exemplarisch bestrafen, Egon, sieh nur, wie er mich geschlagen hat!«

»Habt Ihr nicht angefangen?« entgegnete Bebby; »glaubt Ihr, Ihr könnt mich nach Herzenslust prügeln und ich soll mich nicht wehren, weil ich ein Zigeuner bin? Es ist Dir recht gesund, Du Prahlhans, daß Du den Hieb bekommen hast, ich wollt', ich hätte Dich noch besser getroffen!«

»Was? Du willst hier noch frech sein? Du lumpiger Zigeunerjunge,« schrie Bruno ergrimmt. – »Komm Egon, wir wollen ihn in den spanischen Bock spannen, da wird er wohl anderen Sinnes werden.«

»Erst wollen wir ihn verhören,« entgegnete dieser, der immer noch zweifelhaft war, ob das Spiel fortgesetzt werden sollte.

»Ach was,« rief Bebby, »mit Eurem Kribskrabs, ich mag nicht weiter spielen, ich will fort, Ihr könnt verhören, wen Ihr Lust habt –«

»Du mußt Dich verhören lassen Bebby, wir haben es ausgemacht, Du wirst nicht eher entlassen werden,« entgegnete Egon.

»Ich will aber gehen,« trotzte der Zigeunerknabe, »und sehen, wer mich daran hindert!« mit diesen Worten suchte er den Eingang zu gewinnen und stieß Egon, der ihm in den Weg getreten war, unsanft zurück. Bruno faßte ihn jedoch von hinten um den Hals, und beide rissen ihn bald zu Boden. Es wurden nun dem zur Wuth gereizten Bebby Hände und Füße gebunden, nach vielen vergeblichen Versuchen endlich die gefesselten Hände über die zusammengebogenen Knie gestreift und zwischen diesen und dem Ellenbogengelenk ein Stock gesteckt. Bebby hatte in diesem ungleichen Kampfe alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Gegenwehr gebraucht, er hatte um sich getreten und geschlagen und zuletzt Bruno in den Arm gebissen. Als es endlich seinen Gegnern gelungen war,

ihn so zu fesseln, daß er kein Glied seines Körpers rühren konnte, zeigten seine Züge den Ausdruck der heftigsten Wuth; sein Gesicht war kirschbraun, Schaum lag vor seinem Munde und die kohlschwarzen Augen leuchteten in der Dämmerung des Kellers. Seine Peiniger standen, selbst erschöpft von der Anstrengung, vor ihm und betrachteten den auf dem Boden liegenden zusammengeknabbelten Feind. Egon fühlte zuerst das unritterliche der begangenen That und bemühte sich derselben ein solches Motiv unterzulegen, als habe sie eigentlich mit zum Spiele gehört.

»Es ist unrecht von Dir, Bebby,« begann er nach einiger Zeit, »daß Du zuerst Ernst gemacht hast; es, blieb uns nichts übrig, als Dich zu fesseln, sonst wärest Du fortgelaufen und wir hätten nicht weiter spielen können; wenn Du versprichst nun ordentlich zu sein, werden wir Dich losmachen, wenn Dich das Fräulein gesehen hat.«

Bebby antwortete nicht, als aber Egon den Keller verlassen hatte, um Malfi zu holen, stieß er mehrere Schimpfwörter gegen diesen und Bruno aus.

»Wart', das Schimpfen will ich Dir vertreiben, Zigeunerjunge,« spottete Bruno, in dessen Herzen noch immer die Rache kochte. Langsam trat er zu dem Wehrlosen und gab ihm mehrere Schläge in's Gesicht. Dieser schnappte um sich, wie ein gefesselter Hund, als er jedoch das Vergebliche dieses ihm einzig übriggebliebenen Vertheidigungsmittels sah, begann er aus vollem Halse zu schreien. Mit den Worten: »das soll Dir wenig helfen,« steckte ihm Bruno behend sein Taschentuch in den geöffneten

Mund, und stopfte es soweit hinein, bis der Gepeinigte nur noch dumpfe Töne der Wuth und des Schmerzes von sich zu geben im Stande war; dann stieß er ihn hohnlachend mit dem Fuße von einer Seite auf die andere.

Der Zustand des armen Bebby war wirklich ein beklagenswerther, seine Wuth erreichte den höchsten Grad, gewaltsam warf er den Kopf auf den harten Steinboden des Kellers und machte vergebliche Anstrengungen seine Bande zu sprengen.

Inzwischen kehrte Egon in Begleitung von Malfi zurück.

»Hier seht Ihr den Verräther, mein Fräulein,« begann dieser das Spiel fortführend, »er hat den gebührenden Lohn empfangen, gefesselt liegt er zu Euren Füßen.«

Malfi hatte es zuerst nicht vermocht in der Dämmerung des Kellers einen Gegenstand zu erkennen; als sie nun aber ihren Bruder in diesem bejammernswerthen Zustand erblickte, fing sie, von Schreck ergriffen, an heftig zu schreien, und entfloh so rasch, daß die beiden Knaben, welchen dieser Entschluß Malfi's zu unerwartet gekommen war, sich bald davon überzeugten, daß es vergeblich sein würde sie einzuholen. Als sie aus dem Keller traten hörten sie Malfi's klägliches Geschrei bereits in ziemlicher Entfernung und die verhängnißvollen Worte: »sie bringen den armen Bebby ums Leben,« welche Malfi fortwährend ausrief, erregten bei ihnen die begründete Besorgniß, daß bald mehrere Leute hieher kommen würden und daß dieser unwillkommene Besuch zur Entdeckung ihres ihnen so lieben Versteckes führen könne.

Man beschloß also sofort die Bande Bebby's zu lösen, sich in das obere Gemach zurückzuziehen und dort in aller Stille die Ereignisse abzuwarten.

»Bebby,« redete Egon diesen an, »Malfi ist fortgelaufen, weil sie glaubt, wir hätten Dich im Ernste gebunden, wir müssen Alle oben hinauf; dort wollen wir uns ganz still halten, bis die Leute wieder fort sind.«

Während er dieses sprach, begann er Bebby's Fesseln zu lösen und bemerkte erst jetzt das Tuch in dessen Munde. »Was hast Du gemacht Bruno? der arme Bebby hätte ersticken können; schäme Dich! das ist sehr Unrecht von Dir!«

»Er wollte schreien; die Verräther werden immer so gebunden, wenn sie widerspenstig sind, und Bebby wollte es nicht anders haben,« erwiederte dieser sich entschuldigend.

Der Gefesselte stand wieder auf seinen Füßen, der letzte Strick von seinen Händen wurde abgenommen. Es schien als ob er einen Augenblick seine Glieder prüfte, ob ihm die noch heftig schmerzenden ihren Dienst nicht versagen müßten; dann sprang er vorwärts und war augenblicklich aus dem Keller verschwunden. Die beiden Knaben eilten ihm verwundert nach und sahen ihn mit der Behendigkeit einer Katze die Mauer hinauf nach dem oberen Gemache des Thurmes klettern.

Als er oben angekommen war, blieb er hohnlachend stehen. Mit tückischer Schadenfreude blickte er auf die unten befindlichen Knaben herab, dann begann er Alles, was oben sich befand, Helme, Panzer, Lanzen u. s.

w. zu zerbrechen, zu zerreißen und zu zerschlagen und die Stücke hinabzuwerfen

Hierüber natürlich aufs Heftigste erzürnt, machten die Knaben Miene gleichfalls hinaufzuklettern, um dieser Zerstörung Einhalt zu thun. Bebby, der diese Absicht jedoch sogleich erkannte, trat an die obere Oeffnung, indem er drohend hinabrief: »Den Ersten, der einen Versuch macht heraufzukommen, werfe ich einen Stein auf den Kopf. – Glaubt Ihr dummen Jungen Ihr könntet mich schinden wie ein Stück Vieh, blos weil es Euch Spaß macht? – Alles soll herunter, Nichts soll ganz bleiben und Keiner soll mich daran hindern.«

»Das wollen wir sehen,« rief Egon im heftigsten Zorn und begann entschlossen an der Mauer hinaufzuklettern; bald taumelte er jedoch von einem Steinwurf an den Kopf getroffen zurück, der ihn gefährlich verletzt haben würde, hätte der Helm von dicker Pappe ihm nicht einen wirksamen Schutz geleistet. Das über sein Gesicht herabrieselnde Blut steigerte nur seine Wuth und schwächte keineswegs den Entschluß sein Vorhaben auszuführen.

»Der hat's, der hat's,« schrie Bebby, »ich wollte 's wäre der Andre gewesen, doch der hat nur Muth, wenn ich mich nicht rühren kann.«

Während er dieses sprach, fuhr er in seiner Zerstörung fort und noch immer flogen die Trümmer der Rittergeräthschaften durch die Oeffnung hinab.

»Platz da unten,« rief jetzt Bebby, »'s konnnt die Hauptsache.«

Mit Mühe schleppte er einen schweren Sessel, den man vom Speicher des Schlosses seiner alterthümlichen Form wegen hierher getragen und nicht ohne viele Anstrengungen hinaufgezogen hatte, an die Oeffnung.

»Platz unten, oder Ihr werdet unter dem Thronsessel begraben.«

Die Knaben wichen zurück, mit lautem Krachen stürzte der schwere Sessel auf den steinernen Boden des Thurms, mit ihm zugleich aber auch Bebby, der das Gleichgewicht verloren hatte. Er lag unter den Trümmern und Fetzen regungslos mit dem Gesicht auf der Erde.

Theilnahmvoll eilte Egon sogleich hinzu.

»Bebby! Bebby!« rief der selbst noch blutende Knabe, »hast Du Dir weh gethan? – Sprich Bebby. – Mein Gott! Bruno, er regt sich nicht!«

»Laß ihn liegen! Egon,« erwiederte dieser noch innner voll Haß und Aerger, »er verstellt sich, und wenn er das Gnick gebrochen hat, was ist an solchem Zigeunerjungen gelegen!«

»Es wäre schrecklich,« rief Egon in namenloser Angst. »Bebby! Bebby! rede, rede doch nur.«

Bebby aber rührte sich nicht, er redete auch nicht mehr, denn er hatte wirklich das Gnick gebrochen.

VIERTES KAPITEL.

Wie rauh, o Mensch, ist selbst dein Gruß der Liebe!

Preßt deine Hand des Freundes Hand in sich,
Scheint's fast, als ob es dich zu sprechen triebe:

Freund, fühle meine Kraft und wahre Dich!

Anastasius Grün.

Schreck ergriff die Knaben, als die Ueberzeugung, Beby könne wirklich todt sein, in ihrer Seele Raum zu fassen begann. Vor Allem war der Zorn Bruno's plötzlich herabgestimmt und an seine Stelle Angst über die möglichen unangenehmen Folgen dieses Ereignisses für ihn getreten.

»Ich glaube er ist wahrhaftig todt, Egon: er rührt sich nicht – komm, laß uns fortlaufen, wenn sie uns hier finden, glauben sie am Ende wir hätten ihn getödtet.«

Egon hörte wenig auf die Rede seines Genossen, noch immer mit dem Todten beschäftigt, kniete er an seiner Seite, rieb seine Schläfe, knöpfte ihm die Kleidung auf und rief fortwährend seinen Namen. Die Thränen flossen ihm bei diesen Bemühungen über die Backen und mischten sich mit dem Blute, welches noch immer aus der Wunde quoll, die ihm der Todte geschlagen hatte.

»Komm Egon! komm! ich höre Stimmen,« rief Bruno ängstlich und verschwand in demselben Augenblicke in den angrenzenden Gebüsch des Gartens.

Den auf Malfi's Geschrei herbeigeeilten Personen, an deren Spitze sich der Amtmann befand, bot sich ein seltsamer Anblick dar. Mitten unter den Fetzen und Trümmern einer anscheinend zerstörten Theatergarderobe,

lag der leblose, blasse, bereits vom Tode gezeichnete Zigeunerknabe, ihm zur Seite kniete der junge Fürst, die Hand des Verunglückten in der seinigen haltend, selbst mit Blut und Staub bedeckt, den Kopf mit einem theilweise zertrümmerten Ritterhelm bekleidet.

»Was ist hier vorgefallen?« rief der Amtmann. »Bebby ist todt! Wie kam er um? reden Sie, es ist an Ihnen hierüber eine sehr bündige Erklärung abzugeben!« fuhr er Egon an.

Dieser richtete sich stolz auf und maß den Amtmann mit einem ruhigen sichern Blick; als er jedoch wieder auf Bebbby sah, vermochte er es nicht die Thränen zurückzuhalten, welche unwillkürlich aus seinen Augen drangen, und mit der Miene des Trotzes und der Entschlossenheit im Widerspruche standen, die er zu behaupten suchte.

Offenbar in der Absicht die Gefühle, welche sein Innerstes bewegten, vor den Versammelten nicht weiter kund zu geben, stand er auf und machte Miene den Thurm zu verlassen.

»Wenn Sie gehen wollen, mein junger Herr,« sagte der Amtmann in gerechter Entrüstung, »so werde ich Sie begleiten. Sie sind dem Gerichte Aufklärung schuldig, und werden sich nicht von meiner Seite entfernen.«

Egon erwiderte auch auf diese Rede kein Wort, sondern verließ, nachdem er noch einen langen Blick auf den Todten geworfen hatte, von dem Amtmanne gefolgt das Gemach, welches so oft die fröhlichen Spiele der Knaben gesehen hatte, und nun der Schauplatz eines so unerwartet traurigen Ereignisses geworden war.

Erst der Mutter erzählte Egon, anfangs ruhig, dann unter heftigen Weinen den Hergang der Begebenheiten, nachdem man lange vergeblich versucht hatte, ihn in Gegenwart des Amtmanns zu einer Erklärung zu vermögen. Die Bitten, selbst die Befehle seiner Mutter waren ohne Erfolg geblieben, er stand stumm und regungslos vor ihnen, die Lippen seines zusammengepreßten Mundes fest geschlossen. Als aber der Amtmann sich, dem Willen der Fürstin gemäß, entfernt hatte, da öffnete sich sein Herz, er fiel seiner Mutter um den Hals und nur mit Mühe vermochte sie aus den fortwährenden Klagen um den Todten den eigentlichen Hergang des traurigen Ereignisses zu entnehmen. Egon selbst nahm alle Schuld auf sich, Bruno hatte nur seinen Willen vollzogen, ja die Aufregung des Knaben wurde am Schlusse seiner Erzählung so stark, daß die Fürstin selbst ihn beruhigen, trösten, seine Handlungsweise entschuldigen und das Erfinderische seiner Selbstanklage widerlegen mußte.

Bruno's und Malfi's Erzählungen, so wie die Besichtigung des alten Thurmes und der darin gefundenen Geräthe, ließen über die Richtigkeit der Erklärung Egons keinen Zweifel aufkommen und die Sache blieb auf sich beruhen. Selbst das Gerücht bezeichnete sie als einen Unglücksfall, der sich bei den Spielen der Kinder zugetragen habe.

Die Leiche Bebbys wurde zu den Zigeunern nach Waldhausen gebracht, um auf dem kleinen Todtenhofe daselbst, wenn man anders einen öden steinigten Platz

mit einigen unvollkommen und offenbar eilig aufgeworfenen Gräbern so nennen kann, beerdigt zu werden. Wlarika hatte dieselbe mit einigen Zigeunern abgeholt, und auf einem starren von einem Esel gezogen nach dem Orte ihrer Bestimmung gebracht. Kein Wort der Klage war ihrem Munde entstehen; mit anscheinender Ruhe hatte sie den Todten betrachtet und war völlig gleichgültig geblieben, als unter den Hülfsleistungen der mitgebrachten Zigeuner der Leichnam ihres Sohnes in einer keineswegs zarten Weise, auf den Karten gelegt und fortgefahren wurde. Das Begräbniß fand am selben Tage statt, der Todte wurde in einen Sarg gelegt, der in der Eile auf Kosten der fürstlichen Kasse gezimmert war, und ohne irgend eine Feierlichkeit in die kaum fünf Fuß tiefe Grube gesenkt, über die einen Hügel aufzuwerfen die Trägheit der Zigeuner für unnöthig erachtete.

Der Tag nach der Beerdigung des armen Bebby war zu Ende gegangen; eine laue, sternhelle dämmernde Sommernacht lag über dem Thale, in gleicher Weise über das fürstliche Schloß, wie über den zerfallenen Hütten der verachteten Zigeuner, Ruhe, Friede und Schlummer ausgießend.

Von allen Zigeunern wachte nur allein Wlarika. Sie saß vor der Thür ihrer armseligen schmutzigen Wohnung, auf demselben halbverfaulten Holzklotze, wo sie einst das einzige Kleidchen der kleinen Malfi auszubessern bemüht

gewesen war. Die alte schmutzige schwarzwollene Mütze, welche sonst ihre greisen Haare bedeckte, war ihr entfallen und unordentlich hingen diese um ihren Nacken, theilweise ihr Gesicht verhüllend.

Sie blickte nach den Sternen und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Ihre Gedanken beschäftigten sich offenbar mit einem für sie wichtigen Gegenstande, denn ihr Selbstgespräch wurde immer deutlicher und zeugte von der Thätigkeit ihrer Seele.

»Er ist todt,« sprach sie kaum vernehmbar, »was liegt dran ob er lebt oder ob er todt ist? er hätte meiner doch vergessen und uns nie etwas genützt. – Glich er doch ganz seinem Vater, dem Elenden, der mich so schändlich betrogen; der mich verleugnet als es ihm gut ging, und mich gequält, wenn er nichts zu beißen hatte. Er hätt' geendet wie der – am Galgen. Drum ist's besser, daß er jetzt schon's Gnick brach. Hat dem Henker 'nen Strick gespart. – Aber sie lebt noch und wird auch nicht sterben! dort oben steht's deutlich genug für den, der's zu lesen versteht. Sein Tod und ihr Leben beides ist günstig! 's soll auch beides benutzt werden.«

Die Stille der Nacht ward hier durch ein Geräusch unterbrochen, welches ihr scharfes Ohr sogleich wahrnahm. Sie erblickte auf dem Platze, wo die Todten der Zigeuner ruhten, eine Gestalt, welche bewegungslos an dem Grabe ihres Sohnes zu stehen schien. Leise schlich sie näher und erkannte in dem Helldunkel der Nacht den jungen Egon, welchen der Schmerz um seinen, wenn auch im Leben wenig geliebten Spielgenossen von dem nächtlichen

Lager aufgetrieben hatte, um dem Todten einen Besuch abzustatten.

Egon war auf dem nur an der frischen Erde kenntlichen Grabe hingekniet; er schien zu beten, seine Hände waren gefaltet, sein Kopf auf die Brust herabgesunken. Da fühlte er eine leise Berührung auf seiner Schulter; er blickte empor, und hätte sein Herz die Furcht leicht zu berühren vermocht, die Gestalt, welche vor ihm stand, wäre völlig dazu geeignet gewesen, sie ihm einzuflößen. Das hohe, in Lumpen schlecht gehüllte, von ihren vollen zottigen Haaren umflossene Zigeunerweib, die Mutter des Todten, stand regungslos vor ihm.

So grauenhaft die Erscheinung auch war, Egon wich nicht vor ihr und erkannte bald Wlarika. Das gewaltsame Eingreifen eines ernsten Schicksals in sein bisheriges noch ganz der Kindheit angehörendes Treiben, hatte eine plötzliche und mächtige Veränderung in dem Knaben hervorgerufen.

Mit einem Male hatte er die Grenze der Kindheit überschritten und ganz andere Gefühle und Gedanken wogten und entstanden in seinem Innern als vor wenigen Tagen. Er fing an seiner Empfindungen und seines eigentlichen Strebens sich bewußt zu werden; seine Handlungen waren nicht mehr der Ausfluß eines augenblicklichen Gefühls, nicht mehr bedingt durch jede äußere Erscheinung, vielmehr geleitet von einer vorhergegangenen Ueberlegung und geregelt durch ein Festhalten an dem, was er als gut oder nothwendig erkannt hatte. Egon war in wenigen Tagen ein Jüngling – fast ein Mann geworden.

Die Hauptzüge seines Charakters, Entschlossenheit und festes, oft, eigensinniges Beharren an dem, was er für recht oder gut hielt, sowie an den Personen, welchen er seine Neigung zugewandt hatte, verbunden mit einer Weichheit des Gemüthes, wie sie nur wahrhaft starken Männern eigen ist, waren, wie die Blüthe der Aloe, mit einem Male ans Licht getreten. Er kam sich selbst fremd und verändert vor, und doch wohnte in seinem Innern eine nie gekannte wohlthuende Ruhe, ganz im Gegensatze von jener Unsicherheit und Unklarheit, welche sonst in jeder Uebergangsperiode unseren Geist in seinen Verrichtungen befangen macht. So stand er auch jetzt vor der unheimlichen Zigeunerin, mit Ruhe erwartend, was sie ihm zu sagen haben werde.

»Der junge Herr Fürst besucht das Grab meines Sohnes; 's freut mich, daß er des armen Bebbys noch gedenkt, wenn er sich auch schämt am Tage zu kommen, wo's die Leute sehn möchten,« redete diese endlich, nachdem sie noch eine Zeit lang geschwiegen, Egon an.

»Nicht schäme ich mich am Tage zu kommen, Wlarika; ich komme des Nachts, weil es mir in der Nacht einfiel hieher zu gehen. – Es thut mir sehr leid, daß Bebbys so hat sterben müssen, Ihr könnt mirs glauben, daß es mir sehr leid thut!«

»Glaub's junger Herr, wenn man Schuld an dem Tode eines Menschen ist, thut's einem immer nachher leid, besonders in so jungen Jahren!«

»Ich bin nicht Schuld an seinem Tode, wer Dir das gesagt hat, hat Dich belogen. – Er starb, wie Du weißt,

durch eigne Unvorsichtigkeit, Niemand ist Schuld daran, als er selbst oder ein unglücklicher Zufall!«

»So? – habt Ihr ihn nicht geschlagen und gebunden und gereizt, bis er in der Wuth selbst kaum wußt' was er that? – Wär' er herabgestürzt, wenn Ihr ihn nicht so schlecht behandelt hätt't?«

»Wir spielten nur zusammen; – Keiner kann dafür, ich versichere es Euch auf's Feierlichste.«

»Will's glauben, werd's wenigstens Niemand sagen, daß ich's nicht glaub'. Ihr aber habt Viel gut zu machen an den armen Zigeunern. Gedenkt daran, junger Herr, wenn Ihr's einst könnt.«

»Was hat Bebby's Tod mit den übrigen Zigeunern zu schaffen? Niemand von ihnen bekümmerte sich um ihn als er lebte!«

»Meint Ihr? Ihr vornehmen Leut' denkt immer das arme Volk hätt' sich nicht auch'n Bischen lieb untereinander, und man dürf' ihm die Kinder wegnehmen und todt-machen nach Belieben.«

»Ich mag nicht länger derartige Reden hören, Wlari-ka,« erwiderte Egon. – »Gute Nacht!«

»Noch ein Wort,« sprach die Alte dringend und mit erhobener Stimme, »hört noch ein Wort. Ich will mein Kind wiederhaben, die kleine Malfi, damit sie auch dort oben nicht den Hals bricht; Niemand hat ein Recht mir mein Kind zu nehmen! ich habe keine Pflege in meinen alten Tagen nun der Bebby todt ist. Morgen komme ich auf's Schloß und hole mein Kind.«

Die Billigkeit, ja die Rechtmäßigkeit dieser Forderung leuchtete Egon zwar sogleich ein, doch fühlte er auch eben so klar, daß Malfi unmöglich jemals wieder in die Hütten und zu der Lebensweise der Zigeuner zurückkehren dürfe.

»Malfi kann nicht zu Euch wieder hieher kommen,« erwiderte er in bestimmtem Tone, »Ihr habt selbst eingewilligt, daß sie oben erzogen werden soll, und könnt Euer Wort nicht zurücknehmen.«

»Und was soll aus mir werden? soll ich hier hilflos umkommen und verderben? wer soll mich pflegen, wenn ich krank werd'.«

»Ich werde mit der Mutter reden, Wlarika, daß sie Euch ein kleines Jahrgehalt aussetzt, damit wird Euch wohl geholfen sein, denk' ich.«

»Das ist's erste vernünftige Wort, was Ihr sprecht heut' Nacht, junger Herr, thut's, und wenn's Jahrgehalt, wie Ihr's nennt, nicht zu klein ausfällt, mag's Kind noch 'ne Zeit lang oben bleiben; aber vergeßt nicht, 's ist meine Tochter, und der Bebbie wär' ohne Eure Spielerei noch am Leben! vergeßt's niemals junger Herr!«

»Gute Nacht, Alte,« sprach unwillig Egon, indem er fortging, »unsinniges Geschwätz!«

»Gott beschütz' Ew. fürstliche Gnaden,« rief die schlaue Zigeunerin ihm nach, »mög's Ew. Durchlaucht stets wohl-
ergehen!«

Die Gestalt Egons war in der Dunkelheit verschwunden, auch Wlarika kehrte nach ihrem Holzklotze zurück.

»Weun's auch nicht wahr ist,« sprach sie, dort sitzend, vor sich hin, »wenn's auch nicht wahr ist, er glaubt's am Ende selbst, wenn ich's ihm noch recht oft sag'; und glaubt er's auch nicht, so thut er schon, was, wenn er denkt: ich glaub's. Des Bebbys Tod ist viel werth. – He! wie freu' ich mich, daß sie mir die blanken Gulden auszahlen werden, ganz umsonst, ohne alle Müh'. Und die Malfi bleibt mir doch noch. 'S geht gut – Alles gut.«

Am andern Morgen erschien Wlarika aus dem Schlosse und forderte die Rückgabe Malfi's, welche sie jetzt zu ihrer Pflege nöthig habe. Man setzte ihr eine jährliche Entschädigung von 50 Gulden aus und tröstete das weinende Kind, welches in namenlose Angst über das Ansinnen der Alten gerathen war und sich lange Zeit gar nicht wieder beruhigen wollte.

Wlarika hatte Malfi unten getroffen und den günstigen Augenblick wahrgenommen, sie daran zu erinnern, daß sie ihre Mutter sei, daß sie mit ihr gehen, sie pflegen und lieb haben müsse, und sie zum Beweise ihrer mütterlichen Liebe auf den Arm genommen, geliebkost und geküßt.

Von Seiten Malfi's dagegen wurden diese Zärtlichkeiten nicht nur nicht erwidert, sondern entschieden zurückgewiesen. Unter heftigem Schreien hatte sie sich losgemacht, der Zigeunerin gesagt, die Fürstin sei ihre Mutter und war dann in athemloser Flucht, wie eine Taube die der Habicht jagt, zu dieser geeilt, ihr am ganzen Körper zitternd um den Hals geflogen, hatte sie krampfhaft umfaßt und unter Weinen und Schluchzen gebeten, sie

nicht der alten häßlichen Frau zu schenken, die ihre Mutter sein wolle.

Wlarika wurde, wie gesagt, mit Geld abgefunden und verließ anscheinend sehr betrübt das Schloß; als sie jedoch den steilen Hohlweg hinab ging, welcher in's Thal hinunter führte, und überzeugt war unbeobachtet zu sein, heiterte sich ihre Miene auf und drückte ein grinsendes Wohlbehagen aus. Sie holte die erhaltenen 25 Gulden aus der Tasche und betrachtete das blanke Silber, es wohlgefällig in der Hand hin und her wiegend.

»Ein guter Anfang,« sprach sie vor sich hin, »ein guter Anfang, 'schönes Geld, wie's blitzt und funkelt. Die alte Wlarika muß noch viel, viel mehr kriegen; und doch bleibt die Malfi mein Kind, wenn's auch drüber schreit, der Balg. – Wenn sie älter ist, wird's nicht mehr schrei'n, aber viel werden's dann geben woll'n, wenn die schöne Malfi nicht der alten Wlarika Kind wär'. Werden mir noch viel schöne blanke Gulden geben, hi hi hi hi, und's bleibt doch mein Kind!«

Unter solchen Gedanken und Selbstgesprächen wanderte das Zigeunerweib nach den Hütten zurück, nachdem sie vorher an einem abgelegenen Orte das erhandelte Geld vorsichtig vergraben hatte.

In dem Benehmen Egons war, wie bereits erwähnt, eine mächtige Veränderung vorgegangen. Der alte Thurm mit seiner tragischen Erinnerung wurde gemieden und der Ritterspiele gedachte man nur noch wie einer kindischen Neigung. Ernstlich lagen Egon und Bruno den

Wissenschaften ob, in welchen beide Knaben, deren natürliche Anlagen gleich ausgezeichnet waren, unter der Leitung einsichtsvoller und tüchtiger Lehrer rasche Fortschritte machten. Vorzugsweise zog Egon das Studium der alten Sprachen und der Geschichte an, während Bruno's Neigung mehr der Mathematik und den Naturwissenschaften zugewandt war. Egon schwärmte beim Lesen der alten klassischen Werke der Dichtkunst, begeisterte sich an den Erzählungen des Thucydides, Xenophon, Livius und Tacitus, und übte sich in der Kunst der Rede an den unerreichbaren Vorbildern eines Demosthenes und Cicero.

Wie im Feuer das edle Metall, so läuterte sich sein Verstand und sein Geschmack an den Gedanken der reichbegabtesten Geister einer längst vergangenen großen Zeit und an der tadellosen, lebendigen Form ihrer Darstellungsweise. Mit der Kenntniß des Schönen und Erhabenen, welche allein nur eine gediegene klassische Bildung im vollsten Maße zu geben vermag, wurde seine Seele empfänglich gemacht für jene großen unvergänglichen Gefühle, jene erhabenen Gesinnungen, welche, wie die Geschichte lehrt, die Einzelnen zu unsterblichen Thaten getrieben, ganzen Völkern aber ihre köstlichsten Güter, Freiheit und Unabhängigkeit verliehen und sie zu Beherrschern derjenigen gemacht hat, die, entweder unter dem Drucke der Rohheit und des Aberglaubens ihrer höhern Bestimmung nicht bewußt werden konnten, oder im Schlamme der Ueppigkeit und des Lasters sich ihres besseren Theiles wieder entäußert hatten.

Begierig nahm seine junge Seele diese Eindrücke in sich auf, begierig lauschte sie auf die seltsamen Freiheit verkündenden Klänge aus dem Westen, welche die Thaten der Heroen, die unpartheiliche Gerechtigkeit des Senats, die volksvertretende unverletzliche Gewalt der Tribunen in die schlaffe verschnörkelte Zeit, wie den erfrischenden belebenden Hauch in die stagnirenden Luftschichten einer Windstille hinüberzuführen schien.

Noch hatte sich über die neuen Ideen kein Urtheil gebildet, noch standen sie rein, erhaben in ihrer jungfräulichen Schöne vor den erstaunten Blicken der Völker; noch klebte nicht das Blut von hunderttausend unschuldig Gemordeten an dem weißen unbefleckten Mantel der jungen Freiheit; noch lag das scheußliche Ungeheuer der Volkswuth, wenn auch schon knirschend und tobend, an den Banden der durch Gewohnheit heilig gewordenen geselligen Ordnung.

Egon schwärmte! – das junge Frankreich wurde ihm das alte Rom in seiner erhabensten Zeit – welches junge Gemüth schwärmte damals nicht mit ihm! war es doch nicht bloß die Jugend! Der Kampf der Ideen und Prinzipien, erstreckte er sich nicht auf jedes Alter, auf jeden Stand?

Sonderbar war es, daß Bruno die Ansichten Egons nicht theilte, sonderbar, daß dieser, der geborne Fürst

der Volkssouveränität, der Freiheit, jener der entgegengesetzten Ansicht das Wort redete. Es kam oft zu heftigem Wortwechsel zwischen den beiden Jünglingen, welche dann in den sich nach und nach entwickelnden Ereignissen die Bestätigung der Richtigkeit ihrer Ideen zu finden sich bestrebten. Das Rad der Zeit flog jedoch so schnell dahin, zertrümmernd und vernichtend, daß es ein vergebliches Bemühen blieb die Erfahrung über ein theoretisches System richten zu lassen. Es wurde geschaffen, um zu zerstören – Altes und Neues, Nichts schien von Dauer; verwirrt stand der Beobachter, es war unmöglich geworden auch nur zu ahnen, was der nächste Tag für neue Schöpfungen gebären werde.

Bad triumphirte Bruno. Als die junge Freiheit sich in Blut badete und sich doch nicht sättigen konnte, als das heilige Haupt Ludwigs unter dem Henkerbeil fiel, der Schrecken und die niedrigsten Laster den Herrscherstab schwangen, da verstummte die Sympathie in dem Herzen Egons; ein glühender Haß gegen das Volk, welches das schöne Bild der Freiheit, wie es in seiner Seele stand, nur geschaffen hatte, um es in eine gemeine Gassendirne zu verwandeln und mit Koth zu bewerfen, trat an die Stelle seiner früheren Begeisterung. Laut stimmte er ein in den Schrei des Entsetzens und des Abscheues, welcher über den Königsmord durch ganz Europa flog, und brannte vor Begierde mit zu den Rächern dieser schändlichen Gräuel zu gehören.

Egon war 18 Jahr alt geworden, sein reger Geist sehnte sich nach Thaten, es zog ihn hinaus in das Leben, dessen

wildbewegte Wogen er in der Ferne toben hörte, das ihm aus Erfahrung aber ganz fremd geblieben war.

Immer enger knüpfte sich das Freundschaftsband zwischen den beiden Jünglingen. Bruno erwiderte die innige schwärmerische Zuneigung Egons, die, aus den edelsten Empfindungen der Seele hervorgegangen, sein ganzes Wesen durchdrang und erhob.

Doppelt fest klammerte sich sein junges Herz, welches schon den Untergang des glühend geliebten Ideals der Freiheit beweinte, an die Freundschaft. Es gibt Gemüther, und sie gehören wahrlich nicht zu den schlechteren, die sich nothwendig begeistern müssen für eine jener erhabenen und heiligen Empfindungen der Seele, deren Dasein nur möglich ist in dem beglückenden Mitgefühl gleichgesinnter Herzen, und die sich krampfhaft und lebensmüde in sich zurückziehen, wenn das Schicksal sie mit der kalten zerstörenden Hand der Täuschung berührt.

»Komm laß uns fischen gehen,« sagte eines Tages Egon zu Bruno, »der Abend wird schön; wir setzen uns ans Ufer des Flusses, ich habe den Homer in der Tasche, und während ich Dir die Fahrten des herrlichen Dulders Odysseus vorlese, macht auch wohl eine Forelle eine Irrfahrt in unser Netz!«

Die beiden Jünglinge verfolgten auf dem duftigen elastischen Wiesenteppich den Lauf des Flusses, bis zu einer Stelle, wo das Thal sich abwärts weiter öffnend, dem Blicke eine entzückende liebliche Aussicht gestattete, während in der entgegengesetzten Richtung die

dunklen hohen Gebirge das lichte reine Blau des Himmels begrenzten.

Schon öfter mußten hier die Freunde längere Zeit verweilt haben, denn auf dem höheren Ufer des Flusses befand sich unter einer schattigen Ulme ein Rasensitz, während in dem Flusse selbst unterhalb eines kleinen Wasserfalls die Vorrichtung zum Einsenken eines Fischnetzes angebracht war.

Die Sonne sank allmählig den hohen Gebirgen zu, deren waldige Rücken, grandiose Massen bildend, im dunklen Schatten dastanden. Unten im Thale und auf den niederen, der Sonne zugewandten Abhängen lagen jene verschwimmenden sanften Farbentöne, die wir in heitern Sommerabenden bewundern, die unsere Seele mit Entzücken erfüllen und uns die Natur im reizenden Schmuck einer jugendlichen erröthenden Braut erblicken lassen.

Stumm schauten die Jünglinge in das ihnen wohlbekannte und doch immer wieder neue Thal. Das Wunder des Sotmenuntergangs war vorüber – die Blumen sandten sich ihre Düfte zu, sehnsuchtsvoll und liebebedürftig. Die Vögel sangen ihr Abendlied und flüsterten heimlich mit einander in den nahen Gebüsch. Selbst die Wellen schwatzten lauter und kosten mit den glatten Steinen und den nickenden Grashalmen. Auch in den Herzen der Freunde wogten und drängten sich die Gefühle. Egons Kopf ruhte an der Brust Bruno's; sie hielten sich fest umschlungen und schwelgten in dem beseligenden Entzücken der Freundschaft.

»Was wäre das Leben, mein Bruno,« begann Egon endlich, »ohne Deine Freundschaft; ich kann es mir nicht klar machen, was meine Seele erfüllt, nur das fühle ich deutlich, daß alle diese Herrlichkeit keinen Reiz für mich hätte, wüßte ich nicht, daß Du sie mit empfändest, daß Du mich verstehst, mich liebst!«

»Deine Freundschaft Egon,« erwiderte der Angeredete, »ist mir das höchste Gut der Erde, nicht um alle Schätze der Welt würde ich sie missen, und unglücklich sein, sollte sie mir einst entzogen werden.«

»Welche Gedanken, Bruno, wie kann jetzt, in dieser heiligen Stunde eine solche Befürchtung in Deiner Seele Raum finden! Wie soll ich Dir's sagen und beweisen, daß ich allein in Deiner Freundschaft lebe; schon oft habe ich mir gewünscht, wenn ich Abends in beglückenden Gedanken auf meinem Lager ruhte, daß das Schicksal mir die Gunst gewähren möchte, recht, recht viel für Dich thun zu können. – Jedes Opfer bin ich bereit Dir zu bringen, setzte er fast mädchenhaft verschämt hinzu, den Freund fest umschlingend – »ach! ich wünschte, ich könnte für Dich sterben! – ein schönerer Tod könnte mir doch nie werden – und dort oben auf jenen leuchtenden Sternen würdest Du mich wieder finden; von dort wollte ich auf Dich herabblicken und Dich schützen und schirmen, so lange Du auf dieser Erde wandeltest.«

»Schwärme nicht so mein Egon – ich weiß es ja, daß Du mich herzlich liebst, und eben so liebe ich Dich wieder – aber, vergib mir, daß ich es ausspreche – derjenige, der nur *ein* Gut hat, was er sein nennt, fürchtet um so mehr es

zu verlieren – wird die Zeit nicht eine Aenderung in unserem Verhältnisse hervorbringen? Wirst Du, der geborne Fürst, dessen Willen in diesem Lande bald Alles unterhänig sein wird, wirst Du stets mit gleicher Liebe auf den Freund Deiner Jugend blicken? – Rede nicht Egon! – Versichere mir nichts, es könnte eine Zeit kommen, wo Du es bereuetest – und das wäre das Schmerzlichste für mich.«

»O Bruno, Bruno!« rief Egon mit thränenerfüllten Augen, »ist der Zweifel an meiner Freundschaft nicht eben so schmerzlich?«

»Vergib mir, ich wollte Dich ja nicht betrüben,« erwiderte dieser den Freund umschlingend. Lange und stumm hielten die Jünglinge sich umarmt. Egons Thränen flossen noch immer, aber es waren nicht mehr die Thränen des Schmerzes, es waren *die* des Entzückens, des ersten Entzückens seiner jugendlichen edlen Seele sich geliebt zu wissen!

»Komm Bruno,« sprach er endlich, »laß uns das Andenken an diese heilige Stunde, welche mir erst ganz den Werth Deiner Freundschaft gezeigt, in welcher wir den Bund geschlossen haben für dieses ganze Leben und für die Ewigkeit, laß uns das Andenken an diese Stunde fesseln durch ein sichtbares Zeichen.«

»Wozu bedarf es dessen Egon, steht es nicht mit Flammenschrift in unserer Seele geschrieben? und sollte diese einst verlöschen, was nützt dann alles Uebrige?«

»Du magst recht haben Bruno, aber mein volles Herz verlangt es, verweigere mir die Bitte nicht; wie unsere Seelen verbunden sind durch ein unauflösliches Band, so

seien es auch unsere Körper. Hier Bruno schneide ich Deinen Namen in meinen Arm! sieh! sieh! wie das warme, heiße Blut hervorquillt, jetzt das *E* verschlungen in das *B*. – 'Thu' dasselbe und dann träufle Dein Blut in meine Adern und empfang das Meine in den Deinigen!«

Bruno that wie ihm geheißen, auch er ritzte sich die verschlungenen Buchstaben in den Arm, dann hielten sie die blutenden Zeichen fest auf einander, daß eine Wunde die andere bedeckte.

»Auch ein Herz muß darum geschnitten werden – sind wir beide doch nur ein Herz, eine Seele,« forderte Egon wieder, der in diesem Augenblicke am liebsten seine Pulsadern geöffnet hätte, um in den Armen des Freundes zu verbluten.

Bruno gab, wiewohl mit einigem Widerstreben, auch diesem Verlangen des Freundes nach. Egons Wunde wollte sich lange nicht stillen – der Blutverlust that ihm wohl – stimmte ihn sanfter, wehmüthig!

Die Freunde saßen, sich fest umschlungen haltend, auf der Rasenbank unter der Ulme am Flusse – keiner redete, jeder überließ sich seinen Träumen und Gedanken.

Leise rauschten die Wellen vorüber, aus dem Flusse entschwebten hie und da die Nebelbilder der Elfen; über die dunklen Gebirgsmassen blickten finstere Gewitterwolken, dann und wann von dem Aufzucken eines fernen Blitzes matt erleuchtet. Im Osten entstieg der Mond den niederen Bergen und zog hinaus in den klaren wolkenlosen Himmel. Erst als die Gewitterwolken die Scheibe des Mondes bedeckten, der Donner rollte und der Sturm in

den Zweigen der Ulme tobte, verließen die Freunde, tief in der Nacht, jenen traulichen Ort, welcher der Zeuge ihres feierlichen Gelübdes gewesen war. Der Regen stürzte nun in Strömen herab, durchnäßt, bei dem Leuchten der Blitze und dem Rollen des Donners des über ihren Häuptern stehenden Wetters erreichten sie endlich das unfern gelegene Schloß.

FÜNFTES KAPITEL.

Zelte, Posten, Werda-Rufer!
Lust'ge Nacht am Donauufer!
Pferde stehn im Kreis umher
Angebunden an den Pflöcken;
An den engen Sattelböcken
Hangen Carabiner schwer.

Freiligrath.

»Weine nicht meine gute Malfi, weine nicht! wenn Alles sich rüstet gegen den übermüthigen Feind, darf da Egon, selbst ein Fürst des bedrängten deutschen Reiches, zurückbleiben?« tröstete die Fürstin die in Thränen aufgelöste Malfi, und suchte, indem sie die Gründe, welche Egons Abzug zum Heere nothwendig machten, entwickelte, ihren eignen Schmerz darüber zu unterdrücken.

»Und wer kann ihn zwingen in den Krieg zu gehen? in den Krieg gegen die grausamen Franzosen, die alle Menschen ermorden! ach liebe Mutter, sie werden auch Egon

nicht verschonen!« rief Malfi wieder von neuem in Thränen ausbrechend und ihr Gesicht an den Busen der Fürstin verbergend.

»Sei ruhig mein liebes Kind,« sagte die Fürstin bewegt. »Der Krieg ist nicht so fürchterlich als Du glaubst – Egon ist tapfer, er wird sich wehren – er wird den Sieg erfechten helfen, und mit Ruhm und Ehre gekrönt zurückkehren.«

Das junge, jetzt dreizehnjährige Mädchen hatte während dieser Rede ihr blondgelocktes Köpfchen erhoben und mit thränenfeuchten Augen zur Fürstin emporgeblickt; sie schien begierig den Worten des Trostes zu lauschen, und es gewährte einen anmuthigen Anblick, die beiden an Alter so verschiedenen weiblichen Wesen zu sehen, die einen gemeinsamen Schmerz zu bekämpfen bemüht waren.

Der Ausdruck, den die Erregung der Seele ihren Zügen aufdrückte, war ein völlig verschiedener, und doch das gemeinsame schöne Bild des Schmerzes. Denn nicht nur die Freude, sondern auch der wahre tiefe Schmerz verschönt ein schönes Gesicht jedes Alters, wenn es der Träger der innigen Empfindung einer edlen reinen Seele ist.

Die hohe Gestalt der Fürstin ruhte auf einem antiken Sessel, ihr blasses Gesicht war von der Morgensonne, die durch die hohen Fenster in das Gemach fiel, geröthet; das Haupt war auf die Brust herabgesunken, während ihre großen, noch immer schönen Augen schmerzvoll und

bewegungslos nach der von dem Zimmer aus sichtbaren Stelle des blauen sonnigen Himmels blickten. An ihrer Seite stand die zarte Gestalt des jungen Mädchens, innig angeschmiegt an die hohe Frau; ihr von blonden Locken umflossenes Köpfchen ruhte auf dem Busen der Mutter, während ihre großen tiefblauen Augen, an deren langen seidnen Wimpern glänzende Thränen perlten, unverwandt an den Blicken der Fürstin hingen, dort in gewohnter kindlicher Weise Trost suchend für den tiefen Schmerz, welcher zum ersten Male das junge unbefangene Herz so schneidend berührte.

Lange Zeit blieb diese schöne Gruppe bewegungslos, bis ein Geräusch von außen sie zerstörte. Männertritte und Sporngeklirr wurden hörbar – die Thüre öffnete sich und, ehe noch Egon in der österreichischen Husarenuniform ganz in das Gemach eingetreten war, hing schon Malfi, die alle Trostgründe wieder vergessen zu haben schien, schluchzend an seinem Halse.

Auch Egon war bewegt – sanft schob er das weinende Mädchen zurück und eilte der Fürstin entgegen, die ihn lange stumm umarmte.

Während dieser Zeit war Malfi zurückgetreten und weinte unaufhörlich. Der ebenfalls zum Abschiede gekommene Bruno suchte sie zu trösten und hatte ihre Hand ergriffen, es schien jedoch seine Theilnahme auf sie keinen Eindruck zu machen. Egon riß sich zuerst los.

»Lebe wohl theure geliebte Mutter! Es geziemt uns nicht zu trauern! ich ziehe in einen heiligen gerechten

Streit! den übermüthigen Feind aus unserem Vaterlande zu verjagen, dessen Gränzen er überschritten hat. Du würdest Deinen Sohn verachten müssen, wenn er länger unthätig hier verweilte. – Lebe wohl – mit Ehre und Ruhm bedeckt, oder *niemals* siehst Du mich wieder!«

»So ziehe mit Gott mein geliebter Egon, er wird Dich beschützen und Dein Schild sein. – Vergiß es auch nie, daß Du die einzige Freude meines Lebens bist – daß alle meine Hoffnungen mit Dir zu Grabe gehen würden! – Sei tapfer – brav – aber nicht tollkühn, mein Egon! und gedenke bei Allem was Du thust stets Deiner um Dich besorgten Mutter!«

»Nie, nie werde ich Dein vergessen meine über Alles geliebte Mutter – gewiß nie! – – Nun auf ein freudiges Wiedersehen!«

Er wandte sich und wollte, selbst seiner innern Bewegung nicht mehr Herr, schnell das Zimmer verlassen, als Malfi auf ihn zuflog und die Hände bittend und abwehrend ihm entgegenhielt. Sie vermochte vor heftigem Schluchzen kein Wort hervorzubringen.

Sich selbst stark machend hob Egon sie zu sich empor, und flüsterte ihr ins Ohr:

»Leb wohl mein lieb Schwesterchen, leb wohl und tröste die Mutter, ich werde Dir recht schöne Sachen von Paris mitbringen, wie Du nie gesehen hast!«

Damit setzte er sie nieder – und, noch mit der Hand zum Abschiede winkend – verließ er rasch das Gemach.

Bruno empfahl sich gleichfalls, aber weder die Fürstin, deren mühsam errungene Fassung nun gleichfalls aufhörte, noch Malfi, die sogleich ans Fenster gelaufen war, um Egon fortreiten zu sehen, achteten seiner Rede.

Wenige Stunden später zog ein Trupp Reiter in der Uniform der Szeklerschen Husaren im raschen Trabe auf dem engen Wege durch das romantische Thal dem Laufe des Flusses folgend. An ihrer Spitze, ritten Egon und Bruno. Ersteren, welcher selbst eine halbe Schwadron Reiter in seinem Fürstenthume geworben hatte, war der Rang eines Rittmeisters, Bruno dagegen der eines Lieutenants verliehen worden. Der Weg wandte sich den Bergen zu, so daß die rasche Bewegung aufhören mußte. Den beiden Freunden, welche bis dahin nur wenige Worte gewechselt hatten, wurde dadurch Gelegenheit zum Austausch ihrer Empfindungen gegeben.

Es schien jedoch, als ob das bisherige Schweigen weniger dem raschen Ritte, als einer andern Ursache zugeschrieben werden müsse, denn noch eine lange Zeit, zogen die jungen Krieger stumm neben einander, und erst als die Höhe des Berges erstiegen war, welche, eine freie Aussicht über das Thal und auf das Schloß Greifenstein, zugleich aber auch über diejenige Gegend gewährte, welche das nächste Ziel ihres Zuges ausmachte und die in blauer weiter Ferne ausgebreitet vor ihnen lag, brach Bruno das Schweigen.

»Hier laß uns Abschied nehmen, Egon, von Greifenstein und der schönen Gegend, wo wir unsere Kindheit

verlebt. – Sieh! ein Wolkenschatten liegt auf dem Schlosse und seiner nächsten Umgebung! Wer weiß, ob wir vereint, ob auch nur einer von uns jemals wieder hinabblickt in diese reizenden Thäler!«

»Ich habe Abschied genommen Bruno! Wenn ich meine theure Mutter, wenn ich meine Heimath nicht wieder sehe, so ist mir das schöne Loos zu Theil geworden, für's Vaterland zu sterben. Gibt es einen schönern, einen beneidenswertheren Tod? Darum, Schlimmes kann mir nicht begegnen! – Entweder kehre ich als Sieger heim, oder ich falle im Kampfe für den Boden meiner Väter.«

»Bist Du dessen so sicher, Egon? Kannst Du, der Einzelne, die Ereignisse aufhalten oder leiten? Wirst Du nicht, ein willenloses Werkzeug in der Hand vielleicht ungeschickter Oberer, besiegt werden, ohne daß du zum Kampf gekommen? Alle unsere Anstrengungen können vergebens sein, denn die Geschicklichkeit und der Geist der Feldherrn entscheiden jetzt über das Schicksal der Schlachten!«

Egon war dem letzten Theile der Rede Bruno's nur mit geringer Aufmerksamkeit gefolgt, denn seine Gedanken befanden sich, obgleich er es nicht eingestehen wollte, doch in dem jetzt dem Auge verschwindenden Schlosse Greifenstein.

Der Zug hatte bald die Höhe überstiegen und die Aussicht in die heimischen Thäler verloren.

Bruno nahm das Gespräch wieder auf.

»Mir scheint ein Widerspruch in Deinem Wesen zu liegen, Egon, Du sprichst Dich unverholen gegen unsere

deutsche Reichs-Verfassung ans, Du vertheidigst noch immer die übrerrheinischen Freiheits-Schwindeleien, ja Du begeisterst Dich sogar für die Feldherrn unserer Feinde, und doch ziehst Du gegen die Bringer so vielen Heils in den Krieg zur Vertheidigung eines alten morschen Gebäudes, wovon Du selbst eine Stütze bist.«

»Kann ich eine Verfassung loben, Bruno, die außer ihrem ehrwürdigen Alter nichts lobenswerthes hat? Zeigt es sich nicht jetzt schon, daß die größeren Fürsten des Reichs nur ihre eignen Interessen verfolgen und sich wenig oder gar nicht um das Reich bekümmern. Der Feind hat es nur mit vielen kleinen Staaten zu thun, die er leicht einen nach dem andern besiegen kann. Preußen handelt für sich allein, und nur das edle Oestreich, das starke gewaltige Oestreich muß dem Feinde die Spitze bieten. Wie mächtig, wie unüberwindlich würde Deutschland sein, wäre es *ein* Reich, oder wenigstens ein durch ein gemeinsames Band wirklich verschmolzenes *Ganze*. Glaube mir, Bruno, die Franzosen würden einiges Bedenken darin finden, seine Grenzen zu überschreiten, die ihnen jetzt unbeschützt Preis gegeben sind.«

»Was sollte aber, lieber Egon, aus Deinem Fürstenthum werden, wenn Du das deutsche Reich in *eines* zusammengeschmolzen zu sehen wünschest?«

»Es würde ihm diejenige Stelle angewiesen werden, die ihm zukommt, es würde vielleicht aufhören eine an sich kleinliche und nichtsbedeutende Reichsunmittelbarkeit auszuüben, dagegen aber ruhig und sicher erblühen unter den starken Fittigen des deutschen Adlers.«

»Und Du wolltest aufhören Fürst zu sein? wolltest werden wie einer Deiner Unterthanen?«

»Ich würde mich selbst verachten, Bruno, sollte ich jemals in den Wahn verfallen, als sei ich aus anderem Stoffe zusammengesetzt wie der geringste meiner Unterthanen.«

»Die Freiheit und Gleichheit scheint noch immer Dein Ideal zu sein Egon, obgleich die Geschichte keine größeren Greuel aufzuweisen hat, als in der kurzen Zeit der Herrschaft dieser beiden Furien verübt sind.«

»Wohl hat sie größere und scheußlichere Thaten zu berichten, überall da, wo der Einzelne gestrebt hat die Freiheit ganzer Völker zu unterdrücken! Was sind die Schreckenstage in Paris gegen die Proscriptionen eines Marius und Sylla, gegen die systematischen Grausamkeiten eines Tiberius, Nero und Domitian, die, um ihre abgestumpften Sinne zu erregen, tausende ihrer Mitbürger unter den ausgesuchtesten Qualen erwürgen ließen, auf deren Befehl die Edelsten, die Besten ermordet wurden, nur um neue Mittel zur Befriedigung ihrer Lüste zu erlangen; die selbst ihrer Mütter und Kinder nicht schonten, blutdürstiger wie die Tieger der Wüste! Hier strebt ein Volk, die ihm zustehenden Menschenrechte zu erkämpfen, dort raffinirt ein einzelner Mensch, jedes noch so heilige Recht jedes noch so göttliche Band der Natur mit Füßen zu treten und zu zerstören, nur damit er sich wälzen kann im Schlamm der Lust und des Genusses.«

»Also noch immer wie früher der Vertheidiger der französischen Greuel, Egon? Ich muß gestehen, ich werde irre an Dir. Du malst es Dir schön aus für Dein Vaterland zu sterben, Du ziehst mit Begeisterung in den Krieg, und predigst die Lehren Deiner Feinde, spottest über unsere Verfassung und hältst es für nöthig und seegensreich, wenn die neuen Freiheitsideen auch hier Wurzel fassen und ihr Werk mit der Zerstörung alles Bestehenden beginnen!«

»Du willst oder Du kannst mich nicht verstehen,« erwiderte Egon nicht ohne Empfindlichkeit. »Was Frankreich will, ist groß, edel, erhaben, denn es will die Freiheit – die Gleichheit der Menschenrechte, soweit dies möglich ist! die Mittel, die es dazu wählt, sind nicht die rechten, und in dem Kampfe zwischen dem Alten, Gewohnten, und den neuen jungen Ideen, werden, wie überall bei großen Umwälzungen, die Leidenschaften entfesselt, und die Volkswuth glaubt nur durch den Umsturz alles Bestehenden ihr Ziel zu erreichen. Die Gährung wird auch hier vorübergehen, und der geläuterte klare Geist zurückbleiben, die aber tragen die Schuld, welche die Hefe so lange aufgesammelt bis das Gefäß gesprengt wurde. *Die* dagegen sind vor Allem zu verehren und zu beklagen, welche das sturmbewegte Schiff jetzt steuern und retten wollen, die wüthende See wird sie über Bord schleudern! – aber dennoch wird das Schiff selbst nicht untergehen!«

»Wir aber, Bruno, vergiß es nie, daß ich es Dir gesagt habe, wir haben kein Heil von Frankreich zu erwarten!

Die Ideen der neu erwachten jungen Freiheit mögen ungehindert herüberziehen in unsere Theilen und sie müssen es und werden es, aber mit Gewalt der Waffen sollen sie uns nicht aufgedrungen werden! Wir wissen selbst was uns frommt, und bedürfen, um es zu erlangen, keiner fremden Macht oder Hülfe.«

»Ja, uns frommt das zu erhalten, was wir haben, was Jahrhunderte bestanden und sich bewährt hat. Die lumpigen Sansculots werden es uns nicht nehmen, und sollen es uns auch nicht nehmen, so lange Oestreich und Preußen noch Soldaten haben,« rief Bruno indem er seinen Säbel etwas aus der Scheide hob und ihn klirrend wieder hinein warf.

»Entweder ist es Deine Absicht mich mißzuverstehen Bruno,« erwiederte Egon, »oder wir werden unsere Ansichten über diesen Punkt niemals einigen.«

»Wenn Du die Deinigen nicht änderst eben so wenig, als ich jemals Deine Begeisterung für die Generale der Franzosen theilen werde. Ich bewundere die Größe, wo sie mir entgegentritt, Hoche, Buonaparte, Moreau sind Feldherrn, würdig einem Hannibal und Cäsar an die Seite gestellt zu werden, – dennoch trage ich die Hoffnung des Sieges mit mir; der jugendliche Heerführer, welcher uns befehligen wird, der schon bei Neerwinden und Landrecies den scharfen Blick des Feldherrn mit dem Muthe und der Tapferkeit des gemeinen Kriegers vereint gezeigt hat, der edle ritterliche Erzherzog Carl, er wird uns zum Siege führen, und unser Ruhm wird im Kampfe gegen einen bewährten kühnen Feind um so größer sein.«

»Und doch halte ich es für höchst unklug, daß man die bewährten Generale Clairfait und Wurmser abgerufen hat. Sie haben bewiesen, daß sie es verstehen, Deine großen Feldherrn zu schlagen, und wäre der Reichskriegsrath nicht – wer weiß, ob wir jetzt nicht jenseits des Rheines ständen.«

»Aber der Reichskriegsrath ist eine alte bewährte Einrichtung, die wir uns nicht nehmen lassen dürfen, obgleich sie Oestreich bereits mit Schlesien bezahlt hat,« erwiderte Egon spöttisch.

»Herr Rittmeister,« rapportirte ein Husarenunteroffizier in steifer Haltung, »wir haben einen Bauer aufgefangen; nach seiner Aussage scheint die Gegend unsicher zu sein, es wird nöthig werden mit Avant- und Arrièregarde zu marschieren.«

Egon lachte über die Art und Weise dieser Meldung, denn der Unteroffizier war Niemand anders als der fürstliche Leibkutscher, der es sich nicht hatte nehmen lassen seinen Herrn zu begleiten, und der sich ungeachtet des Subordinationsverhältnisses nicht wenig darauf zu Gute that, Egon mit seinen Erfahrungen da zu Hülfe zukommen, wo er es für nöthig erachtete. Dabei hing er jedoch mit großer Zärtlichkeit an seinem jungen Herrn, den er als Kind auf den Armen getragen, weshalb es der Fürstin auch zum Troste gereichte, daß er sich bereit erklärt hatte ihn zu begleiten.

»Wenn Du es meinst Stracke,« sagte Egon lächelnd, »so setze Dich mit vier Mann an die Spitze, aber ermüde die Pferde nicht durch unnütze Meldungen!«

»Die Pferde unnütz ermüden? Habe ich jemals die Pferde unnütz ermüdet? Ich bin nun schon 25 Jahre Kutscher in Ew. Durchlaucht Diensten, habe den seligen Herrn Fürsten täglich auf den miserabelsten Wegen gefahren, aber noch nie –«

»Unteroffizier Stracke,« fiel Bruno dem Gesprächigen in die Rede, »Ihr habt Ordre die Spitze zu commandiren!«

»Zu befehlen Herr Lieutenant!« erwiederte dieser wieder in soldatischer Haltung mit der Hand am Tzako, sein Pferd umlenkend – »aber daß ich die Pferde unnütz ermüden soll,« brummte er im Wegreiten, »das hat mir der selige Herr Fürst nie gesagt. – Die beiden ersten Rotten Trab! – Kerl laß mir das Pferd nicht galoppiren, oder Du sollst zu Fuß nebenher laufen! Du kannst nicht reiten Jacob! Reiß Dein Thier nicht so im Maul! – am Ende soll der junge Herr Fürst wirklich glauben, daß ich ein Pferdeschinder wäre!«

Der Zug setzte, nachdem er Mittags in einem Dorfe Rast gehalten hatte, seinen Marsch ungehindert bis zum Abend fort, und war eben im Begriff ein Gehölz zu umreiten, als ein von der Spitze zurücksprengender Husar die Annäherung des Feindes meldete. Die Nachricht schien zu unwahrscheinlich, um ihr Glauben zu schenken; Egon beauftragte daher Bruno vorzureitem um nähere Erkundigungen einzuziehen. Er selbst blieb mit dem Haufen hinter dem Gehölze halten. Nach kurzer Zeit sprengte Bruno mit den vorgeschobenen Reitern in wilder Flucht

zurück, und ehe noch Egon Zeit hatte sich nach der Ursache zu erkundigen, sah er sich von französischen Carabiniers angegriffen, welche in nicht unbedeutender Anzahl von der andern Seite des Gehölzes anstürmten.

Mit dem Geschrei: »*Vive la republique*« stürzten sie auf die überraschte kriegsunkundige Schaar in vollem Ros-seslauf los, welches zur Folge hatte, daß diese sich sofort zur Flucht wandte, ehe es zu irgend einem Kampfe kam. Alles Rufen Egons, sie zum Stehen zu bringen, war vergeblich, er selbst wurde in diese wilde Flucht wider seinen Willen verwickelt, und fand nur darin einige Genugthuung, daß er einen in der Verfolgung zu weit vorgesprengten feindlichen Reiter angriff und ihn nach einem kurzen Gefechte zum Weichen zwang.

»Das war also der glänzende Anfang unserer Kriegsthaten!« bemerkte Bruno zu dem niedergeschlagenen, schweigend vor dem rückwärtsziehenden Trupp trabenden Egon. »Sie kamen wie aus dem Erdboden gewachsen! Hätten wir nur eine Ahnung davon gehabt! Aber unsere Kerle verstehen es wirklich meisterhaft Reißaus zu nehmen!«

»Ich bitte Dich schweig Bruno!« erwiderte Egon gereizt. »Wozu unsere Schuld beschönigen? Wir sind ohne die nöthigen Vorsichtsmaßregeln marschiert, die Leute können nichts dafür, haben wir doch selbst an der Flucht Theil genommen.«

»Sollen wir uns allein und nutzlos niederhauen oder gefangen nehmen lassen? Aber unbegreiflich bleibt es

mir immer, wo der Feind herkam, denn nach den letzten Nachrichten stehen die Franzosen noch weit zurück.«

»Mögen sie herkommen woher sie wollen,« erwiederte Egon niedergeschlagen, »sie sind da und wir sind vor ihnen schimpflich geflohen.«

Es ergab sich bei näherer Nachforschung, daß sie es mit einem Streifcorps der Jourdanschen Armee zu thun gehabt hatten und daß diese von der untern Lahn aufgebrochen sei, um sich in der Gegend von Würzburg oder Regensburg mit den Armeen von Moreau zu vereinigen. Das Jahr 1796 sollte die Unterwerfung Deutschlands vollenden.

In Folge dessen sah sich Egon gezwungen mit seinem kleinen Trupp Reiter die beabsichtigte Marschrouten zu ändern, um zu dem in der Gegend von Regensburg sich sammelnden Heere des Erzherzogs Carl zu stoßen.

Auf dem Wege dahin erfuhr er, daß zuerst Württemberg, dann Baden, Bamberg u. s. w. mit ungeheurem Gelde und Lieferungen von den französischen Gesandten Waffenstillstand und die Erlaubniß Friedensgesandten nach Paris schicken zu dürfen erkaufte hatten, und daß ihnen als vorläufige Bedingung die Verpflichtung auferlegt war, ihre Truppen von dem kaiserlichen Heere zurückzuziehen und nie wieder irgend ein Contingent gegen Frankreich zu stellen. Daß sogar die Sachsen auf und davongezogen seien, nachdem ihr Heer einen Neutralitätsvertrag mit Frankreich unterzeichnet hatte.

Es gab dies zu bitteren Bemerkungen von Seiten Egons über die deutsche Reichsverfassung gegen Bruno Veranlassung, der, sei es aus Widerspruchsgeist, sei es aus wirklicher Ueberzeugung, dennoch stets derselben das Wort redete, ja sogar die Handlungsweise der einzelnen Staaten, als aus der Nothwendigkeit hervorgegangen, verteidigte.

»Ist es wirklich Dein Ernst Bruno,« rief Egon entrüstet, »daß Du diesen verrätherischen Abfall an unserer Sache beschönigen willst?«

»Die Noth bricht Eisen, Freund,« erwiederte der Angeordnete spottend. »Was sollen sie thun die Fürsten, wenn ihr Land vom Feinde überschwemmt ist, sie sind gezwungen vorläufig den Forderungen desselben nachzugeben. Es versteht sich von selbst, daß sie sich hüten werden, die ihnen abgedrungenen Verträge zu halten, wenn sie wieder Oberwasser haben!«

»Leider ist es so, aber es ist traurig, daß es so ist! Hätten die Stände nur den halben Theil der Summe zur Führung des Krieges aufgebracht, den sie jetzt bereitwillig den feindlichen Heeren auszuzahlen sich beeifern, die Feinde hätten nie den deutschen Boden betreten! Jetzt schaden sie sich nicht nur selbst, dadurch daß ihnen ungeheure Contributionen auferlegt werden, sondern sie schaden der gemeinsamen Sache des Vaterlandes, indem sie ihre Streitkräfte unseren Heeren entziehen, und sich verpflichten nie mehr *gegen* Frankreich zu fechten! Wie lange wird es währen, so wird man sie zwingen *für* Frankreich das Schwert zu ziehen, der Deutsche wird den

deutschen Bruder morden und helfen das deutsche Vaterland dem übermüthigen Feinde unterthänig zu machen! Der Fluch der Uneinigkeit und der Zersplitterung ruht auf uns – und wenn wir nicht einig und stark bleiben, so wird die Zeit auch den Namen Deutschland ausstreichen aus der Zahl der Völker, wie sie den von Polen vertilgt hat, auch in uns werden sich beutelustige Nachbarn theilen! Unsere Kraft, unsere Stärke ruht allein in unserer Einigkeit!«

»Hoffentlich wird Oestreich allein hinreichen die übermüthigen Franzosen zum Lande hinauszujagen,« erwiderte Bruno, der die politische Ansicht Egons nicht zu theilen schien, sich auch selten einer politischen Idee wegen begeistern konnte; »und sollte das nicht der Fall sein, so wird Preußen helfen, oder nöthigen Falls Rußland.«

»O! der Schmach,« rief Egon, »der Schande! wenn das große Deutschland nicht Manns genug wäre, diese republikanischen ungeübten Krieger zu besiegen, wenn es dazu der Hülfe slavischer Barbaren bedürfte!«

»Die Dein liebes Polen aus dem Buche der Geschichte ausgestrichen haben,« erwiderte Bruno spöttisch, »dazu hat das herrliche gewaltige Oestreich treulich mitgeholfen!«

»Leider hat es das – aber glaube mir Bruno, diejenigen, welche diese Ungerechtigkeit begangen, werden keinen Vortheil davon haben.«

Der Leser wundere sich nicht, daß unsere jungen Freunde so scharf politisirten; die damalige so sehr bewegte Zeit zog fast einen Faden in den Kreis der Politik, und während alle übrigen Gegenstände an Interesse mehr oder weniger verloren hatten, waren es die rasch sich folgenden politischen Ereignisse, die den Ideengang auch des trügsten Geistes in Bewegung erhielten. Zudem war es der erste Kriegszug der beiden Freunde, die schon dadurch nothwendig um so mehr auf politische Gespräche hingewiesen wurden, als ihre Ansichten in dieser Beziehung theilweise sehr abweichend waren.

Es war in der Mitte des Monats Juli des Jahres 1796, als der von Egon befehligte Reitertrupp auf einer der Höhen hielt, welche, vom Ufer zurücktretend, das fruchtbare schöne Donauthal bei Regensburg beherrschen. Bruno war bereits am vorhergehenden Tage mit zwei Husaren voraus gesandt, um die Ankunft Egons nebst seiner Mannschaft bei dem Regimente zu melden, und Egon wartete nunmehr auf dem verabredeten Punkte der Rückkehr des Freundes. Die Sonne stand ihrem Untergange nahe, als in der Ferne die weißen Reitermäntel sichtbar wurden, und bald darauf Bruno in Begleitung eines Officiers des Regiments, nebst einigen Husaren die Anhöhe heraufsprengten.

Die gegenseitige Begrüßung war herzlich, wie es bei jugendlichen Kriegern üblich; bald zog die Schaar, an deren Spitze die Führer im vertraulichen heitern Gespräche ritten, die Höhe hinab, dem Lagerplatze des Regimentes zu.

Die ganze österreichische Armee hatte sich in der Umgegend von Regensburg zusammengezogen. Ihr jugendlicher Führer, der Erzherzog Carl, sollte seine ersten größeren Waffenthaten verüben. Starke siegreiche Heere befanden sich gegen ihn im Anmarsch, und er selbst hatte durch den Abfall der Reichsfürsten einen nicht unbedeutenden Theil seiner Streitkräfte verloren. Dennoch beseelte ein guter siegverkündender Geist die österreichischen Truppen. Hatte man doch im vorigen Jahre die gefürchteten Republikaner über den Rhein zurückgejagt, warum sollte es jetzt nicht wieder, nicht leichter gelingen, wo die kühne Entschlossenheit des jugendlichen Führers, verbunden mit dem ruhigen klaren Blick des bewährten Feldherrn, allgemeines Vertrauen und lebhaft Begeisterung einflößte.

Der Führer Egon und seiner Schaar war der Lieutenant Graf von Steinau, ein offener lebhafter junger Mann, der schon im vorigen Jahre den Feldzug unter Clairfait mitgemacht hatte.

Man näherte sich jetzt den Cantonirungen der Truppen. Die Vorposten riefen an, die Parole wurde gewechselt und ungehindert zogen die Reiter durch die Linie, deren Stellung Steinau Egon, soweit dies möglich war, zeigte. Nachdem man einzelne große Wachtposten passirt, hie und da mit den sie befehligen Officiers in kurzer militairischer Weise sich unterhalten hatte, gelangte man, als es schon zu dämmern begann, zu dem Lagerplatze der Szeklerischen Husaren. Sie standen im Bivouac. In langen Reihen waren die Pferde angekuppelt,

Pfähle mit Seilen untereinander verbunden dienten dazu. Man hatte gefüttert, jedem Pferde war ein Futterbeutel vorgebunden, und die Husaren beschäftigten sich damit, Wasser aus dem nahe vorbeifließenden Bache zu holen, während andere den Thieren die Streu für die Nacht bereiteten.

Vor den Pferden hingen an besondern Pfählen die Sättel und die Waffen, während die Reihen der Hütten sich wieder unmittelbar davor hinabzogen. Hie und da sah man größere Zelte und Buden, aus welchen lustiger Gesang und fröhliches Gelächter erscholl. Ueberall Leben und Bewegung! ein buntes bewegtes Treiben durcheinander, das dennoch an eine sehr bestimmte Ordnung erinnerte.

Egon fiel es auf, als sie bei einer Schwadron Husaren vorüberzogen, daß deren Pferde völlig aufgezäumt waren; auch die Reiter schienen zum Aufsitzen fertig zu sein und nur des Rufes der Trompete zu harren.

»Was bedeutet das bester Steinau?« fragte Egon seinen Begleiter, »ist der Feind so nahe, daß man einen Angriff befürchtet?«

»Das nicht, liebster Camerad, obgleich es besser wäre, wenn Sie recht hätten. Sehen Sie, dort stehen zwei Geschütze mit brennenden Luntten, und wenn es die Dunkelheit erlaubte die Lagergasse weiter hinabzublicken, so würden Sie mehrere dergleichen zum augenblicklichen Kampfe fertige Schaaren wahrnehmen können. – Hinter uns, oder vielmehr zwischen uns, stehen zwei Regimenter Würtemberger – – und wir müssen unsere Freunde

bewachen, damit sie sich nicht davon machen! Ja wir haben sogar Ordre sie niederzuhauen, wenn sie den Versuch wagen sollten!«

»Das ist allerdings schlimm, sehr schlimm,« antwortete Egon lebhaft, »aber besser scheint mir's doch, man läßt sie fort. Ein offner Feind ist weniger zu fürchten als ein falscher Freund. Warum läßt sie der Feldherr nicht ziehen Steinau?«

»Danach müssen Sie den Erzherzog selbst fragen,« antwortete dieser lächelnd, – »uns geziemt es zu gehorchen, und das thun wir. Hier sind Ihre Quartiere Herr Rittmeister, wenn Sie abgezäumt haben, erfordert es der Dienst, daß Sie sich bei dem Obrist melden.«

»Ich danke lieber Camerad für Ihren Rath, ich werde ihn befolgen und bitte Sie, ihn mir auch künftig nicht vorzuenthalten, bis die Erfahrung meinem Willen die Wagschale hält.«

Egon war im Begriff das Commando zum Einrücken zu ertheilen, als ein Kanonenschuß fiel.

»Was ist das?« fragte er hastig.

»Das Zeichen zum Abendgebet,« antwortete Steinau, indem er abstieg, welchem Beispiele Egon und seine Gefährten folgten. Die Soldaten hatten sich zusammengestellt, und marschierten jetzt ohne Waffen vor die äußerste Lagerlinie. Aus allen Gassen rückten solche Trupps, lautlose dunkle Massen, hervor. Plötzlich ertönten die Trompeten in lang verhallenden Accorden, aus der Ferne wirbelten die Trommeln. Dreimal zogen diese kriegerischen Töne über das sonst lautlose Lager, auf dem schon

das Dunkel der Nacht ruhte, kein anderes Geräusch war hörbar, auch das fröhliche Gelächter in den Zelten hatte aufgehört, nur die Wachtmannschaften standen auch jetzt unter dem Gewehr.

Da verstummte auch die Musik. Eine feierliche lautlose Stille schwebte über den tausenden von Kriegern, welche mit entblößten Häuption da standen. Nur das Scharren oder Wiehern eines Pferdes erinnerte daran, daß hier auf einem kleinen Raume so viele Menschen zusammengedrängt waren. Bald begannen am fernsten Punkte, wie das leise Murmeln eines nahenden Gewitters, die Trommeln wieder zu wirbeln, die kriegerische Musik lief die lange Linie hinab und die Schaaren zogen zurück zu den nahen luftigen Schlafstätten.

Egon, auf den diese ernste kriegerische Feier einen tiefen aber wohlthuenden Eindruck gemacht hatte, wurde von dem Obrist des Regiments mit großer Zuvorkommenheit und der seinem Range gebührenden Achtung empfangen.

Er brachte den Abend unter seinen Cameraden zu, die ihm, theils durch den Obrist selbst, theils durch Steinau vorgestellt wurden, obgleich er wenig Theil nahm an dem etwas ausgelassenen Treiben der fröhlichen Söhne des Kriegsgottes. Als nach dem Abendessen der Flasche fleißiger zugesprochen wurde, und Karten und Würfel begannen, die einer steten Aufregung bedürftigen Gemüther zu fesseln, beurlaubte sich Egon, und schlief zum ersten Male in dem kleinen beschränkten Raume einer Lagerhütte, welche die besorgte Anhänglichkeit seines

treuen Stracke mit soviel Comfort, als dies überhaupt möglich war, versehen hatte.

SECHSTES KAPITEL.

Der Tod ist los – schon wogt der Kampf,
Eisern im wolkigten Pulverdampf
Eisern fallen die Würfel.

Schiller.

Das österreichische Heer stand noch einige Wochen im Lager, immer größere Streitkräfte an sich ziehend. Jourdan war inzwischen bis Würzburg vorgedrungen, und das dazu gehörende Bernadottsche Corps streifte bis in die Gegend von Regensburg, so daß es bereits zu mehrfachen kleinen Reitergefechten zwischen den Kaiserlichen und den Franzosen gekommen war. Auch von anderen Seiten gingen beunruhigende Nachrichten ein; Moreau, der die früher von Pichegru geführte Armee befehligte, überschwemmte Schwaben und Baiern, während Buonaparte an der Spitze der italienischen Armee bis Trident vorgerückt war.

Die längere Unthätigkeit des Erzherzogs, und die großen Fortschritte der französischen Waffen, schwächten das Vertrauen zu dem noch nicht bewährten Führer und verminderten die Hoffnungen auf einen siegreichen Feldzug.

Die laute Fröhlichkeit des Lagerlebens war hiedurch merklich gedämpft, und das Gespräch der Offiziere sowohl, als der Gemeinen drehte sich fast nur um die Zeit der Eröffnung des Kampfes.

Da erging, Allen unerwartet, am Abende eines schönen Augusttages, plötzlich der Befehl, das Lager abzubrechen und bis um 1 Uhr Nachts marschfertig zu sein. Noch wußte man nicht, ob es in der Absicht des Feldherrn liege vorwärts oder rückwärts zu marschieren, und ohne Jubel mit bangen Besorgnissen wurde der Befehl vollzogen. Bald verbreitete sich jedoch die Kunde, der Feind solle am kommenden Tage angegriffen werden, wie ein Lauffeuer durch die Lagergassen. Jeder beeilte sich die freudige Nachricht seinen Kameraden mitzutheilen, und zugleich diejenigen Vorbereitungen zu treffen, welche ihm nöthig schienen für einen Tag, von dem er nicht wußte, ob er am Abende die Sonne noch würde untergehen sehen, ob nicht vielmehr sein Leben aufgehört habe; entweder als ein Opfer des erkäuferten Sieges, oder als ein nutzloser Verlust für die geschlagenen Brüder.

Stracke war beschäftigt die letzten wenigen Sachen Egons in den Mantelsack zusammen zu schnüren, während dieser einen Brief an seine Mutter beendet hatte, der für den Fall seines Todes an diese abgesandt werden sollte. Bruno spielte mit den Kameraden im Offizierszelte, aus welchem fröhliches Treiben und lauter Jubel, vermischt mit den Gesängen und dem Gelächter der Harfenmädchen, herüber schallte.

Es war die Nacht vor dem ersten Schlachttage, und die ernste elegische Stimmung, in welche Egon versunken war, wird derjenige natürlich finden, welcher bedenkt, daß die Gewohnheit diese Gefühle noch nicht abgestumpft hatte, und daß der wahre Muth den Muth besitzt, sich die Größe einer kommenden Gefahr klar zu machen.

»S ist Alles fertig! Ew. Durchlaucht – 's ist Alles fertig! wenn zum Ausrücken geblasen wird, haben wir nichts zu thun, als aufzusitzen!« sprach mit weniger lauter Stimme als sonst Stracke zu dem mit dem Zusiegeln des Briefes beschäftigten Egon.

»Ich danke Dir, lieber Stracke; hier nimm diesen Brief – er ist, wie Du siehst, an meine Mutter, – ich werde Dir Morgen Abend weitere Ordre geben, wie er zu bestellen ist.«

»Hm! – Ja! – Morgen Abend! – Können der Herr Rittmeister mir jetzt diese Ordre nicht ertheilen?« stieß der Angeredete in kurzen Absätzen hervor, indem er zwischen einem jeden seinen langen Knebelbart unförmlich hin und her riß und dadurch gänzlich aus der sonst sehr genau erhaltenen Form brachte.

»Nimm nur! Stracke, nimm nur! Ich habe jetzt andere Gedanken – wir wissen auch nicht, wo wir Morgen Abend stehen, und auf welche Weise der Brief dann am besten zu besorgen ist.«

»So! – Hm! – Wenn ich nun aber auch todtgeschossen werde, Herr Rittmeister! was sicher nicht ausbleiben wird, wenn Ihnen ein Unglück begegnen sollte, wer soll

dann den Brief besorgen?« setzte er hastig hinzu, als ob es ihm schwer geworden, es herauszuwürgen.

»Wer spricht vom Todtschießen! alter Stracke! wer denkt nur daran? Wir werden Morgen die Franzosen schlagen und Abends fröhlich und guter Dinge sein!«

»Möglich, möglich, – – aber *Sie* denken ans Todtschießen, und haben an unsere gnädige Fürstin geschrieben, für den Fall, was Gott verhüte, Sie Morgen Abend nicht mehr am Leben wären, und dann soll Stracke Ihre letzten Grüße der armen Mutter überbringen! – Da sind Sie unrecht berichten,« setzte er heftig hinzu, während eine Thräne auf seinen Bart fiel, die er ärgerlich mit der Faust wegstrich, – da sind Sie unrecht berichtet junger Herr! Wo *Sie* bleiben, bleibt der Stracke *auch*! das steht so fest, als daß Morgen Mancher ins Gras beißen wird. Zu solchem Briefträger taue ich nicht – es wäre ganz nutzlos mir den Brief zu geben! Sie müssen sich jemand anders suchen. Nehmen Sie den Herrn Lieutenant, der wird ihn besorgen!«

»Du meinst Bruno? warum den? warum kommst Du grade auf Bruno?«

»Nun – 's paßt sich besser, wenn der ihn bringt, als wenn ich es thäte – aber ich thu's auch nicht!« rief er mit erhobener Stimme, »das heißt,« setzte er sich verbessernd hinzu, »ich kann's gar nicht thun, weil –«

»Nun laß es gut sein, mein alter Freund,« sagte Egon bewegt, seinem treuen Diener die Hand reichend, »laß gut sein, ich weiß, daß Du mich lieb hast – – hoffentlich werde ich weder Deine, noch Bruno's Dienste bedürfen.

Sieh nach den Pferden Stracke und Sorge dafür, daß wir ein tüchtiges Futter mitnehmen.«

Stracke ging, jedoch nicht eher, bis er die dargereichte Hand seines jungen Gebieters mit seinen beiden Bären-
tätzen ergriffen und, in der Aufregung seines Gefühls,
so stark gedrückt hatte, daß Egon nur mit Mühe seine
freundliche lächelnde Miene beizubehalten vermochte.

»*Allons enfants de patrie!*« trällerte der bald darauf in
die Hütte tretende Bruno. – »Bist Du schon munter Egon!
ich dachte Du schliefst, warum warst Du nicht bei uns? Es
war recht heiter dort; die kleine schwarzäugige Katli hat
eine wunderhübsche Stimme und der österreichische Dia-
lekt macht sich im Gesange besonders gut! Du glaubst es
nicht? Glaub's nur! glaub's nur! – Heute ging's scharf her
Egon! Wenn unser Obrist Morgen todtgeschossen wer-
den sollte, so wird sein Nachlaß keine Prozesse veran-
lassen, ha! ha! ha! ha! Er hat Alles verloren, den letzten
Dukaten! ach was sage ich, den letzten Zwanziger! Seine
beiden Grauschimmel sind zum Teufel! sein Tafelservice,
Alles fort! Mir ist Fortuna günstig gewesen! Sieh! Sieh!
Weiß ich doch selbst noch nicht wie viel's ist!«

Mit diesen Worten leerte er seine von Goldstücken an-
gefüllten Taschen auf dem Tische und begann zu zählen.

»Ein allerliebstes Ding die Katli! Wie viel hatt' ich ei-
gentlich? Ach der Teufel zähle das Zeug! Peter! Peter!«
rief er seinem Burschen, »da! packe zusammen! Alles
ordentlich zusammen in den Mantelsack, daß mir kein
Stück davon weg kommt – ich weiß genau wie viel es
ist!«

»Nun Egon,« wandte er sich wieder zu diesem, »Du siehst so sauerböfisch aus? Fehlt Dir was?«

»Hast Du schon nach den Pferden gesehen, Bruno!« erwiderte dieser ernst, über die Weinlaune seines Freundes verstimmt, »wir kommen Morgen ins Gefecht, wie Du weißt, deßhalb wird es nöthig sein genau Acht zu haben, daß nichts von den Leuten versäumt werde!«

»Thu' mir den einzigen Gefallen, lieber Junge, und spiele jetzt nicht den Vorgesetzten! Werde mir nicht duckmäuserig! Ich habe Dich herzlich lieb, Kerl! – Komm gib mir einen Kuß!«

»Wenn Du nicht selbst gehen willst Bruno, so werd' ich es thun,« erwiderte Egon, von dieser plötzlich ausbrechenden Zärtlichkeit seines Freundes unangenehm berührt, und verließ, dem mit ausgebreiteten Armen auf ihn Zukommenden ausweichend, die Hütte.

Kurze Zeit nachher riefen die Trompeten zum Aufbruch, und die Regimenter ordneten sich auf den Sammelplätzen.

Die Szekler Husaren gehörten zur Avantgarde und marschierten ab noch ehe das Gestirn des Tages den östlichen Himmel röthete. Wenige Stunden später erblickte man die ersten feindlichen Truppen. Es waren gleichfalls Cavallerie-Haufen, die am Fuße von sanft ansteigenden Höhen sichtbar wurden. Die Avantgarde, aus vier leichten Cavallerie-Regimentern bestehend, ging im Trabe, bedeutende Räume zwischen sich lassend, zum Angriffe vor. Unfern der feindlichen Stellung jedoch, empfing sie ein gut gerichtetes Feuer von den auf den Höhen

aufgestellten Kanonen. Zum ersten Male hörte Egon den dumpfen sausen Ton einer Paßkugel und sah deren verderbliche Wirkung. Die Schwadronen stutzten, gerieten theilweise in Unordnung, und wurden, ehe diese wieder hergestellt war, von der feindlichen Cavallerie in wilder Carriere angegriffen.

»Stand gehalten!« rief die starke Stimme des Obristen. »Stand gehalten Kinder!« gleichzeitig gaben die Trompeten das Zeichen zum Einhauen. Vorwärts flog die Linie dem Feinde entgegen, der sich eben so rasch näherte. Staub verhüllte bald Freund und Feind. Aus demselben hervor tönte das Stampfen der Pferde, das Rasseln der Waffen, wildes Geschrei und hie und da ein Pistolenschuß. Die Geschütze schwiegen, da sie den eignen Truppen verderblich gewesen sein würden, denn Oestreicher und Franzosen hatten sich im Knäuel eines wilden Reitergefechtes zusammengerollt. Derartige Gefechte, wenn sie, was selten geschieht, wirklich vorkommen, sind von kurzer Dauer. Leere, ihrer Führer beraubte Pferde entflohen zuerst dem verderblichen Gewirre, bald folgten diesen einzelne Reiter. Ihre rothen Uniformen und Bärenmützen bezeichneten sie als Franzosen. Die Flucht derselben wurde allgemein und Oestreichs Trompeten riefen zur Verfolgung. Noch immer, Freund und Feind hart aneinander, flog jetzt die ganze Reitermasse den von letztern besetzten Höhen zu, bis das Kleingewehrfeuer der Infanterie zu knattern begann. Da ertönten die Signale zum Sammeln und zum Rückzuge, und im raschen Trabe zogen die siegreichen Schaaren wieder über die Ebene

zurück, sich zugleich ordnend, und in ihrer Siegesfreude nicht achtend auf die dann und wann einschlagenden Kugeln der nun wieder spielenden feindlichen Batterien.

Der Rückmarsch währte eine geraume Zeit, fast Besorgnisse erregend bei den kampflustigen Kriegern – da brach die Linie in Zügen ab und trabte durch die geöffneten Reihen der Infanterie, welche sie mit freudigem Hurra empfing. Hinter einer kleinen Anhöhe, außer dem Bereich der feindlichen Kanonen wurde Halt gemacht und das Signal zum Absitzen gegeben.

Das Schlachtfeld war nicht sichtbar. Man hörte die dumpfen Schläge des Geschickes, und den einförmigen, sich immer mehr entfernenden Angriffsmarsch der Infanterie. An seine Stelle trat bald der wiederholte harte schrillernde kurze Ton, welcher durch das gleichzeitige Abfeuern vieler Gewehre hervorgebracht wird, bis auch dieser sich in ein allgemeines Schießen auflöste, das einem heftigen, von Paukenschlägen begleiteten Trommelwirbel glich.

»Fertig zum Aufsitzen!« erscholl wieder das Commando der Oberen, und das Regiment Egons rückte, in zwei Divisionen getheilt, zur Deckung der Geschütze vor. Hier konnte man das Schlachtfeld übersehen, konnte hinabblicken in die Ebene, auf welcher die langen Linien der Infanterie wie glänzende farbige Streifen gezogen waren, weiße Dampfwolken von sich sprühend, und sich langsam, dem Auge kaum merklich, bewegend, konnte die unausgesetzte Arbeit der Geschütze beobachten, die, je nachdem der Wind stand, in Dampf gehüllt, aus diesem

ihre Blitze heraussandten, oder von der Sonne beschienen, ihre mörderische Thätigkeit unverhüllt ausübten.

Es war für die jungen Truppen ein entmuthigender verblicher Auftrag. Die feindlichen Kugeln schlugen regelmäßig ein, und, so häufig man auch die Stellung in kurzer Entfernung von der zu beschützenden selbst sehr leidenden Batterie wechselte, die feindlichen Kanoniere hatten immer bald wieder den richtigen Zielpunkt gefunden.

Bruno, der bei dem ersten Reitergefecht eine unbedeutende Fleischwunde davon getragen hatte, war still geworden, und schien mit ängstlicher Spannung zu beobachten, wann bei dem veränderten Standpunkte die feindlichen Kugeln wieder einschlagen würden. Auch die Husaren waren schweigsam. Sobald eine Kugel einen ihrer Kameraden fortriß oder Pferd und Reiter scheußlich verstümmelte, prallten die Glieder aufeinander, als wollten sie der nachfolgenden Platz machen. Im weiten Kreise um die immer in ihrer mörderischen Arbeit fortfahrenden von ihnen geschützten Kanonen, lagen Pferde und Husaren, denn nur wenige Verwundete hatte man zurückbringen können.

Egon hielt ruhig vor seiner Schwadron, mit klarer Stimme das jedesmalige Commando des älteren Offiziers

zur Veränderung der Stellung wiederholend; keine Erregung war in seinen Zügen bemerkbar, obgleich sein Auge stets unruhig rückwärts flog, wenn das Getümmel unter den Pferden und der kurze Todesschrei der Getroffenen verkündete, daß wieder eine Kugel den verderblichen Weg in die Reihen der Cameraden gefunden hatte.

»Es kann unmöglich der Wille unserer Obern sein, daß wir uns hier wehrlos und nutzlos erschießen lassen,« rief Bruno, in heftiger Aufregung zu Egon heransprengend, da eben eine Kugel eine Rotte weggerissen und ihn selbst mit dem Blute und dem Gehirne der Getödteten bespritzt hatte. »Rede mit dem Major, daß wir abgelöst werden, Egon!«

»Wir haben den Auftrag die Geschütze zu decken und müssen ihn erfüllen, wir Offiziere namentlich müssen den Gemeinen mit gutem Beispiele vorangehen,« antwortete dieser ruhig, »reite deßhalb vor Deinen Zug zurück und sprich den Leuten zu!«

»Wozu soll ich mich nutzlos erschießen lassen? Wenn Du nicht willst, so laß mich zum Major hin.«

»Das steht uns nicht zu, Bruno! wenn wir abgelöst werden sollen, wird es ohne unsern Antrag geschehen, reite zurück! es ist nothwendig, daß Du auf Deinem Posten bleibst.«

»Du hast gut reden, so allein zu halten ist ganz etwas andres, als dicht bei den Leuten, welche die eigentliche Zielscheibe bilden!«

»Meine Pflicht fesselt mich hier,« antwortete Egon ungeduldig, »die Deine dort, Bruno! drum kann ich Dir nur

wiederholen – reite vor Deinen Zug und sprich mit den Leuten, muntre sie auf und zeig ihnen –«

»Ich werde hier bleiben! denn es ist völlig gleichgültig, ob ich 8 Schritt vor oder rückwärts hatte,« fiel ihm Bruno trotzig in die Rede.

»Auf Ihren Posten Lieutenant v. Winter!« donnerte Egon dem Bestürzten entgegen, der, solcher Anrede nicht gewärtig, sich mit einem Blicke voll Haß und Feindschaft zurückzog.

Unmittelbar nachher schwiegen die feindlichen Geschütze, welche ihren Standpunkt veränderten. Die Szekler Husaren zogen sich wieder zusammen, und bald ertönte das Allen willkommne Signal zum Vorrücken.

Es erfolgten noch mehrere siegreiche Cavallerie-Angriffe; die Infanterie, jetzt in Colonnen zusammengedrängt, und ausruhend von der blutigen Arbeit, begrüßte freudig die an ihnen vorübersausenden Geschwader, die den wandernden Feind vollends zum Weichen brachten. In wilder regelloser Flucht zog er sich auf das bei Würzburg stehende Hauptcorps zurück, und schon am Nachmittage verkündete der Donner der Geschütze den Sieg des Erzherzogs Carl über das Bernadottsche Corps bei Teining.

Das Schlachtfeld mit den Todten und Verwundeten lag im Rücken, und es schien fast, als ob Jeder sich bemühe, seine Gedanken von den traurigen Bildern abzulenken, die sein Auge im Laufe des Tages gesehen hatte, besonders nach vollbrachtem Kampfe, als die armen Verwundeten aufgesucht und zurückgebracht wurden. Eine

laute lärmende Fröhlichkeit verkündete weithin den Siegesrausch, welchem die Truppen sich um so ausgelassener hingaben, als es nur geringe Anstrengungen gekostet hatte, die gefürchteten Schaaren der jungen Republik in die Flucht zu schlagen.

Auch Egon verschmähte es heute nicht mit den Offizieren seines Regiments zusammen der Freude zu opfern. Er gewöhnte sich nach und nach an die Art und Weise, wie dies geschah, ohne daß er Geschmack daran gefunden hätte. Noch vor seiner Abreise hatte er seiner Mutter versprochen niemals Hazard oder sonst hoch zu spielen, und da er sich für ehrlos gehalten haben würde, hätte er jemals die Heiligkeit eines gegebenen Worts verletzt, so war alles Zureden seiner Cameraden ihn zur Theilnahme am Spiele zu bewegen, vergebens gewesen.

Heute ruhten die Würfel ohnedies, laut und lärmend unterhielt man sich von den Ereignissen des vergangenen Tages, vielfache Einzelheiten wurden ausführlich erörtert, bestritten, bestätigt, und unzählige Male auf die erfochtene *Victoria* und auf das künftige Waffenglück die Gläser geleert.

Bruno und Egon hatten seit jenem Gespräch bei der Batterie noch kein weiteres Wort gewechselt. Das Herz des Letztern war voll von der Freude des ersten Sieges, er sehnte sich nach Mitgefühl und es quälte ihn, daß er dies nicht in gewohnter Weise bei seinem Freunde suchen und finden konnte.

Es war ihm nicht entgangen, daß Bruno ihm absichtlich auszuweichen schien, obgleich er sonst heute grade ausgelassener als sonst war.

»Laß die Mißstimmung, welche zwischen uns eingetreten ist, verschwinden, Bruno! laß uns wieder die Alten zusammen sein!« redete Egon diesen, ihm die Hand entgegenhaltend, herzlich an.

»Wie Sie befehlen, Herr Rittmeister!« war die spöttische Antwort.

»Komm hinaus! Bruno, komm hinaus! ich habe Dir etwas zu sagen,« erwiederte Egon ernst.

Beide verließen die enge in der Eile aufgerichtete Bude, in deren kleinem Raume, durch die Menge der darin anwesenden Menschen, sich eine drückende beängstigende Luft gebildet hatte. Sie traten hinaus in die zauberische mondhelle Augustnacht. Nicht das kleinste Lüftchen bewegte sich, die ganze Natur schien zu schlummern, und mit ihr die Tausende, welche im engen Kreise umher gelagert waren. Die Stille der Nacht wurde nur dann und wann durch den fernen Ruf einer Wache, oder durch das Wiehern eines Pferdes unterbrochen, sonst erinnerte kein Laut an die Gegenwart so vieler lebenden Wesen, die jetzt von der blutigen Arbeit, ihren Brüdern den Tod zu bringen, ermüdet, bewußtlos in die Arme seines Zwillingsbruders gesunken waren. Es zog eine stille wehmuthsvolle Ruhe durch diese laue, mondhelle Nacht, die mit ihrem Schleier, dicht neben einander, die Schlafstätte und das Todesfeld von so viel tausend Menschen

bedeckte. Wäre ein einsamer Luftschiffer darüber hingeflogen, er würde das Leben vom Tode hier kaum zu unterscheiden vermocht haben. Egon ergriff Bruno's Hand und stand so eine Zeit lang in seinen Gefühlen versunken.

»Zürne mir nicht mehr Bruno, laß den heutigen Tag, wo wir gemeinschaftlich den ersten Sieg erfochten, nicht nachtheilig für unsere Freundschaft werden! – Warum antwortest Du nicht, Bruno? Warum lässest Du den Druck meiner Hand unerwiedert? Fühlst Du Dich denn wirklich so schwer beleidigt? Ich bitte Dich, rede Freund!« fuhr Egon nach einiger Zeit erregter fort, während welcher Bruno immer anscheinend theilnahmlös geschwiegen hatte, »was ich that, hielt ich für Pflicht, und halte es auch noch dafür! Wird es Dir so schwer dem Freunde darüber Deine Ansicht zu sagen?«

»Du forderst mich auf,« begann Bruno endlich mit mehr Ernst und Feierlichkeit in seiner Stimme als sonst, »so will ich reden, ich will dies um so mehr thun, als Du noch eben erklärtest, die Pflicht habe Dir jene schnöde Behandlung gegen mich vorgeschrieben. Du hast meine Freundschaft gesucht, nicht *ich* die *Deinige*! so jung ich damals war, ich habe es mir nie verhehlt, daß unsere Stellung im Leben künftig eine zu verschiedene sein würde, als daß eine wirkliche Freundschaft zwischen uns fortbestehen könnte. Du bist Fürst, ich bin Dein Unterthan, wenigstens so lange ich in Deinem Fürstenthume wohne. Du wirst bald Major und Obrist sein, während ich nur auf dem gewöhnlichen Schneckenwege weiter kommen

kann. Du wirst, so lange Du einen Freund zu haben wünschst, mich als solchen behandeln, sobald dieses Verlangen aber nicht in Dir rege ist, den Oberen gegen mich spielen, wie Du es heute bereits gethan hast, obgleich Du jetzt doch nur als Rittmeister zum Lieutenant reden konntest. Was soll ich mit solch einer Freundschaft – ich muß wirklich dafür danken, und erlaube mir sie Dir zurückzugeben,« – setzte er spöttisch hinzu.

»Du entwirfst ein schlimmes Bild von mir Bruno, ich müßte mich selbst verachten, wenn Du recht hättest. Aber ich bitte Dich, gehe zurück in die Zeit, die wir mit einander verlebt haben, hast Du je bemerkt, daß ich nur im mindesten meinen Stand gegen Dich geltend gemacht? habe ich nicht stets in jedem Stücke mich Dir gleich, ja selbst unter Dich gestellte habe ich nicht um Deine Liebe, um Deine Freundschaft gebuhlt, weit ich sie nöthig habe, wie die Luft zum athmen. Was ich heute that, das forderte die Pflicht, glaube mir, ich thats mit blutendem Herzen, aber wenn Du mein Bruder gewesen wärest, ich hätte so handeln *müssen*. Ich fordere als einen Beweis Deiner Freundschaft, die mir das Kostbarste ist, was ich mein nenne, daß Du dies anerkennst. Kannst Du das nicht, verlangst Du von mir, daß ich meine Pflicht aus einer übertriebenen Rücksicht der Freundschaft zum Opfer bringen soll – dann allerdings, dann ist es besser, wir verständigen uns und scheiden ohne Groll und Haß, den ich nie einen Augenblick gegen Dich im Herzen getragen habe.«

Bruno, dem es keineswegs Ernst war, das enge Verhältniß, worin er mit Egon stand, aufzulösen, der im Gegentheil die Absicht hatte, diesen kleinen Zwist dazu zu benutzen, das Bündniß fester zu knüpfen, zugleich aber auch ein ähnliches Benehmen Egons für die Zukunft zu verhindern, und eine geistige Herrschaft über diesen auszuüben, suchte nun wieder einzulenken, und so kam es bald zu einer Verständigung, die für Egon so beglückend war, daß er sich nun selbst im Stillen Vorwürfe wegen seines Benehmens gegen Bruno machte, und sich vornahm, künftig dessen zartes Ehrgefühl nicht wieder auf eine so rauhe Weise zu verletzen.

Dem Heere wurde nur eine kurze Ruhe vergönnt. Die Hauptarmee der Franzosen stand bei Würzburg unter Jourdan, welcher das geschlagene Bernadottsche Corps an sich gezogen hatte. Am 3ten September griffen die Kaiserlichen die Franzosen an und erfochten einen so vollständigen und glänzenden Sieg, daß die Geschlagenen in wilder Flucht dem Rheine zu eilten.

Moreau, der inzwischen bis Ingolstadt vorgerückt, war, hatte den Kurfürsten von Baiern zum Abschlusse eines schmachvollen und kostbaren Waffenstillstandes gezwungen. Mehr als im ganzen Kriege für das Reich geleistet war, mußte in einem Augenblicke für den Feind zusammengebracht werden, der bei dieser Gelegenheit das später ins Große ausgedehnte Raubsystem begann, und sich unter andern auch zwanzig der besten Gemälde aus der Münchner Gallerie abtreten ließ.

Die geschlagene Jourdansche Armee verfolgte und dezimirte das erbitterte überall zu den Waffen geeilte Landvolk. Der Erzherzog wandte sich gegen Moreau, ihm den Rückweg nach dem Rheine versperrend. Der französische Feldherr, dessen eines Corps außerdem bei München geschlagen wurde, und der sich von den Oestreichern im Rücken bedroht sah, führte nun jenen denkwürdigen Rückzug durch Baiern und Schwaben aus, welcher, mehr als die bisherigen Siege, seinen kriegerischen Ruhm begründete. Der Feldzug endete ruhmvoll für die Oestreicher mit der Eroberung von Kehl und der Brückenschanze von Hüningen.

Unsere jungen Krieger sahen mit dem stolzen Gefühle des Siegers zum ersten Male die grünen Wellen des Rheines, über welchen sie den übermüthigen Feind zurückgetrieben hatten.

Die Hoffnungen auf behagliche und fröhliche Winterquartiere wurden jedoch getäuscht. Buonaparte hatte die österreichischen Heere in Italien überall geschlagen. Der Erzherzog Carl wurde mit dem größten Theile des Heeres abberufen, und nur ein schwaches Corps blieb unter dem Befehle des Generals Werneck am Rheine zurück.

Im April des Jahres 1797 sinken wie dieses Corps, worunter sich unsere beiden Freunde befanden, in der Gegend von Neuwied, die Stadt selbst besetzt haltend, bei welcher die französische Armee unter Hoche den Uebergang über den Rhein zu bewirken suchte. Nach einem Gefechte von wenigen Stunden räumten die Oestreicher

die Stadt und zogen sich nach den Höhen des Westerwaldes zurück. Von den Franzosen verfolgt und überall geworfen, bereitete sich Hoche vor in Frankfurt einzurücken, als die Nachricht des Friedens zu Leoben eintraf, welchen der siegreiche republikanische General Buonaparte, der aus Italien gegen Wien vorgedrungen war, dem kaiserlichen Kabinette abgenöthigt hatte.

Der Friede zu Campo Formio bestätigte diese vorläufigen Verabredungen, und enthielt bereits die Anfänge jener schmachvollen Grundsätze, nach welchen nunmehr eine geraume Zeit mit Deutschland verfahren werden sollte. Es wurde hier der Grund gelegt zu der Erniedrigung unseres Vaterlandes, die, wie sie ohne Beispiel ist in der Geschichte eines edlen kraftvollen, nur in sich selbst nicht einigen Volkes, und obgleich blutig gerächt an den übermüthigen Unterdrückern, doch unverilgbar eingebrannt bleiben wird in dem Gedächtnisse eines jeden Deutschen, damit wir niemals wieder verkennen, was uns Noth thut, und worin allein unser Aller Heil enthalten ist! –

Zur Herstellung des Friedens mit dem Reiche sollte ein Congreß zu Rastadt zusammentreten, aber die früher angenommene Grundlage der Integrität war bereits durch 14 geheime Artikel wesentlich verändert worden. Der Rhein wurde als die Grenze der französischen Republik anerkannt, der Kaiser versprach seine guten Dienste, um das Reich zur Abtretung aller jenseitigen Länder und Städte zu bewegen, verpflichtete sich auch dasselbe

nicht zu unterstützen, sofern das Reich darauf nicht eingehen möchte; dagegen versprach Frankreich seine guten Dienste, um dem Kaiser Salzburg und den zwischen diesem Erzstifte, dem Inn, der Salza und Tyrol gelegenen Theil von Baiern, das Gebiet eines deutschen Reichsfürsten zu verschaffen. Der siebente dieser geheimen Artikel bestimmte ferner, daß, wenn bei der bevorstehenden *Friedenshandlung eine der beiden Mächte noch andere Erwerbungen in Deutschland mache*, die andere eben so viel Land zur Ausgleichung erhalten solle! Das war die vorbehaltene Integrität des Reiches! – –

Entmuthigt zogen die kaiserlichen Heere sich zurück, das Reich seinem Schicksale überlassend. Auch die Szekler Husaren hatten den österreichischen Boden wieder betreten, doch sofort hart an der Grenze ihre Cantonirungen bezogen, worauf die kriegslustigen Schaaren neue Hoffnungen zur baldigen Wiedereröffnung des Krieges bauten.

Da jedoch der Friedenscongreß am Schlusse des Jahres wirklich zu Rastadt zusammentrat, so schwanden diese Aussichten wieder, besonders durch den Umstand, daß Urlaubsgesuche auf längere Zeit ohne Anstand bewilligt wurden.

»Was hält uns hier länger,« sagte am Abend eines stürmischen Novembertages Bruno zu Egon, welcher sich in dem engen niedrigere Zimmer eines Bauernhauses die Einförmigkeit des unbeschäftigten Soldatenlebens durch das Studium der Geschichte vertrieb, »was hält uns länger in diesem von aller Welt abgeschnittenen Neste? wir

liegen hier und lassen die Pferde füttern und putzen! Alle Welt zieht ab, Egon, laß uns auch Urlaub nehmen und sehen, wie es den Unsrigen in der Heimath geht!«

»Es geht ihnen wohl Bruno, ich habe erst gestern einen Brief von meiner Mutter erhalten, sie sind Alle wohl, auch die Deinigen; ich hätte es Dir schon mitgetheilt, wenn Du nicht zwei Tage in der Stadt gewesen wärest. Was sollen wir jetzt in der Heimath machen? ich schäme mich nach Hause zu kommen, so gern ich meine Mutter auch wiedersehe und das Weihnachtsfest mit ihr feierte. Glaube mir, der jetzige Zustand kann und wird nicht von Dauer sein, Du magst dies schon daraus entnehmen, daß wir hier hart an der Grenze, in dieser für unsere Verpflegung so unpassenden Gegend, Halt gemacht haben. Ich habe es mir fest vorgenommen, nicht eher, als bis die Dinge sich wieder günstiger gestaltet haben, meine Schritte der Heimath zuzukehren.«

»Täusche Dich nicht mit falschen Hoffnungen Egon! Jeder der Lust hat erhält Urlaub auf längere Zeit, das deutet nicht auf einen baldigen Aufbruch. Oestreichs Kräfte sind erschöpft, und das Reich? dem wird jetzt in Rastadt das Sterbekleid angezogen! Du solltest bedenken Egon, daß Deine eigene Existenz in Gefahr schwebt, daß Du als Fürst größere Pflichten zu erfüllen hast, als hier täglich in den schmutzigen Ställen herumzuwaden und die zunehmende Abmagerung der Pferde zu beobachten.«

»Mag dem sein wie ihm wolle! mein Entschluß steht fest,« erwiderte Egon, »ich verlasse jetzt das Regiment

nicht. Nimm Du Urlaub Bruno, sieh zu, wie es in Greifenstein steht, ich will Dir Briefe mitgeben, und meine Interessen werden durch Dich eben so gut und besser vertreten werden, als ob ich selbst dort wäre!«

»Es freut mich, daß Du diese Ansicht aussprichst lieber Freund, denn ich habe den Urlaub schon in der Tasche, und so gern ich in Deiner Gesellschaft geritten wäre, so soll mich Dein Entschluß doch nicht bewegen den meinen zu ändern.«

»Du hättest mich wohl früher von Deiner Absicht in Kenntniß setzen können,« sagte Egon einigermaßen verstimmt durch die Art und Weise wie Bruno diese Angelegenheit betrieben hatte, »wann willst Du fort?«

»Ich habe den Entschluß eigentlich erst in der Stadt gefaßt, und dann sogleich Urlaub genommen,« bemerkte Bruno entschuldigend. »Uebrigens sind meine wenigen Sachen gepackt und ich gedenke Morgen in der Frühe aufzubrechen.«

»So bleibt mir nur noch wenig Zeit die Briefe für Dich zu besorgen, wenn Du Dich anders damit befassen willst,« erwiderte Egon empfindlich, »ich werde die Nacht dazu verwenden müssen.«

»Was liegt einem so eifrigen Soldaten wie Dir daran, ein paar Stunden der nächtlichen Ruhe zu opfern,« sagte Bruno lächelnd, indem er aufstand. »Also Morgen früh sechs Uhr komme ich Abschied zu nehmen – bis dahin leb wohl!«

Das Verhältniß der beiden Freunde war im Laufe der Zeit ein merklich kälteres geworden, ohne daß irgend ein

besonderes Ereigniß dieß herbeigeführt hätte. Bruno's Neigungen, Vergnügungsarten und Ansichten wichen, je mehr sie sich ausbildeten und sie der Zufall mehr oder weniger unverschleiert den Blicken Egons zeigte, immer mehr von den seinigen ab, der keineswegs den Freuden seines Alters abhold war, doch keinen Geschmack an dem oft faden und ausschweifenden Treiben der meisten seiner Cameraden finden konnte. Obgleich von Allen geachtet und gern gesehen, war er doch nicht häufig bei ihren Zusammenkünften, wo er sich nicht heimisch fühlte und zu bemerken Gelegenheit fand, daß seine Gegenwart einen gleichen Eindruck hervorrief.

Es war noch dunkel als Bruno sich am Morgen von Egon verabschiedete, und in Begleitung eines Reitknechtes das schmutzige Dorf an der böhmischen Grenze verließ, um über die hohen in grauen dicken Nebel verhüllten Gebirge seinen Weg nach den heimischen Thälern zu nehmen.

SIEBENTES KAPITEL.

Heute will mit eigner Faust ich
Nach der rechten Stunde haschen,
Und mit dem, was wir vollbringen,
Selbst den Teufel überraschen.

Nicolaus Lenau.

»Wir haben uns verirrt Caspar,« sagte ein tief in den Mantel gehüllter Reiter zu seinem hinter ihm befindlichen Diener; »mir kommt die Gegend ganz fremd vor, und doch müßte ich jeden Stein darin kennen!«

Die beiden Reisenden hielten auf einem hohen kahlen Gebirgskamm. Der Abend eines kurzen regnigten Novembertages machte bereits einer schnell hereinbrechenden Dämmerung Platz, so daß es schwer fiel sich in einem so wilden unwirthbaren Gebirge, wie dasjenige zu sein schien, auf dem die beiden Reiter sich befanden, zu orientiren. Die höheren Theile der Berge, welche dem Auge einen Anhaltspunkt hätten gewähren können, waren mit dickem schwerem Gewölk behangen, das sich selbst von dem grauen farblosen Himmel nur unmerklich abzeichnete. Selbst die Thäler hatten ein fremdes Aussehen angenommen durch die aus ihnen aufsteigenden und sich hie und da mit den entgegenkommenden Wolken vereinigenden Nebelmassen.

»Die Nacht eignet sich schlecht zum bivouakiren, Caspar!« begann nach einiger Zeit der vorn haltende Reiter wieder, nachdem er längere Zeit in die Gegend hinausgeblickt hatte; »die Aeste der alten Eiche, welche sich diese einsame Stelle hier ausgesucht hat, seufzen und knarren im Sturme, als ob sie auch mit ihrem Aufenthalte nicht recht zufrieden wären. Wenn ich nicht ganz irre, so muß hier unten rechts im Thale ein Dorf liegen; reite hinab und suche es zu finden; ich will diesen Weg verfolgen. In einer Stunde sei wieder hier; ich werde Deiner harren. Triffst Du mich nicht mehr, so reite ebenfalls diesen

Weg, auf welchem ich dann ein Unterkommen gefunden habe.«

Der Reitknecht folgte der erhaltenen Weisung und war bald in der Dämmerung verschwunden, während derjenige, welcher diesen Befehl gegeben hatte, sich links wandte und mühsam, auf einem steil abfallenden mit Steingeröll bedeckten Wege gleichfalls den öden, einsamen Gebirgskamm verließ.

Es war fast Nacht geworden, als der Reiter im Thale anlangte; der Weg, welcher ihn hinabgeführt, hatte sich nach und nach verloren, und ein wenig betretener, fast kaum sichtbarer Fußpfad seine Stelle ersetzt. Auch dieser verschwand, oder der Reiter vermochte ihn in der zunehmenden Dunkelheit nicht innezuhalten, genug er befand sich bald auf einem weiten quellgrundigen Moore, in welches das Pferd mit jedem Tritte einsank, und das weiter zu verfolgen gefährlich schien. An beiden Seiten des Thales erhoben sich dunkle bewaldete Bergmassen, sich nur unmerklich gegen den Himmel abzeichnend.

Der Reiter hielt sein Pferd auf einem etwas festern Punkte des Moors an, und schien zu überlegen, welche Richtung er einschlagen solle. Er wandte sich, um nur wieder festen Boden zu gewinnen, den Bergen zu und erreichte bald die Grenze des Waldes, in welchen ein befahrner Weg zu führen schien. Er stieg ab und überzeugte sich durch Betasten des Bodens mit den Händen von dem Dasein tiefer Wagengeleise. Das Pferd am Saume führend betrat er den Wald, in welchem zu der Dunkelheit der Nacht noch die tiefen Schatten der dichtbeästeten hohen,

im Winde rauschenden und sich bewegenden Buchen traten.

Schon früher hatte der Verirrte die Pistolen in den Halftern untersucht und schußfertig gemacht, jetzt steckte er sie in den Gürtel, da es ihm nicht unbekannt war, daß der Krieg und der augenblicklich eingetretene Friede vielfaches Raub- und Diebsgesindel in dieser unwirthbaren Gegend zusammengeführt hatte.

Eine lange Zeit setzte der immer mehr ermattende Wanderer seinen Weg fort, oft über Wurzeln stolpernd, oder von den vorgestreckten und herabhängenden Aesten und Zweigen der Bäume wie von unsichtbaren menschlichen Armen festgehalten.

Plötzlich schien es ihm, als leuchte der Schein eines fernen Lichtes oder Feuers durch die Dunkelheit. Es war keine Täuschung, denn er sah deutlich zuweilen den matten Glanz desselben auf den nassen chaotisch verschlungenen Gesträuchen sich brechen. Er blieb stehen, bei sich überlegend, ob es räthlich sein möchte, sich diesem verdächtigen Feuerscheine zu nähern; der hülfsbedürftige Zustand, in welchem er sich befand, schien jedoch bald über die emporsteigenden Befürchtungen den Sieg davon zu tragen. Er band sein Pferd an einen Baumast und schlich, den Säbel im Arm, die zum Schusse fertigen Pistolen im Gürtel, auf dem nassen Moose so leise näher, daß seine Tritte, durch das Rauschen der Bäume ohnehin unhörbar gemacht, auch von dem schärfsten Ohre nicht hätten wahrgenommen werden können.

Bald gewährte er, daß der Lichtschein von einem in einer verfallenen Köhlerhütte angezündeten Feuer herührte. Der Eingang derselben war derjenigen Richtung, in welcher er sich näherte, entgegengesetzt, doch gestattete eine eingestürzte Stelle des niedrigen Daches das Innere der Hütte zu überblicken. Der unbemerkt hieher getretene Fremde sah neben dem Feuer ein altes zerlumptes Weib auf dem Boden gekauert sitzen, welches beschäftigt war an einem hölzernen Spieße einen Hasen zu rösten, denn das Thier war, ohne irgend eine andere Zuthat, nur den Wirkungen des unter ihm brennenden Feuers ausgesetzt. Auf einer kaum merklichen Erhöhung lag ein schmutziger wild aussehender Kerl, dessen Gesicht von einem alten rothen Tuche verdeckt wurde, das er um den Kopf gewunden, und dessen verbleichte Farben durch den Widerschein des Feuers neues Leben zu erhalten schienen. Eine Zeit lang verharrten die beiden Bewohner dieser einsamen verfallenen Waldhütte schweigend in der beschriebenen Lage. Endlich stützte der Mann seinen Kopf auf den Ellenbogen und blickte nach dem am Spieß hängenden Thiere.

»Ist's bald gar Mutter? 'S wird gut sein! 's knurrt mir im Magen, ich hab' heut noch nichts gehabt und bin verdammt hungrig. Mach ein End'! Du verbrennst den schönen Braten, das Beste frißt die Flamme!«

»Schweig alter Vielfraß,« keifte das Weib, »ich werd' selbst wissen, wenn's gut ist; wenn wir nicht sorgten für euch, ihr wärt längst verhungert oder hingt am Galgen, ihr faules Pack!«

»Schimpf Du nur, Du hast Dir schon alle Zähne ausgeschimpft, und bald wird Deine Zunge auch wohl Feierabend machen!«

»Sieh mir einer den Kerl an! Du solltest froh sein, daß meine Zunge für euch arbeitet, die hat mehr genutzt, als all' eure unbeholfenen Finger, worauf ihr euch so viel einbildet!«

»Mehr genutzt? was hat sie genutzt? gar nichts! Du hast immer große Pläne im Kopf, aber sie haben noch keinen rothen Pfennig eingetragen! Das Mädels haben sie weggenommen, und werdens' Dir auch niemals wieder geben, denn daß es Deine Tochter sein soll, glaubt Dir doch kein Mensch! Wie könnt' auch solch 'ne alte hässliche Ohreule so'n schmuckes niedliches Täubchen ausgebrütet haben!«

»Schweig Du alter abgemauserter langnasiger Habicht! Willst Du noch anfangen mir zu sagen, wie ich den Brei kochen soll, damit sich Andere den Mund dran verbrennen? Wenn sie's auch nicht glauben, daß es mein Kind ist, mit Gewißheit können sie doch nie sagen, es wär's nicht! Und noch weniger können sie wissen wer sein Vater und seine Mutter ist.«

»Was nutzt Dir's, daß Du's kannst? Wird man Dich drum fragen? Hinaus werdens Dich schmeißen, »wenn Du auf's Schloß kommst! Jagt das alte ekelhafte Zigeunerweib hinaus! hetzt die Hunde drauf! wird's heißen, wenn Du hinauf kommst, das ist Alles!«

»Meinst Du? – schau was Du'n kluger Kerl bist? Thun sie's jetzt? haben sie mich schon jemals hinausgejagt? –

Ein Jahrgehalt, wie sie's nennen, haben's mir ausgesetzt, 50 Gulden! und immer prompt ausbezahlt!«

»Ausbezahlt?« fragte der Mann mit erhöhtem Interesse, indem er sich halb emporrichtete, »wo hast Du all' das Geld, Alte? ich weiß einen Ort, wo es sicher liegen soll, wo's der Teufel selbst nicht find't.«

»Weißt Du,« grinste die Alte, »wenn Du den Ort wüßtest wo's läg', hätt's die längste Zeit da gelegen! Ich werd's schon selbst bewahren! Das ist aber erst der Anfang mein Junge! Bald wird das Püppchen sich verlieben, und junge Herrn werden dran rum liebeln, dann wird man der Alten viel Geld bieten, wenn sie sagen will: 's nicht mein Kind, sondern das Kind von – –«

Die Rede wurde plötzlich durch einen lauten Schrei des Weibes unterbrochen, als ihr zufällig aufblickendes Auge das vom Feuer grell beleuchtete Gesicht des Fremden an der Oeffnung des Daches wahrte.

»Auf Toby! auf! ich sah das Gesicht eines fremden Mannes, schlag ihn todt, oder alles ist verloren!«

Mit Blitzesschnelle war der Mann vom Boden aufgesprungen, und eilte, ein langes Messer in der Hand, die Thür zu gewinnen, von welcher er aber eben so rasch zurücktaumelte, da zwei wohlgerichtete Pistolenläufe ihm den Ausgang verwehrten.

»Zurück Gesindel!« rief die Stimme des Fremden. »Gebt noch einen Laut von euch, und ihr habt beide aufgehört zu lügen und Kinder zu stehlen!«

»Ach Gott, Herr Offizier,« bat plötzlich demüthig die Alte, »ach! sein Sie barmherzig, wir armen Leute haben

kein Obdach; die Nacht ist über uns gekommen, und da haben wir Zuflucht gefunden in dieser verfallnen Hütt', ach! thun Sie uns nichts, Herr Offizier, wir sind ehrliche arme Leut'.«

»Kennst Du mich nicht Wlarika?« fragte mit einem ruhigen höhnischen Tone der Offizier.

Die Alte riß die Augen weit auf, blickte scharf durch den Rauch, der sich in der Hütte gesammelt hatte, nach dem Fremden hinüber, und brach endlich in den anscheinend freudigen Ruf aus:

»So wahr mir Gott helf'! 's ist Herr Bruno, ach! was der Herr Bruno groß und schmuck geworden ist! ach! wie freue ich mich, daß meine alten Augen Herrn Bruno noch mal wiedersehen! und der gnädige Herr Fürst? ist er auch – –«

»Schweig alte Hexe, spare Deine Heuchelei für diejenigen, die daran glauben! Nach dem saubern Gespräche, welches ich eben gehört habe, wird es Dir wohl einleuchten, daß ich etwas mißtrauisch gegen Dich bin – – doch darüber wollen wir später reden, und willst Du *mir* dann nicht Antwort geben, so wirst Du sie hoffentlich dem Amtmann nicht versagen, wenn Du die Peitsche gehörig geschmeckt hast. Für jetzt schaff mir zu essen, ich habe den ganzen Tag nichts gehabt! Auf! Du fauler Lämmel, hinten am Bache steht mein Pferd, bringe es her, ich will ein Stück von eurem verkohlten Hasen da essen, dann sollt ihr mir den Weg nach Greifenstein zeigen.«

Demüthig wollte sich der Zigeuner entfernen.

»Leg das Messer dort in die Ecke ehe Du gehst!« herrschte ihn Bruno an. »Leg es hin, Kerl!« wiederholte er zornig, als jener zögerte, »oder meine Kugel sitzt in deinem Spitzbubengehirn!«

Der Zigeuner warf das Messer an den bestimmten Ort und erkundigte sich mit der dienstbeflissensten und zugleich unbefangenen Miene, wo das Pferd des gnädigen Herrn sich befinde. Auf die näher erhaltene Weisung verließ er darauf die Hütte.

Bruno nahm von dem hintersten und besten Theile derselben Besitz, wo sein Rücken gegen jeden Angriff geschützt war, und er Alles was vorging übersehen konnte, er setzte sich auf einen dort befindlichen Baumstamm, und legte die schußfertigen Pistolen dicht neben sich.

»Nun schneid' ein Stück ab, Weib!« herrschte er die Alte an, »aber sieh wohl zu, daß Du mir nicht das Schlechteste aussuchst.«

»Ach! gnädiger Herr Bruno! das Beste sollen Sie haben, das Beste, was am ganzen Häschen ist, hier! vom Rücken, ein schönes saftiges Stückchen! Ein Fuchs hatte das arme Häschen gegriffen und wollt's zum Abend verzehren, als der Tobby's ihm abjagte, da's doch besser ist, daß wir's essen, als der Fuchs.«

»Schweig Du alte Lügenmutter, oder ich schmeiße Dir einen Feuerbrand ins Gesicht! Hältst Du mich für so einfältig, glaubst Du, ich wisse nicht, daß ihr diesen Hasen gewilddiebt,« erwiderte Bruno, dem ihm gereichten Stücke wacker zusprechend. »Du sollst noch ganz andere Dinge offenbaren!« – –

»Also Malfi ist nicht Dein Töchterchen,« fuhr er während des Essens höhnisch fort; »nun, das konnte Jeder sehen, der nicht blind war; wessen Kind ist sie denn? Sprich!«

»Die Malfi nicht meine Tochter, gnädiger Herr?« klagte das Weib in den sanftesten Molllauten. »Wer hat das je gesagt? Wer hat je dran gezweifelt?«

»Wer das gesagt hat? Ihr selbst habt's ja eben ausführlich erzählt! Ich hab' alles gehört, alte Hexe! Das Leugnen hilft Dir zu nichts mehr!«

»Ach mein Gott!« winselte die Alte, »wer hat von der Malfi gesprochen; wir sprachen von 'nem ganz anderem Kinde, ich hab' dem dummen Toby eins aufgebunden, weil er so ungeberdig war, Ew. Gnaden werden's gehört haben!«

»Du kannst Dich nicht herausreden; willst Du mir's nicht sagen, sollst Du so lang' Prügel bekommen, bis Du gestehst. Der Amtmann wird schon Mittel finden, Dir die Zunge zu lösen!«

»Hu! der Herr Amtmann, 's is' ein strenger Herr, aber was ich nicht weiß, kann ich nicht sagen, und wenn sie mich todtschlagen, werd' ich niemals mein Kind verleugnen,« setzte die Zigeunerin mit einer Bestimmtheit hinzu, die bei Bruno Erstaunen erregte.

»Am Ende ist's auch einerlei, ob Du's gestehst oder nicht; – habe ich's doch aus Deinem Munde gehört, daß Malfi nicht Dein Kind ist. – Sie hört auf *Deine* Tochter zu sein, das ist die Hauptsache – Du wirst in den Thurm gesteckt, bis Du gestehst, wo Du das Kind gestohlen, und

wo Du die Dir ungebührlich gezahlten Gulden vergraben hast,« sprach Bruno wie im Selbstgespräch, nach und nach die Reste des ihm gereichten Bratens verzehrend.

Die Alte hatte ihn während dieser Zeit mit ihren schlaun stechenden grauen Augen unverwandt beobachtet, als ob sie in seinen Zügen lesen wollte; dann änderte sie plötzlich ihren Ton und, zu der gewöhnlichen Sprechweise übergehend, knüpfte sie das abgebrochene Gespräch wieder an.

»Wie lang' ist's nun her, daß der junge Herr von Greifenstein abwesend gewesen?«

»Was kümmert's Dich! antwortete Bruno gleichgültig, »es sind über zwei Jahre, daß wir fort sind; ich dachte nicht in so finstrier Nacht zurückzukehren; nun ist's doch gut, daß es so gekommen.«

»Ueber zwei Jahre! da hat sich Vieles verändert. Die gnädige Fürstin sieht noch blässer und abgehärmter aus, aber mein Töchterchen ist hübsch und nett geworden! 's ist jetzt 15 Jahr alt, junger Herr! und kein Kind mehr! Sie ist so zart, so schön, so weiß und rund, daß Ihr Euch sicher drin vergafft, junger Herr, wenn Ihr sie seht!«

»Schweig! und untersteh Dich nicht, Malfi noch einmal Deine Tochter zu nennen.«

»Nu, Nu,« besänftigte die Alte, »wenn Ihr sie seht, die hübsche kleine Malfi, und Euch drin verliebt, und wollt sie heirathen, braucht Ihr deßhalb nicht der Schwiegersohn der alten Wlarika zu werden, aber die alte Wlarika könnt Euch viel nützen, könnt Euch dazu verhelfen und

zu noch viel mehr, d. h. *wenn sie will*,« setzte sie nachdrücklich hinzu.

Auf Bruno schien diese Mittheilung einen nicht zu verkennenden Eindruck zu machen. Wollte er wirklich auf die Pläne des Zigeunerweibes eingehen, oder wollte er ihr auf diese Weise ihr Geheimniß ablisten? er wurde nachdenkend, und als Wlarika, ihren Vorthail gewahrend, schwieg und sich in der Hütte zu thun machte, ohne ihren Gast jedoch einen Augenblick unbeobachtet zu lassen, war es dieser, welcher nach einiger Zeit in einem viel sanfteren Tone die Unterredung fortsetzte.

»Was könntest Du mir zu sagen haben Wlarika, was mir von Nutzen wäre? Was ich thun muß und was mir frommt, weiß ich selbst, und was wir wissen wollen, das mußt Du doch sagen!«

»Ist's so gewiß, daß ich's muß?« erwiderte die Alte, »und wenn ich's vor aller Welt sage, was nützt es dann *Euch?*« setzte sie lauernd hinzu.

»Mir? – und welchen Vorthail kann es mir bringen, wenn Du mir's allein sagst?« fragte Bruno, die Alte mit ungewissen Blicken betrachtend.

»Ihr wollt mich ausfragen, junger Herr! die alte Wlarika ist schlau und es wird Euch nicht gelingen. Ihr habt zuviel gehört, als daß es nicht für uns Beide und besonders für Euch gut wäre, wenn Ihr mehr erführt. Ihr sollt sie nur sehen, die schöne Malfi mit den schmachtenden himmelblauen Augen, sie ist aufgebläht wie'n Rosenknöspchen, 's wird Euch schon gelüsten nach dem hübschen

Blümchen, besonders wenn ich Euch den Schatz heben lehre, der unter ihren kleinen niedlichen Füßchen liegt.«

Die Rede der Alten war auf Bruno's Hauptleidenschaften: Sinnlichkeit, Ehrgeiz und Habsucht richtig berechnet; nur vermochte er immer darüber noch nicht mit sich einig zu werden, ob es vortheilhafter sei, sich mit der Alten einzulassen, oder sie auf gesetzlichem Wege zur Offenlegung ihres Geheimnisses zu zwingen; auch widerstrebten dem ersten Plane sein Stolz und die Besorgniß, daß das Ganze nichts als eine schlaue angelegte Falle sei.

»Wenn ich Dir trauen könnte Wlarika,« erwiderte er endlich zögernd.

»Fragt Euch selbst junger Herr, ob Ihr mir trauen wollt, und dann laßt uns weiter über die Sache reden. Ich höre Bobby mit Eurem Pferde.«

»Hier ist das Pferd Ew. Gnaden!« sprach der Zigeuner in der Thür stehen bleibend, »in der Nähe liegt noch 'ne alte Hütte, soll ich's dort hineinstellen?«

»Thu das, komm aber gleich wieder, Du sollst noch einen Gang für mich machen.«

Bobby blickte den jungen Offizier verwundert an, als begreife er nicht, wohin er ihn noch zu schicken habe.

Während seiner Abwesenheit saß Bruno schweigend, gedankenvoll ins Feuer blickend, und dann und wann mit einem Stück Holz darin zwecklos herumstoßend. Auch die Alte sprach kein Wort und schien von ihrem Gaste gar keine Kenntniß mehr zu nehmen.

»Geh oben auf die Höhe, wo die einsame Eiche steht! Du kannst sie nicht verfehlen, wenn Du das Thal aufwärts

verfolgst, dort wirst Du meinen Reitknecht finden, den führe hieher, aber gebrauche Deine Beine, denn Du mußt mich auch noch nach Greifenstein begleiten.«

»Das ist unmöglich Herr, wie soll ich in der Nacht die Eiche finden? 's gibt viel einsame Eichen – und viel Berg' hier herum.«

»Geh Kerl,« herrschte Bruno, »und wenn Du Alles gut ausführst, erhältst Du eine Krone, merk' Dir das!«

Das Gesicht des Zigeuners wurde bei diesem Versprechen um ein Merkliches freundlicher, doch zögerte er noch immer, entfernte sich aber sofort, als ihm die Alte in einer Bruno unverständlichen Sprache einige Worte zuflüsterte.

»Wie weit ist es noch von hier bis zum Schlosse?« fragte Bruno nach einiger Zeit.

»Zwei gute Stunden, Herr, und miserabler Weg. In einer Stunde aber geht der Mond auf, dann wird's etwas heller, sonst könnt Ihr ganz hübsch Hals und Bein brechen.«

»Was Dir wohl nicht unangenehm wäre Wlastika?«

»Mir? ach! ich wünsch' dem jungen Herrn langes Leben und stete Gesundheit!«

»Wirklich? und doch schien mir's vorher, als hättet ihr nicht übel Lust meinem jungen Leben auf die kürzeste Weise ein Ende zu machen.«

»Wir kannten Euch nicht, wir kannten Euch nicht Ew. Gnaden, 's konnt ja auch ein Räuber sein, der uns umbringen wollt'!«

»Nun laß das Wlarika,« fuhr Bruno plötzlich mit merklich gedämpfterer Stimme fort. »Sprich, was hast Du mir zu sagen über Malfi? ich werde das Geheimniß bewahren!«

»Das ist bald gesagt,« lachte die Alte; Ihr wißt ja noch gar nicht obs Euch was nützt, und obs nicht vortheilhafter sein könnt', die alte Wlarika auszuhorchen und sie dann zu verrathen.«

»Nein, nein, ich verspreche es Dir fest und sicher: Niemand soll erfahren was Du mir sagen wirst.«

»So hört denn; was ich Euch sage, kann Euch von großem Nutzen sein, mir aber viel schaden, wenn Ihr plaudert, deßhalb gebt Ihr mir schriftlich, daß Ihr ein ehrloser Schuft sein woll –«

»Weib!« fuhr Bruno auf, »Weib! wie unterstehst Du Dich so mit mir zu reden? weißt Du – –«

»Hört mich aus, junger Herr, also daß Ihr ein ehrloser Schuft sein wollt, wenn je ein Wort von dem, was ich Euch von Malfi sagen werde, über Eure Zunge kommt, und bezahlt mir außerdem 500 Gulden.«

»Du bist toll alte Hexe!« lachte Bruno spöttisch, »es scheint Dir zu rappeln! Hältst Du mich für einen Narren der dem Tollhause entlaufen ist?«

»Wie Ihr meint,« erwiderte die Alte ruhig, »wie Ihr wollt. Bedenkt aber, daß schon Euer eigener Vorthail Euch den Mund schließen wird, sonst erfährt Ihr doch

nichts, wenn Ihr mir auch Zettel gebt, und daß das, was ich Euch sage, für Euch vielleicht 100 mal so viel werth ist, als die lumpigen 500 Gulden die Ihr mir zahlt.«

Bruno schien noch immer unentschlossen was er thun solle, er blickte die Alte lange forschend an, als wolle er in ihren Mienen lesen, ob das Geheimniß, was er erfahren solle, wirklich von solchem Nutzen für ihn sein könne. Wlarika hielt seinen Blick ruhig aus, nur ein Zug von Spott schwebte um ihren eingefallenen zahnlosen Mund. Sie reichte, als Bruno noch immer gedankenvoll schwieg, diesem ein Stück schmutziges Papier und einen Bleistift, welches er mechanisch in Empfang nahm und, bewegungslos auf die Kohlen hinstarrend, in der Hand behielt.

»Schreibt Junker!« rief die Alte plötzlich in einem fast gebietenden Tone, indem sie mit einem Feuerbrande das dem Erlöschen nahe Feuer wieder zur hellen Flamme anfachte.

Bruno schien zu erbeben; war es der energische Ruf des alten Zigeunerweibes, das von der plötzlich aufloernden Flamme grell erleuchtet, riesengroß vor ihm zu stehen schien oder war es die mahnende Stimme des Gewissens? die ja schon mächtig wirkt in dem fallenden Blatt vom Baume, wenn der zur bösen That bereite Räuber durch die nächtliche Stille der Wälder schreiend in der wunden Stimme des träumenden Kindes, wenn die Hand, welche es verstanden festverwahrte Schlösser zu öffnen, sich nach fremdem Eigenthume ausstreckt – –

Bruno erschrak und griff unwillkürlich nach einer der Pistolen.

»Wozu die Pistolen?« hohnlachte Wlarika, »fürchtet Ihr Euch vor einer Frau? Habt Ihr Lust, so schreibt, wollt Ihr nicht, so gehabt Euch wohl, denn mich werdet Ihr erst wiedersehen, wenn ich's für gut finde.«

Mit diesen Worten hatte sie plötzlich die Hütte verlassen.

»Hört! Wlarika!« rief Bruno ihr nach, »hört mich an! hier« – fügte er hinzu, als sie wieder eingetreten war, »hier – ist mein Ehrenwort schriftlich verpfändet, daß ich Niemanden von dem, was Ihr mir über Malfi sagen werdet, jemals eine Mittheilung machen will.«

Die Alte betrachtete das Papier aufmerksam, faltete es sorgfältig zusammen und legte es in eine kleine hölzerne Dose.

»Und die 500 Gulden?«

»Die sollt Ihr haben, wenn das, was Ihr mir sagt, wirklich einen solchen Werth hat.«

»Auch das will ich mir gefallen lassen. So hört denn: –« die Alte hatte sich dicht neben Bruno gesetzt, und flüsterte so leise, daß auch ein Horcher mit dem schärfsten Ohre kein Wort von dem, was sie Bruno mittheilte, würde verstanden haben. Je länger sie sprach, je aufmerksamer wurden Bruno's Züge, zuweilen drückte sich ein unverkennbares Wohlbehagen auf seinem Gesichte aus, zuweilen glänzten seine Augen stärker, als ob Gedanken voll der erfreulichsten Bilder der Zukunft und der

schönsten Hoffnungen ihn bewegten. Während der ganzen Rede Wlarika's, die fast eine Stunde dauerte, war er der aufmerksamste Zuhörer, und nur zuweilen entflohen ihm wie verwundernd einige abgerissene Worte. Aus diesen wenigen Andeutungen ließ sich jedoch durchaus kein Schluß auf die Mittheilungen der alten Wlarika selbst machen, welche von Bruno aber für so wichtig gehalten werden mußten, daß er nachdem Wlarika geendet hatte, selbst die strengste Verschwiegenheit dringend empfahl und ihr unaufgefordert seine schwere mit Gold gefüllte Börse in die Hand drückte, welche von dieser mit freundlichem Grinsen empfangen wurde.

In demselben Augenblicke kehrte Tobby und der aufgefundene Reitknecht zurück, mit welchem Bruno, von ersterem geleitet, bald die Hütte verließ, und bei dem matten Lichte des zwar aufgegangenen, aber von dicken Regenwolken bedeckten Mondes, den Weg nach dem Schlosse Greifenstein einschlug.

ACHTES KAPITEL.

Rose, Rose, Knospe gestern
Schiefst du noch in moos'ger Hülle,
Heute prangst in Schönheit Fülle
Du vor allen Deinen Schwestern.

Adelbert v. Chamisso.

Als am folgenden Morgen Bruno zur Fürstin beschieden wurde, bewegten ihn mancherlei sich widersprechende Gefühle. Er mußte es sich gestehen, daß sein Verhältniß zu Egon nicht mehr ein so inniges sei, als es gewesen, und daß hauptsächlich *sein* Benehmen diese Aenderung hervorgerufen habe, da er, besonders in der letzten Zeit, sich häufig dem lärmenden und ausschweifenden Treiben des größten Theils seiner Cameraden hingegen hatte. War doch selbst, Manches vorgefallen, was er sich geschämt haben würde, dem streng sittlichen Freunde zu erzählen. Heute durfte er der Fürstin gegenüber jedoch von dieser Aenderung, namentlich von der in seinem eignen Herzen gegen den Freund wohnenden Kälte, durchaus nichts merken lassen, und doch war er ungewiß, ob Egon in seinem Briefe, den er oft bedeutungsvoll betrachtet hatte, nichts davon erwähnt habe. Dann beschäftigten sich seine Gedanken auch fortwährend mit Malfi, die er, nach den Mittheilungen der Zigeunerin mit ganz andern Augen, wie früher, betrachtete. War sie wirklich das lieblich schöne aufblühende Mädchen geworden, wie sie die Alte geschildert hatte? War ihr dereinstiger Besitz, den zu erringen in seinem Plane lag, auch wirklich alles Dessen werth, was er bereits gethan und noch zu thun sich entschlossen hatte?

Wie die Wirklichkeit aber auch mit seinen Absichten übereinstimmen oder davon abweichen mochte, er konnte keinen Falls unbefangen und offen vor Diejenige hintreten, vor welcher er die größte Ehrerbietung und Achtung zu hegen von Kindheit auf gewohnt war; es war das

erste Mal, daß er mit der überlegten Absicht zu täuschen, auftreten sollte und noch war er in der Kunst der Verstellung nicht so erfahren, daß es ihm nicht ein Bedürfniß gewesen wäre, seine Handlungsweise vor sich selbst zu beschönigen.

Die Zeit, welche er fast wider seinen Willen mit dieser Selbstprüfung hinbrachte, währte nicht lange. Die Begierde nach zeitlichem Vortheil gewann bald die Ueberhand über die Bedenken seines aufrührischen Gewissens. Als es zum Schweigen gebracht, zog eine unheimliche ihm selbst fremdartige Freude durch seine Seele und völlig mit sich einig betrat er die fürstlichen Gemächer.

Dennoch fühlte er sich mächtig ergriffen und eine ihm selbst unerklärliche Angst befiel ihn, als er die Fürstin und Malfi fast in derselben Stellung erblickte, in der er sie zuletzt gesehen hatte. Es war ihm in dem Augenblicke, als habe die Zeit stillgestanden, und er befände sich hier, wie vor zwei Jahren, um Abschied zu nehmen; und doch lagen viele einflußreiche Ereignisse zwischen jenen beiden Tagen.

Eine genauere Betrachtung machte die Täuschung bald verschwinden. Zwar ruhte die edle Frau auf demselben Sessel, in demselben Zimmer, und Malfi stand, wie damals, an ihrer Seite, aber die Wangen der Fürstin waren bleicher und abgehärmter, wie er sie je gesehen, und selbst der Blick ihrer sonst leuchtenden Augen hatte an Glanz und Feuer verloren. Welch eine unbeschreiblich liebliche Veränderung dagegen war mit Malfi vorgegangen! Nicht mehr das unentwickelte Kind hatte ihren Arm

um den Nacken der Fürstin geschlungen; sie stand da in der ersten zauberhaften Blüthe jungfräulicher Schönheit, welche das reizendste Wunder der Schöpfung mehr ahnen als erkennen läßt, welche mit der unbefangenen Lieblichkeit des Kindes aus glänzenden seelenvollen Augen uns anblickt und Gefühle in unserm Herzen erbeben macht, die einer anfangenden Morgenröthe gleich in dem ihrigen zu dämmern beginnen!

»Seien Sie mir willkommen, lieber Bruno!« redete die Fürstin den Eintretenen an, »und entschuldigen Sie, daß ich Ihnen nicht entgegenkomme, ich bin leider an meinen Stuhl gefesselt.«

Stumm näherte sich Bruno und küßte die ihm dargebotene marmorweiße Hand der Kranken.

»Herzlich danke ich Ihnen, daß Sie mir Briefe von meinem Egon gebracht, noch mehr aber, daß sie selbst gekommen sind. Er ist doch wohl? und es ist keine andere Ursache Schuld daran, daß er die Bitte seiner Mutter nicht gewährt hat. Er hätte wohl der kindlichen Liebe die militairische Ehre zum Opfer bringen können, doch ich will ihm keinen Vorwurf machen, und am allerwenigsten Ihnen,« setzte sie entschuldigend hinzu, als sie die aufsteigende Röthe auf Bruno's Gesicht wahrte.

»Er ist ganz wohl, Ihre Durchlaucht, und einzig und allein den strengen Begriffen, welche er von seinen Pflichten als Soldat hat, ist es zuzuschreiben, daß er jetzt nicht mit mir hier vor Ihnen steht.«

»Jeder hat seine Ansichten, und ich mag ihn deßhalb nicht tadeln, so schmerzlich ich seine Gegenwart entbehre – aber beschreiben Sie ihn mir, lieber Bruno, wie sieht er aus? Sie sind stärker, größer geworden!«

»Egon gilt im ganzen Regiment für den schönsten Offizier, Ihre Durchlaucht, er ist um einen halben Kopf größer als ich, seine Gesichtsfarbe hat Wind und Wetter gebräunt, ein stattlicher dunkler Bart beschattet seine Oberlippe, und die gleichfarbigen Locken, sowie seine schlanke und kräftige Gestalt passen sich vortrefflich zu der reichen goldgestickten Husarenuniform. O! Sie sollten ihn sehen, wenn er auf seinem schwarzen wilden Rosse mit erhobenem Säbel den Schaaren zum Angriffe voranfliegt – er gleicht dem jungen Kriegsgott, der Alles vor sich her in den Staub wirft!«

Es war Bruno nicht entgangen, daß während des ersten Theiles seiner Rede Malfi's Wangen sich geröthet hatten, dann aber eben so schnell wieder erblaßt waren; und es ärgerte ihn fast, daß er sich zu einer so poetischen Beschreibung seines Freundes hatte hinreißen lassen.

»Also er ist wohl und gesund,« sagte die Fürstin mit einem tiefen Seufzer, »möge der Himmel ihn so zurückführen in die Arme seiner Mutter! – Sie müssen uns viel, recht viel von ihm und ihren gemeinschaftlichem Leben erzählen, er verweist mich in seinem Briefe besonders auf Ihre mündliche Mittheilung. Ihre Abreise war gewiß besonders schmerzhaft für ihn, denn er entbehrt jetzt des Freundes, der von Kindheit an ihm zur Seite gestanden.«

»Sie war fast noch schmerzlicher für mich Ihre Durchlaucht, ich habe nichts unversucht gelassen ihn zur Mitreise zu bewegen, und erst als ich das Vergebliche meiner Bemühungen einsah,« setzte er mit einem Blicke auf Malfi hinzu, »gab ich dem Drange meines Herzens nach, die Meinigen wiederzusehen, und verließ den Freund, an dessen Seite ich mich wieder befinden werde, sollte der Kampf von Neuem beginnen.«

»Ist Egon niemals verwundet worden?« fragte schüchtern Malfi.

Es waren die ersten Worte, welche sie an Bruno richtete, denn sie hatte, wenn auch nicht absichtlich, es bis jetzt sogar unterlassen ihn willkommen zu heißen.

»Ehe ich diese Frage beantworte,« erwiderte Bruno sich zu ihr wendend, erlauben Sie mir, mein Fräulein, Sie zu begrüßen und meine Freude darüber auszudrücken, Sie so wohl und munter zu sehen.«

Schon ehe Bruno diese Rede beendet hatte, brach Malfi in ein muthwilliges Lachen aus.

»Höre Mutter! hast Du gehört?« sagte sie noch immer lachend, »Bruno nennt mich »mein Fräulein« und »Sie!« am Ende,« setzte sie ernsthaft hinzu, »wird mich Egon, wenn er zurückkehrt, auch nicht mehr als Schwester anerkennen, sondern eben so fremd thun wie Bruno.«

»Wenn Du es erlaubst,« lenkte Bruno sofort ein, »so trete ich gern wieder in meine alten Rechte. Mit widerstrebendem Herzen habe ich die vorige Redeweise gewählt, aber Du selbst erschienst mir so verändert – botest mir

zum Willkommen keinen Gruß – so daß ich zweifelhaft sein mußte, ob –«

»Vergib lieber Bruno,« bat Malfi, auf die unbefangenste Weise ihm die Hand reichend; »es war sehr unartig von mir, aber ich war zu sehr gespannt auf Deine Mittheilungen von Egon und darüber habe ich meine nächsten Pflichten versäumt. Aber nun beantworte auch meine Frage: ist Egon niemals verwundet worden? ist es wirklich ganz gesund?«

»Ganz gesund, und er hat stets das Glück gehabt, ohne Wunden das Gefecht zu verlassen. Mir ist es nicht so gut gegangen,« setzte er nicht ohne einige Prahlerei hinzu. »Gleich in der ersten Schlacht bei Teining erhielt ich von einem französischen Carabinier einen Hieb in den linken Arm, der recht gut gemeint war. Ich vergalt ihn mit einem Pistolenschuß, welcher meinen Gegner aus dem Sattel brachte! Später –«

»Sie entschuldigen lieber Bruno,« unterbrach den eifrig Redenden die Fürstin, »daß ich Sie bitten muß, Ihre Erzählung auf kurze Zeit zu verschieben. – Ich fühle mich wieder sehr angegriffen. Ich werde Sie bitten lassen, heute Nachmittag mir ein Stündchen zu schenken. Sie schlagen es mir gewiß nicht ab?« setzte sie freundlich und gleichsam ihre Unterbrechung entschuldigend hinzu.

»Ich stehe in jedem Augenblick zu Ihrer Durchlaucht Befehl,« erwiderte Bruno verbindlich, küßte die Hand der Fürstin, warf Malfi einen freundlichen Gruß zu, und verließ das Gemach.

Bruno war schon mehrere Wochen in Greifenstein. Man hatte sich wieder an ihn gewöhnt, nachdem man eine Zeitlang das Fremdartige seiner Erscheinung betrachtet, theilweise angestaunt und den Erzählungen von Schlachten und Gefahren, mit denen der junge Soldat ziemlich freigebig war, gelauscht hatte.

Von der unbefangenen Malfi war es unbemerkt geblieben, daß Bruno sie aufsuchte, und bemühte, so häufig als dies irgend geschehen konnte, in ihrer Nähe zu sein; Sie selbst war nicht ungern in des Jugendgespielen Gesellschaft. Unveränder, wie sonst, durchwanderte sie mit ihm die weiten Gänge des Parks, wenn die bleiche Wintersonne die schneebedeckte Gegend freundlich beleuchtete, und die Pflege der Fürstin es ihr gestattete, ihrer Neigung zu folgen und in der freien Natur umher zu schweifen.

Bruno erhielt nun vielfache Gelegenheit eine Neigung für sich in dem Herzen des jungen Mädchens zu erwecken, das, noch völlig unerfahren und kindlich, weder seine Absichten zu errathen, noch ihre eigenen Empfindungen zu verstehen vermochte. So schien sie weiches Wachs in der Hand des Erfahrenen, und es ihm freigestellt, demselben beliebig diejenige Form aufzudrücken, welche seinen Wünschen am meisten zusagte.

Und doch war dem nicht so! denn wirkliche Reinheit und Unschuld ist ein starker glänzender Diamantschild, der von unsichtbaren Händen getragen, sicher die Bedrohte schirmt, die mit der Gefahr zu spielen scheint, weil sie keine Ahnung davon hat. Die lauernde überlegte Bosheit findet zwar auch hier zuweilen den unbewachten

Augenblick, und die arme Geopferte bezahlt dann eine qualvolle Erkenntniß zugleich mit dem verlornen Paradiese; aber diese Siege Ahriman's gehören zu den seltensten; fast immer ist es das eigne Herz, welches sich bestrebt den warnenden schützenden Engel einzuschläfern oder zu entfernen, bis er, mit verhülltem Antlitz, weinend vor dem gebrochenen steht!

Ogleich Bruno's Pläne Malfi's Besitz zum Ziele hatten, und er es sich gestehen mußte, daß er durch das Bündniß, welches er mit Wlarika geschlossen, nicht mehr mit offenem Visir auftrete, so lag es doch keineswegs in seiner Absicht dem Mädchen etwas Böses zuzufügen; sein Streben ging vielmehr nur dahin, sich ihre Neigung zu erringen und das Gefühl der Liebe in ihrem jungen Herzen für sich zu erwecken.

Eine Zeit lang handelte er, um dieses Ziel zu erreichen, mit Ueberlegung, und wandte diejenigen an, welche er sich ist den zwei Jahren seiner Abwesenheit im Umgange mit dem weiblichen Geschlechte erworben hatte. Leider war ihm auf seinen Kriegszügen wenig Gelegenheit geworden dasselbe von der edlen Seite kennen lernen. Er hatte hier überall um so leichter Siege erfochten, als die Angriffe von der andern Seite nur scheinbar abgewehrt wurden, da es dort stets im Plane lag sich besiegen zu lassen. So kannte er noch nicht den hohen Werth einer edlen Frauenseele. Er hatte das andere Geschlecht nur in seiner Verdorbenheit gesehen, und es, wenigstens in der reizenden Form der Jugend, zu achten keine Gelegenheit

gehabt. Denn wie das Weib allein fähig ist, eine Reinheit und Lauterkeit des Herzens sich zu erhalten, die es nur wenig von seiner göttlichen Abstammung entfernt, so kann auch nur das Weib allein so tief hinabsinken in den Schlamm und in die ekelerregendsten Tiefen des Lasters und der Verderbtheit, daß es fast unmöglich ist, jenes erhabene liebliche Kind des Lichtes und diese scheußliche schmutzige Brut der Nacht, für gleichartige Wesen zu halten und zu glauben, daß beide einst mit demselben, kindlich unschuldsvollen Blicke zum Himmel emporgelächelt haben.

Bruno fühlte bald, daß er hier mit seinen gewohnten Künsten nicht weit reiche. Malfi kam ihm nicht, wie er dies sonst gewohnt war, auf halben Wege entgegen, sie verstand auch seine Angriffe gar nicht, errieth nirgendwo seine Absicht; ihre Unbefangenheit blieb stets dieselbe, sie lachte ihn aus, wenn er selbst dadurch verlegen wurde und ging dann wieder auf eine so kindlich vertrauliche Weise mit ihm um, daß er sich selbst zuletzt nicht mehr zu helfen wußte, und es sich endlich gestehen mußte, der Funke der Liebe habe in seinem eignen Herzen gezündet, ohne daß Malfi gleichfalls davon berührt worden sei.

Dies bewirkte eine große Veränderung in ihm. Sein junges Gemüth war noch nicht so den besseren Empfindungen verschlossen, daß die Lockungen zeitlichen Vorteils allein vermocht hätten dasselbe zu beherrschen. Er schämte sich oft des Wlarika gegebenen Versprechens und war dann Willens der Fürstin ein offnes Bekenntniß abzugeben, und seine eigne Schuld einzugestehen.

Es kamen Stunden über ihn, wo er sein ganzes bisheriges Treiben bereute, sich selbst verachtete und seine Thränen unaufhaltsam flossen. Er hätte Malfi zu Füßen stürzen mögen, ihre Knie umfassen und ausrufen: ich bin ein schlechter verworfener Mensch! den Du verabscheuen mußt, von dessen Niedrigkeit Deine reine Seele keine Ahnung hat – aber ich liebe Dich, liebe Dich unendlich, rein und ewig! Du mußt mich *wieder* lieben, hinausziehen in Deine Lichtsphäre, damit ich Dir ähnlich werde, – oder mich sterben lassen, hier zu Deinen Füßen, einen seligen, beneidenswerthen Tod!

Diese Erregungen seines Gemüthes waren jedoch, schon ihrer Heftigkeit wegen, nicht von langer Dauer. Wenn die Sonne aufstieg und, mit dem Schleier der Nacht, jene heiligen und wärmeren Empfindungen wieder verscheuchte, welche der Zauber der strahlenden Sterne, der Friede der Natur, unser rascher pulsirendes Blut und unsere erregteren Nerven hervorrufen; wenn der Tag das gewohnte prosaische Treiben der Menschen wieder aufdeckte, und die Thätigkeit des Geistes die Gefühlswelt des Herzens zurückdrängte – dann schämte sich Bruno seiner Schwäche und seiner läppischen Empfindsamkeit. Aber dennoch vermochte er den alten gewohnten Ton gegen Malfi nicht wieder zu finden, er war zaghaft und verlegen in ihrer Nähe, und mußte so, oft mit innerem Widerstreben, oft voller Schmerzen, voller Reue, oft mit nie gekannten beglückenden Gefühlen, die so häufig verspottete, heilige unwiderstehliche Macht der Liebe anerkennen!

»Nimm Dich in Acht Malfi! nimm Dich in Acht!« rief Bruno besorgt, als er diese auf einem Spazierritte begleitete und das muthwillige Mädchen im raschen Gallop davon sprengte und einer kleinen Verzäunung zuflog, über welche das Pferd setzen mußte, um die dahinter liegende Wiese zu erreichen. »Es ist glatt Malfi! laß das Pferd nicht springen, es könnte stürzen!« die Antwort war ein rasches allerliebste klingendes Schnalzen der Zunge, und ehe es Bruno verhindern konnte, hatte die kühne Reiterin den gefährlichen Sprung glücklich vollbracht. Bruno, der sein Pferd früher parirt hatte, spornete dasselbe nun gleichfalls, war jedoch weniger glücklich. Er erreichte zwar auch die andere Seite der Hecke, hier glitt jedoch sein Pferd aus und stürzte. Schnell sprang es wieder auf, und da der Reiter noch am Boden lag, lief es davon, der ungewohnten Freiheit sich freuend.

»Bist Du verwundet?« fragte Malfi besorgt den sich aufrichtenden Brunos, »hast Du Dir weh gethan?«

»Nicht im mindesten, aber –«

»So will ich Dir dein Pferd wiederholen!« – und in rascher Carriere flog sie dem schönen Thiere nach. Bruno folgte ärgerlich und zugleich besorgt. Bald kehrte Malfi, das leere Pferd am Zügel führend, zurück. Schon von Weitem ertönte ihr muthwilliges Gelächter.

»Hier, Herr Husarenlieutenant, hier ist Ihr Pferd! wollen Sie nicht wieder aufsteigen? oder ziehen Sie es vor zu Fuß zu gehen? Ich rathe dazu, es ist ein wildes Thier!«

»Spotte nur Malfi!« erwiderte Bruno, nicht ohne Empfindlichkeit, »nur die Sorge um Dich war die Ursache meines Sturzes! es ist kein schöner Zug von Dir, »daß Du mich deshalb verhöhnst!«

»Die Sorge um mich!« lachte das unbefangne Mädchen, »wie Du doch Alles zu beschönigen verstehst. Du bist ein schlechter Reiter Bruno, wenn Ihr nicht besser reitet bei Eurem Regiment, dann ist's kein Wunder, daß Euch die Franzosen geschlagen haben!«

»Es ist wirklich schade, daß Du kein Husar geworden bist Malfi, Du könntest –«

»Nein! Nein! ein Husar möchte ich nicht sein, seitdem ich gesehen habe, wie schlecht ihre Offiziere reiten! Wenn der Feind hinter einer kleinen Hecke steht, dann ist er vor Euch sicher, natürlich, Ihr müßt Euch in Acht nehmen! Reitet Egon auch so schlecht wie Du Bruno?«

»Ich habe mich in diesen Künsten nie mit ihm gemessen,« erwiderte dieser fast barsch.

»Hu, jetzt werden der Herr Lieutenant unwirsch. Du hast Dir doch wohl am Ende wehe gethan? lieber Bruno,« fragte sie plötzlich mit veränderter Stimme und ihre großen glänzenden Augen blickten ihn theilnehmend und besorgt an.

»Und wenn ich es hätte,« sagte Bruno, der wieder neben dem jungen Mädchen ritt, »Du würdest Dich darüber freuen Malfi, und so ist es besser, ich behalte meine Schmerzen für mich.«

»Pfui Bruno, das war häßlich – nun will ich auch nie wieder mit Dir ausreiten!«

»So ist es Dir wirklich nicht gleichgültig Malfi, ob ich leide, oder ob es mir gut geht?« fuhr Bruno beredt fort, »nimmst Du Antheil an meinem Geschick? Kannst Du zittern bei dem Gedanken, daß ich im bevorstehenden Feldzuge verwundet, getödtet werden könnte? Wäre es Dir vielleicht lieber, wenn ich nicht hinauszöge in den wilden Kampf, sondern hier bliebe, bei Dir, Dich schützte, Dein Schirm wäre, wenn die Gefahr nahte! o! welch ein beneidenswerthes Loos wäre dann das meinige! Sprich theure Malfi, ist dem so, bin ich Dir nicht ganz gleichgültig?« setzte er leidenschaftlich hinzu, indem er ihre Hand ergriff.

»Welch sonderbare Fragen!« erwiederte Malfi völlig unbefangen, indem sie ihre Hand der seinigen entzog, und den Hals ihres Pferdes klopfte. »Hast Du jemals geglaubt, es könnte mir gleichgültig sein, ob Du verwundet, oder gar getödtet würdest? Du mußt Dir wirklich, ein eigenthümliches Bild von mir entworfen haben. – Kommt es Dir nicht vor, als ob meine Flora etwas lahmte? gib mal genau Acht! sieh! jetzt wieder!«

»Nein! nein! Malfi, sie lahmt nicht – ist das aber wohl eine Antwort auf meine Frage! thust Du das absichtlich? – Es hilft Dir nichts, Du liebes Mädchen, Du mußt mir Rede stehen, und sollst mir auf diese Weise nicht entkommen!«

»Liebes Mädchen?« lachte Malfi, »liebes Mädchen? ha! ha! ha! Wollen wir wieder Ritterspiele spielen? erinnere mich nicht daran Bruno,« setzte sie ernst hinzu, »denke an den armen Bebbby!«

»Wer spricht von Ritterspielen Malfi, ich fragte Dich, ob es Dir lieber wäre, daß ich bei Dir bliebe zu Deinem Schutze, wenn es wieder Krieg gibt, oder ob ich abermals hinausziehen soll in die Schlacht, aus welcher ich vielleicht niemals wiederkehre!«

»Ach! Unkraut vergeht nicht,« scherzte Malfi – »aber wozu diese Frage, weiß ich doch, daß es nicht Dein Ernst ist, daß Du Egon gewiß nicht allein lassen wirst, wenn die Gefahr naht.«

»Ich kann nur bei Egon oder bei Dir sein Malfi, Du hast meinen Schutz vielleicht, nein gewiß, nöthiger wie er, sprich, was ist Dir lieber, daß ich bleibe oder gehe?«

»Daß Du gehst Bruno, was solltest Du hier! Komm laß uns traben, es fängt an zu regnen.«

»Daß Du gehst Bruno, was solltest Du hier!« sprach dieser mehrmals leise vor sich hin, als er Malfi verlassen hatte, – »was solltest Du hier?« das ist also das Resultat meiner Bemühungen! Sie schickt mich fort, es ist ihr lieber, wenn ich gehe, als wenn ich bleibe! Sie versteht mich nicht, oder will mich nicht verstehen. Sie ist ein kluges intrigantes coquettes Ding, die mich am Narrenseile herumführt, und recht gut weiß was sie will. – Nein! nein!« setzte er nach einiger Zeit sein Selbstgespräch fort, »nein, sie ist noch ein unerfahres Kind, sie versteht mich wirklich nicht! sie ist ein Engel an Reinheit und Unschuld, und hat noch keine Ahnung von der Liebe! Aber welches Seligkeit muß darin liegen, in dieses junge, unerfahrene, gefühlvolle Herz den ersten Funken

zu werfen! wie bald werden die Flammen hoch auflockern! wie unendlich, wie heiß, mit welcher Selbstvergessenheit wird dieses Mädchen lieben! Aber ich muß der Glückliche sein; sie soll, sie *muß* mein werden und sollte ich mich ihretwegen dem Teufel verschreiben!«

»Hihihi!« lachte es plötzlich hinter Bruno, der in seiner Aufregung zuletzt ganz laut gesprochen hatte.

Nicht ohne inneres Erbeben und Erschrecken wandte er sich, und vor ihm stand Wlarika, Spott und Hohn lag in ihren Zügen.

»Was schleichst Du mir nach und behorchst mich? fuhr sie Bruno ergrimmt an. »Packe Dich, Du bist mir zuwider! Du ekelst mich an!«

»Hu, wie das sprudelt, das junge Blut!« besänftigte die Alte; »wenn ich auch nicht der Teufel bin, den Ihr eben zu Hülfe rief, so kann Euch die alte Wlarika doch einen guten Rath geben, wie Ihr das Püppchen kirren könnt.«

»Packe Dich, sage ich, habe ich Deinen Rath begehrt? ich mag mit Dir nichts gemein haben!«

»Nichts gemein haben? hihihhi! das kommt etwas spät,« hohnlachte die Alte. – »Hab' ich's Euch nicht vorher gesagt, Ihr würdet Euch vergaffen in das glatte Ding, und Euer bischen Witz dann zu End' geh'n. So, wie Ihr's anfangt, werdet Ihr niemals an's Ziel kommen. Wenn das Mädels auch noch grad nicht so recht eigentlich weiß, was Ihr von ihr wollt, so versteht sie doch, daß Ihr in sie verarrt seid. So etwas braucht man keinem Jungferchen zu lehren, das bringen die Mädels schon mit auf die Welt.«

»Sprich nicht so über Malfi!« fuhr Bruno zornig auf, »sprich mit mehr Achtung von ihr, wie es Dir zukommt, oder packe Dich zum Teufel!«

Die Alte schien diese etwas drastische Drohung ihres erzürnten Gefährten gar nicht zu beachten, denn sie fuhr in derselben Weise fort:

»Ihr schwenzelt um sie herum, thut süß und zimperlich, seufzt und habt nicht den Muth von der Leber weg zu reden. Das ist dummes Zeug, mein kluger junger Herr. Laßt das Mädcl gehen, und macht Euch erst an die Alte, wenn Ihr da Hahn im Korbe seid, find't sich das andre von selbst. Gegen Malfi seid freundlich, aber kurz; laßt sie kommen! sie wird schon kommen! wär's auch nur, weil sie nichts bessres anzufangen weiß. Sieht sie, daß Euch die Fürstin gern hat, dann will sie von Euch auch gern gehabt sein; wenn sie sich nur erst an Euch gewöhnt hat. Dann laßt Ihr sie 'ne Zeit lang zappeln, und Ihr habt sie an der Angel, so fest, daß sie nicht wieder los kann, wenn sie auch noch so viel Sprünge macht! Sie ist auch noch zu jung,« setzte sie widrig lächelnd hinzu, »wenn sie noch ein Jährchen hat, sieht sie Euch schon mit ganz andern Augen an! Folgt mir junger Herr, und's wird bald besser um Euch stehen.«

Mit diesen Worten bog sie in einen Hohlweg ein, Bruno murmelte ihr eine Verwünschung nach und lenkte dann nachdenkend seine Schritte dem Schlosse zu.

Wir wollen es unentschieden lassen, welchen Eindruck der Rath des alten Zigeunerweibes auf den jungen, von Natur zur Intrigue hinneigenden, jetzt aber zum ersten

Male in den Fesseln einer Neigung liegenden Bruno gemacht hat, die sein ganzes Wesen vortheilhaft zu verändern schien.

Der Kampf seines Herzens mit seinem Verstande, seiner bessern Gefühle mit den Neigungen des Eigennutzes und der Sinnlichkeit, bot keine äußern Merkmale dar, aus welchen man hätte schließen können, wie heftig und wie lange er geführt worden wäre; es zeigte sich nur, daß Bruno wirklich bald ein anderes Benehmen, sowohl gegen die Fürstin, als gegen Malfi annahm. Während er mit der zartesten Aufmerksamkeit den Wünschen jener zuvorzukommen suchte, und sie mit fast kindlicher Hingebung zu verehren schien, bekümmerte er sich fast gar nicht um Malfi, und mied ihre Gesellschaft oft absichtlich. Seine Artigkeiten galten, war er in Gesellschaft Beider, nur der Fürstin, seine Rede war stets an sie gerichtet, und selten beantwortete er eine Frage Malfi's anders, als in dem belehrenden Ton eines ältern verständigeren Freundes.

Das Verhältniß dieser drei Personen gestaltete sich dadurch wesentlich anders. Die Fürstin, welche in der unermüdlichen, und wie es schien wahrhaften Verehrung, welche ihr Bruno zollte, einen, wenn auch unvollständigen Ersatz für den abwesenden Sohn zu finden glaubte, gewann wirklich eine Zuneigung zu dem Freunde ihres Egon, welche jenen sichtlich zu beglücken schien. Malfi dagegen war nach wie vor völlig unbefangen und gleichgültig gegen Bruno. In der ersten Zeit seines Aufenthalts

hatte die Art und Weise seines Benehmens sie oft unangenehm berührt, und sie war ihm häufig ausgewichen; jetzt dagegen war sie gern in seiner Gesellschaft, und ermüdete nicht ihn durch unendlich viele Fragen über Gegenstände, welche für sie von Interesse waren, zu erfreuen. Denn, obgleich Bruno in Beantwortung derselben wortkarg war, und sich den Anschein gab, als entspreche er nur den Wünschen der Fragenden, wenn er sich zu längern Erzählungen oder Erörterungen verstände, so konnte dem genaueren Beobachter doch das innerliche Vergnügen, welches er dabei genoß, nicht entgehen.

So verging der Winter ohne merkliche Veränderung. Bruno war wieder völlig heimisch in Greifenstein geworden, und man hatte sich sehr an ihn gewöhnt. Es schien die Gunst aller Bewohner, welche er sonst mit Egon getheilt, ja die sogar größten Theils diesem gehört hatte, auf ihn allein übergegangen zu sein. Es erregte daher eine allgemeine Freude, als die Verlängerung des Urlaubs für ihn ankam. Sowohl die Fürstin als Malfi sahen darin einen Ersatz für die fortwährende Abwesenheit Egons, der, seinem Versprechen getreu, nicht eher zurückkehren wollte, als bis die Scharte gegen Frankreich wieder ausgewetzt sein würde.

ZWEITER THEIL.

ERSTES KAPITEL.

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße Dich viel tausend mal!
Ich hab' mich oft gebücket
Ach wohl ein tausend mal,
Und ihn an's Herz gedrückt
Wie hunderttausend mal!

Göthe.

»Weißt Du, daß wir heute noch Besuch erhalten, Elise,« sagte die Gräfin Steinau zu einem jungen Mädchen, welches am Fenster eines hohen alterthümlichen Gemaches saß und sich emsig mit einer Stickerei beschäftigt.

»Wirklich Tante? Ist es Dein Ernst? oder liegt es nur in Deiner Absicht, mein Verlangen, es möge diese ermüdende Einsamkeit endlich unterbrochen werden, noch mehr zu steigern?«

»Du scheinst *meine* Gesellschaft aber nicht hoch in Anschlag zu bringen,« sagte lächelnd die heitere Matrone, indem sie der über ihre Arbeit gebeugten Stickerin eine glänzende rabenschwarze Locke von der hohen weißen Stirn fortstrich und zu ihren Schwestern legte, deren Fülle das kleine schön geränderte Ohr nicht zu halten vermochte.

Elise beugte ihr Köpfchen zu der dicht neben ihr stehenden Gräfin empor und blickte dieselbe dabei mit ihren großen dunkeln Augen so schalkhaft und zugleich so

gutmüthig an, daß es schwer war aus ihrem Aeußern die Bewegungen ihrer Seele zu errathen.

»Wenn Du nicht hier wärst, liebe Tante, dann würde ich ja eine förmliche Einsiedlerin auf diesem hochgräflich Steinau'schen Stammschloß sein, und nach meinem Tode den vollgültigsten Anspruch haben, kanonisirt zu werden! Ach! das wäre schrecklich!« setzte sie mit einem Ernste hinzu, der wirklich so aussah, als ob jene Bemerkung aus ihrem innersten Herzen gekommen wäre.

»Komm es Dir wirklich so schrecklich vor, Elise, ein beschauliches Gott gefälliges Leben zu führen?«

»Bin ich gottlos, liebe Tante? Lebe ich nicht schon wie ein Einsiedler? Geht nicht ein Tag ruhig, einförmig, langweilig vorüber wie der andere? Wird mir jemals Gelegenheit gegeben das Böse zu unterlassen und das Gute zu thun? Kann ich mir Verdienste erwerben im Himmel, die mir zu Gute geschrieben werden könnten, wenn, was man doch nicht wissen kann –«

»Treibe Deinen Hang zur Spöttelei nicht weiter, Elise,« unterbrach die muthwillig Plaudernde die Gräfin ernsthaft. »Es gibt gewisse Dinge, die so heiliger Natur sind, daß auch der unschuldige Scherz ihnen fern bleiben muß.«

»Wenn ich nun aber nicht scherzte, Tante? wenn ich meine wirkliche Ueberzeugung ausgesprochen hätte?«

»Das sollte mir Leid um Dich thun, Elise! ich würde irre an Dir werden, denn ich müßte zweifeln, daß Dein Herz empfänglich sei, die erhabensten beglückendsten Wahrheiten zu erkennen und in sich aufzunehmen, und es tief

bedauern, daß sich Deine vielfachen Talente und geistigen Gaben auf Kosten Deines bessern Menschen ausgebildet hätten!«

»Zweifle nicht! zweifle nicht Tantchen!« bat nun Elise, welche aufgesprungen war und der mütterlichen Freundin mit beiden Händen die Wangen streichelte. Sie blickte dabei flehend empor, ihre großen glänzenden Augen waren von einem feuchten Aether verschleiert und gemildert, und doch schien in der Tiefe derselben immer etwas Muthwille zu lauern.

»Zweifle nicht Tantchen,« wiederholte sie, »ich will gar nicht mehr scherzen, wenn es Dir Freude »macht, ernst und einförmig aussehen, wie die grauen Berge und Wolken, aber sei mir nur nicht böse, Tantchen!«

»Ich weiß wirklich nicht recht, was ich von Dir denken soll, Elise,« erwiderte die Gräfin noch immer ernst, und sie dabei ruhig und lange anblickend.

»Denke, liebe Tante,« sagte Elise mit leiserem Tone, indem sie die Gräfin umschlang, und das Lockenköpfchen auf ihre Schulter legte, »denke, daß ich ein unartiges Kind gewesen bin, daß ich mich aber ganz gewiß bessern werde – aber sei mir nicht böse,« setzte sie bittend hinzu, »und vergib mir, daß ich einen so unzeitigen Scherz trieb.«

Die Gräfin küßte die hohe Stirn der Bittenden, und diese nahm stillschweigend wieder an ihrer Stickerei Platz.

»Du fragst nicht einmal, Elise, wer der Besuch ist, welcher heute die Dir so verhaßte Einsamkeit unterbrechen soll?«

»Du magst daraus sehen, liebe Tante, daß diese Einsamkeit mir wirklich nicht so verhaßt ist, als Du glaubst. Wer wird es sein, der alte Herr von Oedeforst und sein geistreicher Herr Sohn, der mir stets erzählt, wie viel Haasen, Rehe und andere Thiere er geschossen hat, wo sie gesessen, wie sein Hund sie gefunden u. s. w., und sich dabei immer in Verlegenheit befindet, wo er mit seinen langen ungestalteten Gliedern bleiben soll; oder der Herr von Handfeld, der mich mit seinen landwirthschaftlichen Verbesserungen langweilt, und schon seit einem halben Jahre von nichts als von seiner neuen Oelmühle spricht, die immer noch nicht recht in Gang kommen will, so und so viel Stampfen, aber selten Wasser hat, oder der

– —«

»Ich bitte, Elise,« höre auf unsere Nachbarn lächerlich zu machen, es sind sämmtlich ehrenwerthe, brave Männer, die man nehmen muß, wie sie sind.«

»Sie sind aber langweilig, Tante, langweilig zum Sterben! – nein, nein, da bin ich lieber mit Dir allein, oder ganz allein. Ich kann mich dann wenigstens zurückziehen in mein inneres Leben; kann mich erheben an den Schöpfungen anderer mir verwandterer Geister, wenn ich auch ihren persönlichen Umgang entbehren muß. Ich werde jeden Falls unwohl sein heute Abend, bis unser Besuch wieder auf und davon ist.«

»Das wirst Du schwerlich, Elise,« sagte lächelnd die Gräfin, »auch würde es Dir wenig helfen, denn unser Besuch wird eine längere Zeit hier verweilen, und ich wollte

Dich eben bitten, nachzusehen, ob die Fremdenzimmer im gehörigen Stande sind.«

»Längere Zeit hier verweilen?« fragte Elise mit den deutlichsten Zeichen der Erbsünde der Frauen auf ihrem schönen Gesichte. »Nun und wer ist's denn, Tante, der uns eine längere Zeit besuchen will?«

»Nicht einer, zwei werden kommen!«

»Zwei werden kommen? Wer denn? So sprich doch, warum bist Du mit einem Male so wortkarg?«

»Zur Strafe sollst Du's nicht erfahren, bis sie da sind, weil Du meine Freunde so schonungslos beurtheilt hast,« erwiderte lächelnd die Gräfin.

»Du wirst nicht so grausam sein, Tantchen,« bat nun wieder Elise, »ich will auch die Jagdgeschichte und die Beschreibung der Oelmühle noch zehn Mal mit der größten Geduld anhören, bitte Tantchen! Laß Gnade für Recht ergehen! Nun? o! bitte, so sprich doch!«

»Siehst Du Elise, nun hast Du gleich Gelegenheit Dir Verdienste zu sammeln, indem Du Deine Neugierde bezwingst. Du wirst sie um so lieber benutzen, als sie Dir selten geboten wird,« spöttelte gutmüthig die Gräfin.

»O! sei nicht rachsüchtig, Tantchen, Du bist ja sonst so gut, so – – ach! ich höre Pferde!«

Fort flog sie an's Fenster, auch die Gräfin folgte ihr in sichtbarer Bewegung.

»Rudolph! Rudolph!« jubelte das Mädchen und war schon bei dem zweiten Rufe aus dem Zimmer verschwunden.

Fast noch ehe die Reiter abgestiegen, befand sie sich auf dem Hofe; im Begriff auf den jungen Steinau zuzueilen, stockte jedoch plötzlich ihr rascher Schritt, als sie gewahrte, daß ihr Vetter und Jugendgespieler nicht allein, sondern in Gesellschaft eines andern Offiziers gekommen war. Sie blieb stehen und als Rudolph freudig ihr entgegentrat und sie herzlich umarmte, erwiderte sie nicht ohne Verlegenheit den ihm gebührenden brüderlichen Kuß.

»Wie Du schön und blühend geworden bist, Elise!« rief Rudolph aus, nachdem die erste Begrüßung vorüber war. Eine dunkle Röthe bedeckte die wirklich untadelhaft schönen Züge des jungen Mädchens und ihre langen schwarzen seidnen Wimpern beschatteten die sonst so strahlenden Augen.

Der Fremde war inzwischen näher getreten und Rudolph stellte ihm seine Verwandte vor.

»Meine lebenswürdige Cousine Elise von Steinau; mein Freund, Major, Fürst Egon von Greifenstein!«

Beiderseitige stumme Verbeugungen folgten diesen Worten; Egon sprach seine Freude aus eine so angenehme Bekanntschaft zu machen, wie dies in solchen Fällen die Höflichkeit erfordert und bat zugleich um Entschuldigung, daß er der Einladung seines Freundes gefolgt sei. Er war dabei völlig unbefangen, wie immer in der Gesellschaft von Frauen, zudem wußte er, daß er, nächst der Mutter seines Freundes, die junge Gräfin Elise hier finden würde. Diese dagegen, aus Rudolphs Briefen mit Egon bekannt, hatte sich schon oft in ihrer lebhaften Phantasie

mit ihm beschäftigt und sich ein Bild von ihm entworfen, das jetzt, wie sie fühlte, hinter der Wirklichkeit zurückblieb. Rudolph war hinauf geeilt, um seine Mutter zu begrüßen, Egon bot daher mit der gewandten Sicherheit eines jungen Mannes, der häufig in den höhern Zirkeln der Gesellschaft gelebt hat, Elisen seinen Arm und schritt mit ihr, deren Arm leise in dem seinen zitterte, die breite steinerne Treppe hinan.

Es währte eine geraume Zeit, ehe Elise ihre Unbefangenheit wieder gewann; sie entfernte sich bald, um nachzusehen, ob die Gastzimmer in gehöriger Ordnung seien. Die sorgende Hand der Gräfin hatte ihr jedoch nichts zu thun übrig gelassen. Dennoch setzte sie noch eine Vase mit Blumen auf den kleinen Marmortisch unter den Spiegel in Egons Wohnzimmer. Als sie aufblickte und ihr eignes Bild sie ansah, war es ihr, als habe sie Jemand bei einer unerlaubten Handlung ertappt; sie verließ erröthend eilig die Stube und stieß in der Thüre fast mit dem alten Stracke zusammen, welcher beschäftigt war die Sachen seines Herrn herauf zu tragen.

Ohne ein Wort zu sagen, flog sie an ihm vorüber.

»Hm!« brummte der Alte, »das sind gefährliche Gespenster,« die hier herumspuken; aber schön ist das Mädchen, oder ich will 'ne 12löthige Kartätsche verschlucken! Sie hat sicher die Blumen dahin gesetzt! ja, ja, Blumen und solche Dinger, das kommt alles auf eins heraus! Mein junger Herr, der Major,« setzte er mit Ausdruck hinzu, »hält aber nicht viel von solchem Zeug. *Hier* mögt er sich *doch* am Ende vergaffen, ich will sie lieber in die Stube

des Herrn Rittmeisters tragen! Es soll so schädlich sein Blumen im Zimmer!«

Mit diesen Worten legte er den Mantelsack fort, ergriff die Blumenvase und befand sich bereits damit an der Thüre, als Egon hereintrat.

»Was machst Du Stracke, was willst Du mit den Blumen beginnen?«

»O! – ich? – o! eigentlich nichts, – ich wollte Wasser drauf gießen, damit sie nicht verwelken die armen Dinger!«

»Du bist ja sehr besorgt Stracke! Die ganze Vase ist aber voll Wasser! Sieh! Du hast ja schon übergeschüttet! So stell sie doch hin! Nun! was stehst Du da und stierst mich an? Stell sie hin und öffne den Mantelsack, ich will mich umkleiden!«

»Erlauben Sie, daß ich die Blumen hinaustrage, Herr Major, sie riechen zu stark, es soll schädlich sein.«

»Ach! Du bist nicht klug, Stracke, stell die Vase hin, Du wirst sie noch zerbrechen, und gib mir andere Kleider!«

»Ich wollt' ich hätt' sie zerbrochen!« fuhr der Husar heraus, 's wär besser, als daß ich sie wieder hinstellen muß. Da! wenn Sie sie durchaus haben wollen, so behalten Sie sie. Ich habe das Meinige gethan!«

»Es scheine bei Dir umzugehen, Stracke! was hast Du für eine Wuth auf die unschuldigen Blumen?«

»Umzugehen? bei mir nicht, aber hier geht's um, und wer weiß, wo's bald noch mehr umgehen wird. Das junge hübsche Mädchen, und sie ist, soll mich der Teufel holen, hübsch, hat die Blumen hergebracht, und da wollt' ich

sie wieder wegbringen; denn ich kenne das, erst Blumen, dann Bänder und zuletzt Ringe!«

Egon konnte sich des Lachens über die Besorgnisse seines Dieners nicht erwehren, doch nahm er ihm jetzt die Blumen mit größerem Interesse aus der Hand, betrachtete sie in Nachdenken verloren, und stellte sie dann an denselben Ort wieder hin, wo sie gestanden.

»Untersteh Dich nicht die Blumen anzurühren!« waren die letzten Worte, welche er diesem zurief, als er bald darauf das Zimmer verließ.

»Das hab ich mal wieder sehr dumm angefangen,« brummte Stracke, indem er seinen Knebelbart zurechtdrehte und dabei fortwährend die Blumen anstierte, »hätt' ich ihm nichts gesagt, so wären ihm die Dinger vielleicht gar nicht aufgefallen. Na, was geht's mich am Ende an!«

Egon war, damit wir den Faden unserer Erzählung wieder anknüpfen, bald nach der Abreise Bruno's aus der Cantonirung an der böhmischen Grenze, zum Major befördert worden, welche Auszeichnung er wohl lediglich seinem Stande als reichsunmittelbarer Fürst zu verdanken hatte. Da die Zeiten immer friedlicher wurden, und er als überzähliger Stabsoffizier eigentlich keine bestimmte Beschäftigung hatte, so nahm er die Einladung seines Waffengefährten Steinau gern an und zog mit ihm

auf dessen Stammschloß, welches in einer wilden Gebirgsgegend Böhmens, romantisch, aber sehr einsam lag. Es wohnte daselbst die Mutter des jungen Steinau mit ihrer Nichte, der Tochter ihres Schwagers. Sowohl des Grafen Rudolph von Steinau, als Elisens Vater waren längst gestorben. Das Schicksal hatte beide Brüder schon vor längeren Jahren fast zu gleicher Zeit abgerufen. Die Wittwen lebten einige Zeit zusammen; Elisens Mutter folgte jedoch bald ihrem Gatten. Jene, nun eine Waise, wurde mit Rudolph erzogen, und die Gräfin Steinau machte in der Liebe zu den beiden Kindern keinen Unterschied. Das Schicksal schien ihr in Elisen einen Ersatz für den Verlust ihrer eignen Tochter gewähren zu wollen, welche, kurz vor dem Tode ihres Mannes, auf eine unglückliche Weise bei einem Brande des Schlosses ihr Leben verloren hatte.

So wuchsen die dem Alter nach nur um wenige Jahre verschiedenen Kinder als Geschwister auf. Obgleich es der stille Wunsch der Gräfin war, beide einst vermählt zu sehen, so schien derselbe doch nicht in Erfüllung gehen zu sollen, denn Rudolph machte mit brüderlicher Offenheit Elise zur Vertrauten einer bei ihm entstehenden Neigung zu einer Freundin derselben, und jene nahm diese Eröffnung mit offenbarem Interesse und ohne die geringste Eifersucht auf.

Zur Zeit als Egon in dem gräflichen Schlosse sich einführte, war Elise eben 18 Jahre geworden. Sie war eine vollendete Schönheit. Es würde dem schärfsten Kritiker schwer geworden sein, einen Zug ihres Gesichtes oder

einen Theil ihres Körpers als unschön zu bezeichnen. Rabenschwarze Locken umschatteten ihre hohe blendend weiße Stirn. Die großen dunkeln Augen strahlten in einem Feuer, welches einen festen entschlossenen Geist, und ein tief empfindendes, vielleicht auch leidenschaftliches Herz verrieth. Und doch blickten diese Augen oft unendlich sanft, ja wehmuthsvoll, Friede und Ruhe verbreitend, gleich der dunkeln Nacht mit ihren ewigen Sternen. Die feine etwas emporgehobene Oberlippe gab dem Gesichte einen Zug von Schalkheit und Muthwillen wenn es lächelte, von Entschlossenheit, wenn es ernst blickte und von graziöser Lieblichkeit wenn es zu gewinnen und zu fesseln bemüht war. Ihre Gestalt war groß, schlank und edel, sie konnte in spätern Jahren vielleicht zu voll werden, jetzt überschritt die Fülle ihres Körpers nirgend die zarten Linien jugendlicher Schönheit.

Dies war das liebliche Wesen, welches bei dem alten Stracke so erhebliche Besorgnisse für seinen jungen Major erweckt hatte, und es ist nicht zu verkennen, daß dieselben vollkommen gegründet sein konnten.

»Sie müssen vorlieb nehmen Ew. Durchlaucht,« redete die Gräfin den in das Gesellschaftszimmer zurückgekehrten Egon an, »die Räume, welche Sie bewohnen werden, lassen sehr Vieles zu wünschen übrig, aber in dieser Waldeinsamkeit hält es schwer sich die feineren Genüsse des Lebens zu verschaffen.«

»Den feinsten Genuß des Lebens,« erwiederte Egon verbindlich, »gewährt wohl die Unterhaltung mit geistreichen und lebenswürdigen Frauen, welche mir hier in

so ausgezeichnete Weise zu Theil wird, und was die Einrichtung meiner Zimmer betrifft, so würde selbst der verwöhnteste Gast nichts daran auszusetzen finden. Fehlen doch selbst die holden, noch so seltenen Kinder des Frühlings nicht,« setzte er mit einem Blicke auf Elisen hinzu, indem er eine Noiset-Rose empor hob, deren zarte und vollkommne Blüthe deutlich zeigte, daß sie nicht die kalte Märzluft, sondern die Pflege einer besorgten Hand hervorgerufen hatte.

Selbst der Alabaster von Elisens Stirn schien bei dieser Bemerkung den Blättern der Rose zu gleichen, so sehr schimmerte das verrätherische Blut durch die zarte durchsichtige Haut.

»Es freut mich, daß es uns gelungen ist Ihren Wünschen, wenn auch nur unvollkommen, zu entsprechen,« erwiderte die Gräfin.

»Liebe Mutter,« unterbrach sie der junge Steinau, welcher dieser etwas förmlichen Unterhaltung lächelnd zugehört hatte, »unser Freund Egon, so darf ich ihn wohl nennen, ist der genügsamste Mensch der Welt, Umstände, die seinetwegen gemacht werden, sind ihm vor Allem verhaßt, und er hat mich unterwegs mehrmals gebeten Dir dies zu sagen.«

»Wenn ich dies that, Rudolph,« bemerkte Egon entschuldigend, »so war es sicher nicht meine Absicht, daß Du es in solcher Weise ausführen solltest; entschuldigen Sie gnädige Frau —«

»Ach! lassen wir das,« rief der muntere Rudolph, »wir kommen vor lauter Höflichkeitsergießungen zu keiner

vernünftigen Unterhaltung und leiden dabei den bittersten Hunger, denn nach einem solchen Ritte, wie wir ihn heute schon gemacht haben, verlangt der körperliche Mensch, daß man auch seiner gedenke.«

»Das Essen ist bereit, mein hungernder Sohn,« scherzte die Gräfin, reichte Egon den Arm und führte ihn, der im Stillen völlig mit seinem Freunde einverstanden war, in das Speisezimmer.

Der Aufenthalt der beiden jungen Freunde brachte eine wesentliche Veränderung in dem Leben auf dem Schlosse hervor. Namentlich waren es die Frauen, und vorzugsweise Elise, welche in dem geistige Anregung erzeugendem Umgange der Männer einen Ersatz für das einförmige stille Leben suchten und fanden. Die Abende schlichen nicht mehr, wie dies bisher oft der Fall war, langweilig und langsam vorüber, die Unterhaltung flog lebhaft von einem interessanten Gegenstand zum andern. Die vielfachen Ereignisse der nächsten Vergangenheit nicht nur, sondern auch die Erzeugnisse der neu erblühenden vaterländischen Litteratur gaben zu vielfacher und lebhafter Besprechung einen reichen Stoff.

Egon bewunderte bei solchen Gelegenheiten oft den begabten Geist Elisens, welcher nicht nur die Ideen der Dichter völlig erkannt und in sich aufgenommen hatte, sondern es auch verstand die Empfindungen und Gefühle, welche bei ihr durch dieselben hervorgerufen waren, klar, wenn auch mit der eigenthümlichen Auffassungsweise eines jungen dem Strom der Welt fern gebliebenen jugendlichen Wesens, auszusprechen.

Elise schien fast ein größeres Interesse an Egon zu nehmen, als es der bloße Verkehr des Verstandes nöthig machte. Sie sah immer mehr das Ideal, welches sie sich von einem Manne in ihrer lebhaften Phantasie geschaffen, in Egon verkörpert, und je weniger er die Grenzen des ihm als Gast des Hauses angewiesenen Verhältnisses überschritt, je weniger seine Handlungsweise irgend eine Absicht kund gab eine Neigung in ihrem Herzen für sich zu erwecken, je sorgloser glaubte sie den Schwärmereien eben dieses Herzens nachgeben zu können.

O! diese süßen Schwärmereien einer jungen, sich selbst noch nicht verstehenden Mädchenseele, wie sind sie so entzückend, so berauschend! Die Erde, die Menschen, der Himmel, Gott selbst – Alles wird ein Anderes, Erhabeneres! Das zarte duftige Roth der Liebe verklärt jeden Mißton, jede Einförmigkeit der Schöpfung! Alles ist ein harmonisches Ganze, und mitten in dieser paradiesischen Welt schwebt das selige Herz, nur *einen* Schmerz kennend, *den*, nicht alle Wesen so glücklich zu wissen, wie sich selbst.

Eines Tages überraschte Egon Elisen beim Lesen eines Buches, in welches sie so vertieft war, daß sie die Schritte des Kommenden gar nicht gehört hatte. Er stand eine Zeit lang in ihrem Anschauen verloren, ihr Gesicht zeigte deutlich die Bewegung ihres Innern.

Thränen füllten ihre Augen, quollen aus den niedergeschlagenen Wimpern hervor oder hingen daran wie glänzende Thautropfen. Bald wurde jedoch der Eindruck, welchen der Inhalt des Buches auf sie hervorbrachte, zu

stark, sie legte dasselbe fort; im Begriff das Tuch den Augen zu nähern, gewahrte sie Egon und schrak sichtlich zusammen.

»Verzeihen Sie, mein Fräulein,« redete dieser sie an, »daß meine Gegenwart Sie in dem Genusse eines so schönen Buches stört, wie dasjenige sein muß, welches eine solche Rührung in Ihnen hervorruft; verzeihen Sie es mir ferner, daß mich der Zufall zum Zeugen eines so beneidenswerthen Mitgefühls gemacht hat.«

»Sie haben mich erschreckt,« erwiderte Elise, wieder heiter, »denn ich befand mich wirklich in einer andern längst vergangenen finsternen Zeit, aber ich schäme mich meiner Gemüthsbewegung nicht, am wenigsten vor Ihnen,« setzte sie mit einigem Zögern hinzu, »der Sie den Werth dieser ausgezeichneten Dichtung zu würdigen verstehen.«

»Und welchem Dichter ist es gelungen Sie in so hohem Maße für sich zu begeistern?«

»Es ist Schillers Don Carlos, den ich eben las, ich halte ihn für das Meisterwerk unserer Litteratur.«

»Schiller ist noch sehr jung, mein Fräulein, er verspricht viel, ich gestehe, daß mich in den Räubern, Fiesco, Kabale und Liebe Vieles anspricht, aber es bleibt darin eine schroffe, ich möchte sagen verwilderte GröÙe. In seinem neuesten Werke, dem Don Carlos, hat er diesen Fehler vermeiden wollen; ob es dadurch gewonnen, ist eine andere Frage. Das Stück, welches offenbar nicht aus

einem Gusse besteht, sollte eigentlich Marquis Posa heißen, und dieser Posa selbst ist ein unnatürlicher verzerrter Charakter.«

»Eine solche Aeüßerung, ich gestehe es offen, hätte ich am wenigsten von Ihnen erwartet; ich schwärme für diesen Schiller, und wenn ich auch zugeben will, daß die Räuber, und Kabale und Liebe noch einige jugendliche Wildheit verrathen, so ist dies bei dem Fiesco doch schon nicht mehr der Fall und Don Carlos ist in jeder Beziehung ein Meisterwerk. Einen solchen Eindruck hat es wenigstens auf mich gemacht. Posa ist mir das Ideal eines vollkommenen Mannes. Er vereinigt alle Größe in sich, alle Macht der Erde wirft er von sich für ein Gut – die Freundschaft, der er willig sein reiches Leben zum Opfer bringt.«

»Es sollte mir leid thun, wenn dieser Posa wirklich Ihr Ideal wäre, wenigstens *dieser* Posa, so wie ihn Schiller hingestellt. Er ist nichts weniger als ein edler Freund, und nicht der Freundschaft bringt er sein Leben zum Opfer. Nachdem er Carlos, seinen Freund, wie ein Kind behandelt, ihn ohne Noth hat gefangen nehmen lassen, rettet er sich und ihn nicht auf dem gewöhnlichen Wege, der ihm völlig offen stand, sondern stirbt, nur damit sein Name einen Klang und Nachruhm erhalte.«

»O! wie falsch, wie klein beurtheilen Sie diesen edlen großen Geist,« entgegnete Elise mit einer Begeisterung, welche sie noch mehr verschönte; »er, kein edler Freund? Was war denn anders die Triebfeder aller seiner Handlungen? Carlos wollte er retten aus den Klauen eines tiegerherzigen Vaters, deshalb erwarb er selbst

spielend dessen Vertrauen, alle Macht lag in seinen Händen, er benutzte sie nur zum Vortheil des Freundes, er selbst mußte dabei zu Grunde gehen; und als sein Plan dennoch scheiterte, starb er, nur damit Carlos in den Augen Philipps gerechtfertigt werde. Auf sich nahm er allein das Gehässige des Verraths, wo blieb da die Hoffnung auf Nachruhm? und was war mithin anders die Triebfeder seines Handelns, als allein die wahre Freundschaft und zwar in solcher Reinheit, wie sie das Leben selten bieten wird, wie sie nur in dem Ideale eines Dichters, und eines Dichters wie unser junger Schiller ist, zu leben vermag.«

Egon seufzte unwillkürlich aus der Tiefe seines Herzens.

»Ich will Ihnen zugeben, daß eine solche Freundschaft nur ein Traum unserer jugendlichen Phantasie sein mag, aber Posa war nichts weniger als ein wahrer Freund. Nicht die Freundschaft war die Triebfeder seiner Handlungen, sondern er hatte sich ein höheres Ziel gestellt, er wollte *Völkerglück* schaffen, den Tyrannen stürzen, und einen Titus oder Marc Aurel an seine Stelle sehen. Carlos, der Freund, der sich mit aller Kraft seines Herzens und aller Schwäche seines Charakters an ihn anklammerte, war ihm nur Mittel zum Zweck. Wie leidenschaftlich empfindet Carlos,« fuhr er fort, indem er das Buch nahm und darin blätterte, wenn er ihm zuruft:

»O, jetzt ist alles wieder gut. Ich liege
Am Halse *meines* Rodrigo.«

»und was erwiedert Posa? er sagt ihm, er stehe nicht als sein Freund dort, sondern:

»Ein Abgeordneter der ganzen Menschheit
Umarm' ich Sie – es sind die flandrischen
Provinzen, die an ihrem Halse weinen.«

»Er will ihn aufregen, zu Thaten anspornen, werden Sie erwiedern, das will er allerdings, aber nur, weil er in ihm das Mittel sieht seine Zwecke zu erreichen. – Dies geht aus vielen Stellen des Buches hervor, z. B. hier, wo er sagt:

»Er soll dem König ungehorsam werden u. s. w.
Die gute Sache wird stark durch einen Königs-
sohn.«

»An dem ganzen Carlos war ihm wenig gelegen, wenn er durch ihn, den Königssohn, nicht seine Absichten erreichen konnte.«

»O! wie lieblos und egoistisch ist doch das Urtheil der Männer,« erwiederte Elise; »weil er seinen Freund auf einen für ihn würdigen Boden verpflanzen will, hat er ihn überhaupt nur als Mittel gebrauchen wollen? O lesen Sie hier, als Posa für seinen Freund gestorben, was sagt die Königin, oder durch ihren Mund der Dichter:

»Thränen mögen fließen
»Für kleinere Leiden! – Er hat sich geopfert
»Für Sie! Mit seinem theuern Leben
»Hat er das Ihrige erkaufte – u. s. w.«

»Warum wollen Sie ihm ein anderes Motiv unterlegen, als es der Dichter will? Nein! Nein!« setzte sie leidenschaftlich hinzu, »es wird Ihnen nicht gelingen mein Ideal mir zu zerstören.«

»Das wäre auch grausam und tadelnswerth,« sagte Egon lächelnd, »ist auch *Ihr* Posa ein anderer, als der, den Schiller sich gedacht, so –«

»Nein, er ist *kein* anderer, Schiller hat die edelsten Tugenden des Mannes in ihm schildern wollen, und er hat diese Aufgabe vollkommen gelöst.«

»Es würde zu weit führen, Sie jetzt, wo noch die Thränen über den Tod Ihres Lieblings kaum getrocknet sind, eine andere Meinung gewinnen zu lassen. Finden Sie es auch edel, daß Posa einen Augenblick entschlossen war, ein wehrloses Weib, die Fürstin Eboli, zu ermorden?«

»Mußte er es nicht, um seinen Freund zu retten?«

»Würden Sie die Handlung wirklich billigen, wenn er sie ausgeführt hätte? würden Sie in solcher Lage eben so gehandelt haben?«

»Es war nur ein Moment, wo dieser Gedanke ihn durchzuckte – dann opferte er sich selbst. O! ich bewundere ihn deshalb, ich verehere seine Größe, seine Tugend! – ob ich selbst dazu fähig wäre,« setzte sie langsam ernsthaft hinzu, und ihre Augen strahlten, indem sie schwärmerisch emporblickte, in jenem sanften wehmuthsvollen Glanze, der ihnen zu eigen sein konnte, »ob ich selbst dazu fähig wäre? – ich kann und mag diese Frage jetzt nicht beantworten, aber ich fühle Kraft in mir, viel zu tragen, viel zu dulden für die, welche ich liebe!«

Sie blieb, nachdem sie die letzten Worte gesprochen, noch eine Zeit lang, wie von innerer Rührung ergriffen, in der beschriebenen Stellung sitzen. – Egon stand vor ihr, seine Blicke hingen an den ihrigen, die ihn nicht sahen; er betrachtete mit Entzücken, wie die Regungen der Seele sich auf diesem schönen Gesichte abspiegelten. – Ein Friede, wie ihn nach einem schmerzvollen Kampfe die Entsagung gewährt, schien darüber ausgegossen! – es wäre ihm nicht möglich gewesen, dieses Selbstvergessen seiner schönen Gefährtin zu stören, – noch immer stand er im Anschauen verloren, – da trat der Bruder ins Gemach und seine Gegenwart löste plötzlich den süßen berausenden Zauber.

Egon hatte in seinem Urtheile über Schillers Don Carlos nicht seine wahre und eigentliche Ueberzeugung ausgesprochen, im Gegentheile neigte er vielmehr zu derjenigen, welche Elise so warm vertheidigte. Aber es gehörte zu seinen Eigenheiten, die Ansichten eines Andern, sobald es sich nur um ein Kunsturtheil oder um einen an sich unerheblichen Gegenstand handelte, aus bloßer Lust zum Disputiren, oder aus Rechthaberei zu bekämpfen, und mit Hartnäckigkeit, welche er auch in wichtigen Dingen oft zu seinem großen Nachtheile nicht aufgab, auf seiner Meinung zu beharren. Die Festigkeit seines Charakters erreichte nicht selten einen Grad, welcher nahe an Eigensinn streifte, und es bedurfte häufig eines längeren Kampfes, ehe seine edlere Natur siegte und er sich dazu verstand einen begangenen Fehler einzugestehen. Eben so artete die Kraft und die Entschlossenheit seiner

Seele zuweilen in Heftigkeit aus, und nur der Gedanke, welche große Opfer für ihn in dem Eingeständnisse einer Uebereilung lägen, zügelten die leicht erregbaren Geister seines Zornes. Daß er Bruno nach jenem Vorfalle bei der Batterie zuerst die Hand zur Versöhnung geboten hatte, war nicht ohne einen schwierigen Entschluß erfolgt, und zum Theil durch die fröhliche und doch elegische Stimmung jenes Abends hervorgerufen worden. Eben so fest war er jedoch in der Ausführung dessen, was er beschloß und als Recht erkannt hatte; Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, dienten nur dazu seine Anstrengungen zu verdoppeln. Ein Versprechen hielt er heilig, und auf ein Wort von ihm konnte man wie auf einen Eidschwur bauen. So sehr es ihn trieb seine Mutter wieder zu sehen, und so schmerzhaft die lange, und jetzt sogar nutzlose Trennung für ihn war, so glaubte er doch, unter den obwaltenden Verhältnissen und so lange nicht Oestreichs Adler wieder am Rheinständen, nicht in die Heimath zurückkehren zu dürfen. Fast in jedem Briefe bat er seine Mutter ihm deshalb nicht zu zürnen, aber er beharrte dessen ungeachtet bei dem einmal gefaßten Entschlusse, nicht als ein Besiegter das Schloß seiner Väter wieder zu betreten.

ZWEITES KAPITEL.

Auf eines Berges Gipfel
Da möcht' ich mit Dir stehn,
Auf Thäler, Waldeswipfel
Mit Dir herniedersehn;

Da möcht' ich rings Dir zeigen
Die Weit im Frühlingsschein
Und sprechen: wär's mein eigen,
So wär es mein und Dein.

Uhland.

Das Schloß Steinau lag nur einige Meilen von dem Städtchen, in welchem ein Theil des Regimentes, zu welchem Egon gehörte, die Winterquartiere bezogen hatte. Es war daher natürlich, da die Stellung der Truppen auch während des Sommers immer dieselbe blieb, daß Egon mit seinem Freunde Steinau häufig herüber ritt; und dann Tage, ja Wochen lang daselbst verweilte. Er vermochte dem müßigen Soldatenleben keinen Geschmack abzugewinnen, auch konnte er es sich nicht verhehlen, daß er sich durch den Umgang der Frauen, und namentlich Elisens, angezogen fühlte.

Dennoch folgte er nur einem unbestimmten Drange seines Herzens, und wurde nicht durch eine ihm selbst klar gewordene Absicht geleitet, wenn er seinem alten Stracke befahl die Pferde satteln zu lassen. Obgleich dieser immer hinlänglich das Ziel der Reise kannte, so unterließ er doch nie zu fragen:

»Wohin wollen der Herr Major reiten?« und auf die kurze Antwort: »Nach Steinau!« hinzuzufügen: »Schon wieder einmal? der Herr Major sind ja erst in der vorigen Woche dagewesen!«

Auch unterwegs fehlte es nicht an mißbilligenden Bemerkungen des alten Dieners, der nun einmal in dem Verhältniß, in welches Egon zu der schönen Elise sich zu verstricken drohte, kein Wohlgefallen finden mochte.

»Was ein Pferd doch für ein kluges Thier ist,« sprach er laut genug, um gehört zu werden, als er eines Tages wieder hinter Egon den bekannten Weg ritt, »der Herr Major sind ganz in Gedanken, geben gar nicht auf den Achill acht, und Achill geht doch ganz von selbst den Weg links und verläßt die große Straße. Achill ist ein kluges Thier, er weiß, daß die große Straße nicht nach Steinau führt – – wär' auch nicht werth, daß ich ihn pflegte, wenn er's noch nicht wüßte,« setzte er nach einiger Zeit hinzu, als Egon diesen geistreichen Reflexionen durchaus keine Aufmerksamkeit zu schenken schien.

»Reite voraus Stracke,« sagte jener nach einiger Zeit, während sie stumm weiter geritten waren, »reite voraus, und melde mich bei den Damen an, bitte in meinem Namen um Entschuldigung, daß ich nicht zu Mittag, wie ich es zugesagt, sondern erst gegen Abend eintreffen werde.«

»Ich?« – erwiderte Stracke in einem verwunderten Tone, »ich soll um Entschuldigung bitten, daß wir erst heute Abend –«

»Ach! wir, wir! – *Du* wirst zu Mittag dort sein, Deinetwegen hast Du also keine Entschuldigung nöthig,« rief Egon lachend.

»Ja, so! ja, das versteht sich! an mir ist dem Fräulein auch nichts gelegen, ich wollte auch eigentlich sagen; d. h. fragen –«

»Du sollst nichts fragen, Stracke, sondern nur bestellen was ich Dir gesagt habe, nun reite zu, Du kannst unten traben lassen.«

»Als wenn das solche Eile hätte! aber was soll ich denn sagen, weißhalb der Herr Major so spät kommen, denn man wird mich gewiß ausfragen, als ob man einen feindlichen Spion erwischt hätte.«

»Der Obrist hat mir eine Recognoszirung aufgetragen, von der ich vor Abend nicht zurück sein kann.«

»Da werde ich aber wohl den Herrn Major begleiten müssen, es könnten Fälle eintreten –«

»Thu', was ich Dir befohlen habe, Stracke, – und nun reite ab, damit Du nicht zu spät kommst. Unten läßt Du traben, so lange Du im Wiesenthale bist.«

Stracke gehorchte, führte aber sein Selbstgespräch so lange fort, bis er seine Pfeife angebrannt hatte. Im Thale angelangt, verfehlte er nicht sein Pferd in Trab zu setzen, obgleich er des raschen Reitens wegen sich gleichsam bei dem Thiere entschuldigte.

»Lauf Du »Mustaphachen«, was das für fabelhafte Namen für ein Pferd sind, lauf Du Mustaphachen, wenn's auch ganz unnöthig ist, so ist's doch einmal befohlen, und Du und ich, wir müssen gehorchen, und nicht fragen: warum?«

Seine Ankunft auf dem Schlosse ohne Egon veranlaßte allerdings, wie er es richtig vorher gesagt hatte, eine Menge von Fragen, die er so kurz als dies irgend möglich war, beantwortete.

»Ihr werdet wohl müde sein, lieber Stracke,« fuhr Elise, nachdem sie Alles, was sie wissen wollte, erfahren hatte, mit ihrer gewinnenden Freundlichkeit fort, »macht es Euch bequem, knöpft doch die Uniform auf, es ist ja heiß und der Schweiß steht Euch auf der Stirn!«

»Das schickt sich nicht, mein gnädiges Fräulein!« erwiederte Stracke im steifen Dienstton.

»Ach! warum soll sich's nicht schicken, Babett, besorge etwas Frühstück eine Flasche Wein und kaltes Fleisch, Du kannst es hieher bringen.«

»Das würde sich wieder nicht schicken, mein gnädiges Fräulein.«

»Was würde sich denn wieder nicht schicken, Stracke?« fragte lächelnd Elise.

»Wenn ich in Gegenwart des gnädigen Fräuleins mit aufgeknöpften Dollmann frühstücken wollte.«

»Wenn ich Dich aber recht sehr darum bitte, guter Stracke, dann thu'st Du's mir doch zu Gefallen? nicht wahr?« fuhr sie ihm freundlich zunickend fort, indem sie einschenkte und ihm das Glas hinreichte, »nicht wahr, Du schlägst mir die kleine Bitte nicht ab?«

Stracke hatte schon einige Zeit lang sehr heftig an seinem Knebelbarte gedreht, was er immer that, wenn er in Gemüthsbewegung war.

»Soll mich der – soll – wollte ich sagen, – wenn's das gnädige Fräulein durchaus nicht anders haben wollen,« setzte er sich verbessernd hinzu, indem er einen Knopf nach dem andern aufknöpfte.

»Nun setz' Dich, setz' Dich Stracke und trink', iß auch, es fehlt Dir gewiß nicht an Appetit!«

»Das würde sich aber *in keinem Falle* schicken.«

»Was würde sich nun wieder nicht schicken?«

»Daß ich mich setzte, wenn das gnädige Fräulein stehen!«

»So will ich mich zu Dir setzen. So, nun trink' aber auch, siehst Du, daß Du durstig bist, ich hab' Dir's angesehen –«

»Da haben das gnädige Fräulein nicht unrecht gesehen,« bemerkte Stracke um Vieles freundlicher, »das gnädige Fräulein haben überhaupt eine sehr schöne Art zu sehen –«

Elise schenkte Stracken ein, nöthigte ihn zum Essen, reichte ihm die Speisen, und bezauberte den alten Soldaten so, daß dieser, wenn es ihm die Zeit irgend gestattete, fortwährend den Knebelbart strich, und sein Gesicht in so freundliche Falten zurecht legte, als dies ihm irgend möglich war.

»Nun hat's geschmeckt?« fragte Elise lächelnd, indem sie aufstand.

»Das will ich meinen! 's hat mir in meinem Leben nicht besser geschmeckt, ich hab' auch in meinem Leben noch nicht so gefrühstückt, was man doch nicht Alles erlebt!« fügte er in einigem Selbstvergessen hinzu, indem er sein Glas umwarf, so daß der Wein über die schöne damastne Serviette floß.

»Ei so soll mich doch der – ach! gnädigstes Fräulein – ich – aber –«

»Aengstige Dich nicht, guter Stracke, so etwas kommt häufig vor – Babett!« fügte sie mit einem Winke auf die Kammerzofe hinzu. »Wird es nun, aber nicht Zeit sein, Stracke, saß Du Mal nachsiehst, was Dein Mustapha macht?«

»Ja, da hab' ich wahrhaftig gar nicht dran gedacht!« erwiederte dieser, sich mit vielen Körperbewegungen, welche seinen Dank ausdrücken sollten, entfernend.

»Was das für'n Blitzmädel ist!« schmunzelte er auf dem Wege nach dem Stalle, »wie sie mit dem kleinen weißen Händchen so niedlich einschenken kann! und sie weiß sogar, wie der Mustapha heißt – ich habe drei Tage an dem türkischen Namen auswendig lernen müssen!«

Egon blieb diesmal nur einen Tag in Steinau, er entführte die Gräfin und Elise nach dem Städtchen, wo das Officiercorps einen glänzenden Ball veranstaltet hatte, zu welchem der Adel der Umgegend geladen war.

Elise war unstreitig die Königin des Festes, Aller Augen waren auf sie gerichtet, wenn ihre schlanke edle Gestalt im leichten Tanze dahin schwebte. Auch Egon gehörte zu denen, welche sie mit Entzücken betrachteten; er war oft lange im Anschauen verloren, bis der Gedanke, daß er ihr näher stehe wie alle Uebrigen, daß sie ihn sichtbar auszeichne, seine Pulse rascher schlagen machte, und er

sich beeilte wieder in ihre Nähe zu kommen, aus welcher der Tanz ihn vertrieben hatte. Wenn er sie dann umschlang, wenn ihre kleine Hand, von dem zierlichen weißen Glacéhandschuh umspannt, in der seinigen ruhte, und die raschen aufregenden Töne der Musik sie mit ihm zum wirbelnden Tanze fortrissen, da war es ihm oft, als müsse er diese Hand fester umschlingen, sie an sein Herz drücken und sagen: laß sie hier ruhen Dein ganzes Leben lang, lege all' Deine Sorgen, Deine Schmerzen in das glühende unter dem Drucke Deiner Hand pulsirende Herz, das stark genug ist Dich zu schützen und zu beschirmen; – aber er redete nicht, und auch nicht ein leiser Druck seiner Hand verrieth die Empfindungen seines Innern.

Der Ball war zu Ende, man rüstete zur Heimfahrt.

»Du fährst mit, Egon,« sagte Steinau. »Sieh! diese himmlische Sommernacht, o! jetzt eine Fahrt über das Gebirge! es ist nur eine Fortsetzung des Tanzes.«

Egon ließ sich gern bereden. Ein leichter Korbwagen, dessen hinterer Sitz ein Verdeck hatte, von zwei muthigen Rappen spielend gezogen, führte die Bewohner von Steinau wieder dorthin zurück. Die Gräfin mit Rudolph saßen hinten, Elise und Egon vorn, letzterer lenkte die Rosse.

Im gleichmäßigen raschen Trabe rollte das Fuhrwerk dahin: das Gespräch, anfangs sehr belebt, die Ergebnisse des Abends berührend, stockte nach und nach, und es schien fast, als ob der so lang vernachlässigte Gott des

Schlafes sein Recht behaupten wollte. Egons Auge blickte träumerisch in die Gegend hinaus. Es war ein zauberhafter feenartiger Anblick! Sie waren auf der Höhe des Gebirges angelangt, von wo in vielfachen Schlangenwindungen der Weg sich nach dem Flusse hinabzog, an dessen Ufer von einem steilen hohen Felsrücken das Schloß Steinau das Thal übersah. An dem tiefblauen Himmel schwebte die Scheibe des Mondes, und goß ein magisches unsicheres Licht über die fernen, gleich den Wellen des bewegten Meeres auftauchenden, Berggipfel. Der Wagen flog den Weg hinab und folgte dessen kühnen Windungen an steilen Abhängen hin. Die Höhen verschwanden, das Schloß trat mit seinen glänzenden weißen Mauern leuchtend auf der dunkeln Felswand hervor; unten im Thale lagen und webten die Nebel des Flusses, den Fuß der Berge verschleiern, so daß Fels und Schloß auf einem wogenden Meere zu schweben schienen.

»O! wie entzückend schön!« sprach Egon, von dem Anblick überwältigt, leise vor sich hin.

»Ja wunderbar schön!« tönte es eben so leise von Elisens Munde.

»Sie wachen?« flüsterte Egon überrascht.

»Soll ich schlafen, wenn die Wunder der Natur sich entfalten?«

»Ich selbst sah nie ein so magisch schönes Bild!«

»Es gleicht der Erinnerung an einen lieblichen Morgen-
traum; dies Verschwimmende, nicht scharf Begrenzte, so Erhabene und doch so Sanfte, Hingehauchte, ist es, was

uns entzückt und unsere Seele mit Sehnsucht und Rührung füllt!«

»So will ich langsam fahren, damit der Anblick uns nicht so bald entzogen werde.«

»Nein, nein, es gehört dazu, daß wir die Höhe rasch hinunter fliegen; o! könnten Sie ablenken, dort an der Felsenecke und wir hinwogen über das duftige Nebelmeer!«

»Wir würden in den Abgrund stürzen und zerschmettert am Fuße der Felsen anlangen!«

»So wären wir in einem schönen Augenblick gestorben,« sagte sie schwärmerisch, während ihre großen glänzenden Augen wie im Selbstvergessen nach der Scheibe des Mondes blickten, und ein tiefer Seufzer ihren Busen hob.

Egons Blicke hingen an den ihrigen, und unwillkürlich sank seine Hand auf die seiner schönen Gefährtin. Die Berührung durchzuckte ihn. Doch Beide saßen stumm, regungslos, es schien, als fürchteten sie, der erste Laut könne den süßen Zauber bannen, der sie umfing. Der Wagen tauchte jetzt in den Nebel, die feuchten Dünste, welche aus dem Flusse aufgestiegen und sich verdichtet hatten, zogen kältend an ihnen vorüber. Besorgt legte Egon den abgefallenen Mantel des Mädchens um ihren Nacken, seine Hand beschäftigte sich weit länger damit, als es nöthig war, und sein zitternder Arm vermochte den Rückweg nicht wieder zu finden; leise blieb er auf der weichen Schulter ruhen; – Elise schien es nicht zu bemerken, ihr schöner Körper schmiegte sich näher an

ihn, ihre Locken berührten seine glühenden Wangen, er fühlte das Wehen ihres Athems, sah ihr glänzendes Auge geschlossen – da rasselte der Wagen auf dem Steindamme, die Leitung desselben nahm Egons Aufmerksamkeit in Anspruch, in dem hintern Raume wurde es wieder lebendig – und vor der Prosa des Lebens, durch ein schlechtes Pflaster repräsentirt, flohen die holden scheuen Länder der Phantasie. –

Als Egon sich auf seinem Zimmer allein befand, nahm er eine Selbstprüfung mit sich vor, die jedoch kein entscheidendes Resultat hatte. War es die Liebe, zu deren Preis er so viel gehört und gelesen, welche jetzt seine Seele erfüllte? es deuchte ihm, er müsse dann weniger überlegen und nachdenken, als er es schon in diesem Augenblicke thue; oder war sein Herz überhaupt so kalt und sein Verstand so vorherrschend, daß sich jene mächtige Empfindung nur auf die Weise bei ihm äußern konnte? Er schien Beweise vom Gegentheile in seinem früheren Leben zu finden, namentlich in seinem Freundschaftsverhältniß zu Bruno. Mit welcher Wärme, ja mit welcher Begeisterung und Schwärmerei hatte er sich diesem nicht hingegeben; aber das war lange her! die letzte Zeit hatte eben diese schönen Gefühle seiner Seele wieder verflüchtigt oder abgestumpft. Er gab Bruno die Schuld; lag sie nicht vielleicht in ihm selbst? Er war kalt, abstoßend gegen den Freund gewesen, und rechnete nun das locker gewordene Band jenem zu.

»Bin ich überhaupt fähig die Empfindungen der Liebe und Freundschaft so zu fühlen, wie dies Andere thun

können?« so fragte er sich selbst, und legte seine heiße Stirn an die kalten feuchten Fensterscheiben. »Vereint Elise nicht alle Vorzüge, die ein weibliches Wesen haben kann? und doch – nur in ihrer Nähe, durchbebt mein Herz ein Gefühl, dem ähnlich, wie die Liebe sein soll. Bin ich von ihr entfernt, so achte, verehere ich sie, sehne mich auch nach ihr, – aber eine Leidenschaft ist es nicht, die mich ergriffen hat.«

So phantasirte Egon noch lange, und erst, als die Gipfel der Berge von »der rosenfingrigen Eos« geröthet wurden, suchte er den lang entbehrten Schlaf.

Spät erwachte er. Stracke stand vor seinem Bette und überreichte ihm einen ziemlich dicken Brief. Er schien schon lange auf diesen Augenblick gewartet zu haben.

»Es sind Briefe von Greifenstein, Herr Major, Ihre Durchlaucht unsere verehrte Fürstin befinden sich doch wohl? Sie haben höchst eigenhändig die Adresse gemacht.«

Egon öffnete rasch das Paket –, »wohl, wohl, guter Stracke!« rief er nach einiger Zeit, »geh', besorge mein Frühstück!«

Der Diener verließ das Zimmer und nun erst begann Egon mit Muße zu lesen. Zuerst den Brief seiner Mutter, sie schrieb:

»*Mein geliebter Egon!*«

»Dein letzter Brief hat mir viele Freude gemacht, denn ich habe daraus ersehen, daß es Dir wohl geht und Deine Stimmung durch den Umgang mit der gräflich Stein-auschen Familie eine heitere geworden ist. Meine Gesundheit, um welche Du Dir noch immer Sorge machst, scheint dauerhaft befestigt zu sein; seit dem Eintritt der besseren Jahreszeit hat mich mein Uebel ganz verlassen. Ich freue mich Dir dies schreiben zu können, da ich weiß, wie viel ich dadurch zu Deiner Heiterkeit beitrage. Die Gräfin Steinau sowohl, als ihr Sohn, Dein Freund, und Elise, Deine Freundin, wie es scheint, müssen alle drei sehr einnehmende Eigenschaften besitzen, wenn Deine lebhaften Schilderungen mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Ich zweifle zwar nicht im Geringsten daran, aber ich weiß, wie leicht Dein empfängliches Herz, mein guter Egon, sich an diejenigen hängt, an denen Du edle und ansprechende Eigenschaften zu entdecken glaubst. Prüfe überall, lieber Egon, schließe Verhältnisse und Bündnisse, deren Dauer sich oft auf das ganze Leben, ach! und wohl noch über diese kurze Spanne Zeit hinaus erstrecken, nicht zu rasch. Der erste Impuls eines jungen nach Mitgefühl durstigen Herzens ist nicht immer der wahre und richtige. Man täuscht sich oft, und erkennt diese Täuschung erst, wenn es zu spät ist, wenn entweder von unserer Ehre oder von unserem Glücke das Opfer verlangt wird. – Doch ich spreche vielleicht ganz ohne Ursache und Noth so zu Dir meist geliebter Sohn, halte es Deiner besorgten Mutter, die nur noch in Deinem Glücke lebt, zu Gute, wenn sie aus der Ferne, mit den dortigen

Verhältnissen nur aus Deinen Briefen bekannt, ängstlicher zu Dir redet, als es vielleicht nöthig ist. Damit Du siehst, wie sehr ich Dir vertraue, und auf Deine Einsicht und Erfahrung baue wie ich Dich in einer für mich und auch wohl für Dich wichtigen, Sache um Rath fragen.«

»So lange Bruno hier ist, habe ich ihn genau beobachtet, er hat sich durchaus exemplarisch betragen. Namentlich ist er bemüht gewesen, Dich, den mir überall Fehlenden, soweit zu ersetzen, als dies überhaupt möglich ist. Ein Sohn kann kaum aufmerksamer, zuvorkommender gegen eine Mutter sein, als er sich in den acht Monaten seiner Anwesenheit hieselbst gegen mich gezeigt hat. Ich habe ihn lieb gewonnen, und es ist mein aufrichtiger Wunsch, daß es ihm gut gehen möge.«

»Seit einiger Zeit hat sich zwischen ihm und Malfi ein näheres Verhältniß gebildet. Du wirst Dich wundern, aber Deine Pflegeschwester ist jetzt 16 Jahr, geworden und fast völlig erwachsen. Auch scheint mir wohl Bruno eine tiefere und mehr sich selbst bewußte Neigung zu Malfi zu hegen, als diese zu ihm, wie dies ihrem Alter nach in der Natur der Sache liegt. Doch glaube ich, daß auch Malfi Bruno gern hat und ihn lieben wird, sobald ihr Gefühl mehr ausgebildet ist.«

»Bruno bat mich vor einigen Tagen um eine Unterredung und gestand mir, daß er eine Neigung zu Malfi hege, die, wie er sich ausdrückte, nur mit seinem Tode endigen werde. Er wisse nicht, ob ich, die ich Mutterstelle bei diesem Kinde vertrete, dieselbe billigen würde, und halte es deshalb für seine Pflicht, ehe er sich gegen Malfi

erkläre, meine Zustimmung zu erbitten. Die Abkunft des Mädchens, bemerkte er, werde ihn nicht abhalten sie zu heirathen, ihre Vorzüge ersetzen tausendfach den Makel ihrer Geburt. Er hoffe Malfi glücklich zu machen, und sein eignes Lebensglück knüpfe sich an ihren dereinstigen Besitz. Doch wolle er ohne meine Zustimmung in dem Herzen Malfi's die Liebe zu ihm nicht erwecken, welche, wie er aus manchen Zeichen zu entnehmen glaube, darin schlummere. Er frage mich daher ehrlich und offen, ob ich es billige, daß er den nähern Umgang mit Malfi fortsetze, was er jedoch nur thun würde, wenn ich ihm das Mädchen förmlich zuzusagen mich entschließen könnte.«

»Ich gestehe Dir lieber Egon, daß mich die Art und Weise dieser Bewerbung einigermaßen überrascht hat, und daß ich nicht recht mit mir einig werden kann, ob sie der Ausfluß einer edlen oder sehr überlegten Handlungsweise ist. Manches in meinem Leben hat mich vorsichtig, fast möchte ich sagen mißtrauisch gemacht, deshalb thue ich dem guten Bruno gewiß sehr Unrecht.«

»Ich bat mir vier Wochen Bedenkzeit aus, hauptsächlich um Deinen Rath zu hören. Natürlich setze ich voraus, daß Malfi, mit der ich noch nicht gesprochen habe, später vollkommen damit einverstanden ist; dann halte ich die Partie für sie nicht unvortheilhaft, denn sie ist und bleibt, obgleich ich sie wie mein eignes Kind liebe, Wlarika's Tochter, und wird durch eine Verbindung mit Bruno dieser Sphäre ganz entrückt.«

»Schreib mir bald mein lieber Sohn, und ausführlich. Empfehl mich Steinau's recht angelegentlich, bitte sie in meinem Namen, wenn der Friede sich erhält, uns zu besuchen, und begleite Du sie hieher, damit ich doch auch bald die Freude erlebe, Dich wieder zu sehen. Begib Dich nicht unnöthig in Gefahr und denke oft an Deine

Dich herzlich liebende
treue Mutter.«

Schloß Greifenstein am 17. Juni 1798.

P. S.

»Ich füge Briefe von Bruno und Malfi bei, Ersterer wird Dir wohl selbst deshalb geschrieben haben.«

Von eigenthümlichen Gefühlen bewegt, faltete Egon den Brief langsam zusammen und hielt ihn eine Zeit lang gedankenvoll in der Hand, ehe er das Siegel von Bruno's Schreiben löste.

Dieser schrieb in eigenthümlicher Weise, völlig abweichend von der bisherigen. Er berührte zuerst das zwischen ihm und Egon geschlossene Freundschaftsbündniß, klagte sich an, daß er dasselbe in der letzten Zeit nicht so gepflegt, wie es hätte geschehen müssen, und daß er, was er schmerzhaft bereue, Veranlassung gegeben habe, daß die früheren, so sinnigen und herzlichen Beziehungen zwischen ihm und Egon kälter und gleichgültiger geworden wären. Wie man aber ein Gut erst recht schätzen und erkennen lerne, wenn man es verloren, so fühle er auch jetzt, von Egon getrennt, wie nothwendig die Erhaltung ihrer Freundschaft zu seinem Seelenleben

sei, weshalb er ihn bitte alles Vergangene, was nachtheilig darauf gewirkt habe, zu vergessen, und seine Hand, welche er ihm, nicht zur Versöhnung, sondern zur Herstellung der alten schönen Zeit aus dem Grunde seines Herzens entgegenstrecke, nicht zurückzustoßen.

»Wenn ich Dich sonach,« hieß es weiter, wieder im wahren Sinne des Wortes als meinen Freund betrachten kann, so treibt es mich ein Geheimniß, was außer Deiner Mutter Niemand kennt, in Deinen Busen niederzulegen, und Dich zu fragen, ob ich recht gehandelt habe, und wie ich mich in der Zukunft verhalten soll.«

»Ich liebe Deine Pflegeschwester Malfi; sie ist das reizendste, herrlichste Mädchen, was jemals mein Auge gesehen hat. – O! glaube mir mein Freund, ich bin ein anderer Mensch geworden, seit der Strahl ihrer Augen mich berührt hat. Ich erkenne es jetzt beschämt, wie recht Du hattest, wenn Du Manches meiner bisherigen Handlungsweise dadurch mißbilligtest, daß Du Dich mehr und mehr meinem Umgange entzogst. Malfi ist noch jung, ich bin es auch, aber wenige Jahre werden hinreichen, um uns beide in dasjenige Alter zu versetzen, welches zum Schließen einer Verbindung das geeignetste ist.«

»Meine Vermögensumstände sind von der Art, daß ich eine Frau ernähren kann, es steht also von dieser Seite kein Hinderniß entgegen. Du wirst mich daran erinnern wollen, daß Malfi von dunkler Herkunft – ein Zigeunerkind – sei, und wirst mich fragen, ob ich später, wenn der Rausch der Leidenschaft verflogen sei, mich auch stark

genug fühlen würde, hierin kein Hinderniß meines ehelichen Glückes zu erblicken. Ich versichere Dich, Egon, daß ich dies Alles wohl erwogen, und daß ich die Ueberzeugung erlangt habe, der Besitz Malfi's werde diesen unangenehmen Umstand, der sich einmal nicht ändern läßt, vollkommen ersetzen. Ehe ich aber weiter gehe, und ernstlich danach strebe die noch schlummernde Neigung zu mir bei Malfi zur Flamme anzufachen, habe ich es für Pflicht gehalten, mich der Zustimmung Deiner Mutter, sowie der Deinigen zu versichern. Wenn ich auch nicht zweifle, daß Ihr es billigen werdet, da ich durch die Verbindung mit Malfi zu Dir, mein Freund, noch in ein engeres Verhältniß trete, und menschlichen Einsichten gemäß ihr zeitliches Glück dadurch begründet wird, so ist die Sache doch für mich von zu großer Wichtigkeit, als daß ich vorher mir nicht darüber Gewißheit verschaffen möchte, wie von Eurer Seite mein Vorhaben angesehen wird.«

»Deine theure Mutter hat sich eine Bedenkzeit ausgeben, die für meine Sehnsucht unendlich lange währt, welche aber abzukürzen in Deiner Macht liegt, mein Egon, da, wie ich vermuthe, Dein Rath eingeholt wird. In Deiner Hand ruht demnach das ganze Lebensglück Deines Freundes, denke Egon an jenen Abend unter der Ulme am Bache, wo wir den Bund unserer Freundschaft beschworen! Es ist das erste Mal, daß ich ein Bittender vor Dir stehe. Was Du aber auch zu beschließen für Pflicht erachten magst, nie wird aufhören in treuer Freundschaft Dir anzugehören.

Greifenstein am 18. Juni 1798.

Dein Bruno.«

Der Brief Bruno's war wenig geeignet, die Zweifel, welche das Schreiben seiner Mutter in Egon erregt hatte, zu beseitigen, im Gegentheile wurden neue dadurch erweckt. Zuerst konnte er es sich immer nicht recht denken, und ein Lächeln schwebte, wenn er sich damit beschäftigte, um seinen Mund, daß die kleine Malfi, die er als ein völlig, unerwachsenes Kind verlassen hatte, zur Jungfrau erblüht sein sollte, und Empfindungen von solcher Heftigkeit, wie sie Bruno zuweilen schilderte, in ihm habe erwecken können. Auf der andern Seite verrieth der Brief dessenungeachtet, daß der Schreibende mit vieler Ueberlegung zu Werke gehe. Die Abstammung Malfi's wurde weitläufig darin erwähnt, zugegeben, daß dies »ein unangenehmer Umstand« sei, aber kein Hinderniß mehr zu Malfi's als zu Bruno's Glück sein solle. Der Zustimmung des Mädchens selbst wurde nur beiläufig gedacht, als etwas, das erst erweckt werden solle. Es klingt fast, als sei ein förmlicher Angriffsplan von Bruno entworfen und gehöre es mit dazu, daß er sich vorher seiner und der Mutter Zustimmung vergewissere. Ist es wirklich Liebe, die mit solcher Ueberlegung handelt? fragte er sich betroffen, dann scheint doch die Liebe zu Elisen auch mich berührt zu haben, und ich verstehe nur meine eigne Empfindung nicht. – –

Lange saß er in Nachdenken versunken, dann erinnerte er sich, daß ja auch Malfi selbst an ihn geschrieben

habe. Mit gespannter Neugierde öffnete er deren Brief, er lautete:

»*Lieber Herzensbruder!*

»Die Mutter schreibt wieder an Dich, und da Du so lange nichts von mir gehört hast, so muß ich doch auch wohl ein Briefchen für Dich mit einlegen, damit Du mich nicht ganz und gar vergißt. Wenn Du mir aber wieder nicht antwortest – nun Du wirst sehen, was dann erfolgt. Du machst Dir zwar nicht viel aus meinen Briefen, ich kann mir das lebhaft denken, was könnte ich Dir auch Interessantes schreiben? daß ich Dich lieb habe und es herzlich wünsche, Du möchtest recht bald wieder zu uns kommen, ist Dir etwas Altes, aber ich könnte weinen, wüßte ich, daß Du Dir auch daraus nichts mehr machtest. Die liebe Mutter ist Gott sei Dank wieder ganz wohl, täglich gehn oder fahren wir spazieren, ich habe auch reiten gelernt, und wenn Du wieder kommst, will ich Dir zeigen, daß ich mein Pferd zu lenken verstehe. Ach! ich freue mich schon wie ein Kind darauf mit Dir auszureiten. Ich danke dem lieben Gott jeden Abend, daß der Krieg ein Ende genommen hat, wir wissen Dich doch nun vor den schrecklichen Gefahren desselben gesichert. Willst Du denn gar nicht mehr zu uns kommen? Bruno ist ja doch schon so lange hier und er scheint noch immer keine Lust zu haben, wieder abzureisen. Du könntest eben so gut bei uns sein, ach! wie wäre das schön! wie würde sich die gute Mutter freuen! Aber der Brief

muß fort, und ich kann deshalb heute nicht mehr schreiben, obgleich ich gern noch mit Dir plauderte. Lebe daher wohl, lieber Herzensbruder, und behalte lieb

Deine Dich herzlich liebende
Schwester *Malfi*.«

P. S.

»Denke Dir, vorgestern hat Dein alter treuer Bello sich in einem Fuchseisen gefangen, und den einen Vorderfuß sehr verletzt; er soll aber so gut gepflegt werden, als ob Du selbst hier wärst.«

Hieraus waren keine Ausschlüsse zu entnehmen, nur das schien deutlich daraus hervorzugehen, daß allerdings die Neigung Malfi's erst erweckt werden müsse und nicht schon vorhanden war.

Die ganze Handlungsweise Bruno's erschien nun im höchsten Grade unzeit; wozu das Alles? wußte er doch noch gar nicht, was ganz als Nebensache behandelt wurde, aber doch jeden Falls Hauptsache blieb, ob Malfi in seinen Bewerbungen wirklich das ihr zuge dachte Glück erblicken würde. Wozu also die so vorsichtig eingeholte Zustimmung anderer Personen, ehe er der des Mädchens selbst gewiß war? Wozu überhaupt bei der großen Jugend Malfi's die Sache mit solcher Eile betreiben? Auf der andern Seite konnte sich Egon nicht verhehlen, daß Bruno's Handlungsweise edel zu nennen sei. Er liebte Malfi, er sagte es ja selbst, mit heftiger Leidenschaft – aber er wollte ihr dies nicht eher gestehen, wollte es ihr ganz verschweigen, wenn sie dadurch, daß sie ihm ihre Liebe schenkte, in einen Widerstreit zwischen ihrem Herzen

und ihrer Pflicht gerathen müsse. Das ist allerdings edel, sprach er vor sich hin, und ich fühle, daß ich zu solchem Edelmuth nicht fähig bin; wenn ich sie liebte, so würde ich Alles in dem Gedanken vergessen von ihr *wieder* geliebt zu werden, und *gehörte* sie mir, hätte sie an meinem Herzen geruht und meine Lippen den Bund für das Leben besiegelt, dann würde ich sie erkämpfen, erringen, und Verwandte, Herkunft, Reichthum oder Armuth, das wären Dinge, an die ich erst denken würde, wenn sie mir feindselig in den Weg träten. Sie *müßte* mein werden, trotz alle dem – *sie* allein würde mein Alles sein, und auch sie würde Alles in *meiner* Liebe vergessen!

Was soll ich hier rathen und zustimmen? Ich werde der Mutter schreiben, daß ich bei der noch großen Jugend Malfis es für angemessen erachtete, wenn Bruno seine Bewerbungen noch einige Zeit verschöbe, und daß es für jetzt deshalb einer besondern Zustimmung unserer Seits nicht bedürfe, daß wir uns aber freuen würden, wenn Bruno und Malfi in ihrem spätern gegenseitigen Besitze das Glück des Lebens fänden. Was kann ich mehr sagen? Ich weiß es bei Gott nicht, rief er in fast heftiger Erregung, und obgleich Bruno meine Freundschaft anruft, ich kann ihm ein Mehreres nicht schreiben.

Die Lebhaftigkeit, womit Egon alles dasjenige auffaßte, was ihn wirklich ergriff oder interessirte, ließ, ihm zu weiterer Ueberlegung keine Zeit; er setzte sich sofort an die Beantwortung der Briefe, und dieselbe Ordonnanz, welche am Morgen die Nachrichten überbracht

hatte, trabte schon gegen Mittag mit den Antworten dem Städtchen wieder zu.

DRITTES KAPITEL.

O! ihr Nachtgestirn am blauen Himmelszelt,
Die ihr wandelt, ohn' euch zu verirren!
Nur dem Menschen ist's gegeben, Gottes Welt
Liebend, hassend, strebend, zu verwirren.

Rückert.

Auf dem Schlosse Greifenstein hatte sich die Lage der Dinge, wie der Leser schon aus den Briefen entnommen haben wird, in sofern verändert, daß die Fürstin sich immer mehr den Wünschen Bruno's geneigt zeigte, die er offen ihr zu gestehen gewagt hatte.

Zwar hatten Egons Briefe in dem rasch vorschreitenden Plane Bruno's einigen Stillstand hervorgerufen, indem die Fürstin der Ansicht, daß es einer Zustimmung von ihrer Seite für jetzt noch gar nicht bedürfe, nur beipflichten konnte, aber Bruno wußte nach und nach dieses Hinderniß zu beseitigen und sogar zu seinem Vortheile zu benutzen, indem er der Fürstin vorstellte, daß Egon ja eigentlich die Verbindung selbst billige, nur glaube, daß Malfi noch zu jung sei, um einen Entschluß zu fassen, der für ihr ganzes künftiges Lebensglück von Wichtigkeit sein könnte. Hiebei, stellte er der Fürstin vor, habe Egon seine heftige Liebe, die im Kampfe mit der

Pflicht unterliegen müsse, sowie Malfi's vorgerücktes Alter ganz unberücksichtigt gelassen. Egon denke sich diese immer noch als ein Kind, und würde sicher ganz anders urtheilen, wenn er nicht so lange abwesend sei.

Die Fürstin liebte Malfi wirklich wie ihre eigne Tochter, der Gedanke sie als Bruno's Gattin dereinst glücklich zu wissen, und auch später ihren Umgang, woran sie sich so sehr gewöhnt hatte, nicht zu entbehren, verhinderte sie mit dem gewohnten klaren Blicke die Verhältnisse aufzufassen. Malfis Glück mußte sie befördern helfen, alles dazu beitragen, was in ihren Kräften stand; sie war schwach aus Liebe zu ihrem Kinde, wie so viele Eltern, die ihre Kinder lieben, und deren Liebe oft verderblicher wird, als es ihr Haß sein kann.

So kam es, daß sie Bruno gestattete sich um Malfis Gunst zu bewerben, und ihm versprach, selbst indirect zur Erreichung seines Wunsches ihm behülflich zu sein.

Malfi verstand jedoch eben so wenig als früher die Andeutungen ihres Anbeters, und die Fürstin hatte es noch nicht über sich gewinnen können, über diesen Gegenstand offen mit Malfi zu reden.

Das Fehlschlagen seiner Bemühungen reizte Brunos Leidenschaft noch mehr, und er nahm sich vor, durch eine deutliche Erklärung diesem ungewissen Zustande ein Ende zu machen.

»Du *willst* mich nicht verstehen Malfi,« fuhr er daher eines Tages fort, als er sich wieder vergeblich bemüht hatte dieser seine Absicht zu erkennen zu geben, »Du

willst mich nicht verstehen, denn es kann Dir nicht entgangen sein, daß ich Dich aufsuche, daß ich nur in Deiner Nähe glücklich bin, daß ich ohne Dich überhaupt nicht leben kann.«

»Ach! laß uns endlich etwas Vernünftiges sprechen Bruno; hast Du meine Monatsrosen gesehen? sie stehen in voller Blüthe.«

»Nein, nein Malfi, ich muß zu Dir reden; so höre mich an, es ist feierlicher hoher Ernst, was ich Dir sage; diese Stunde entscheidet über mein ganzes Leben.«

Er hatte ihre beiden Hände ergriffen, und seine Blicke hefteten sich gluthvoll an die ihrigen, die so unbefangen blieben als zuvor. Nur Erstaunen und ein kleiner Grad von Schalkheit schwebte um ihren niedlichen Mund. Sie antwortete nicht, sondern blickte ihn, da er längere Zeit schwieg, fragend an.

»So höre mein Geständniß, theure Malfi,« fuhr er nach einiger Zeit fort: ich liebe Dich, liebe Dich heiß, innig und wahr; willst Du die Meinige werden? willst Du mir angehören für's Leben?«

»Ich verstehe Dich wirklich und wahrhaftig nicht, lieber Bruno,« erwiederte Malfi ernsthaft; »daß Du mich lieb hast, weiß ich, ich habe nie daran gezweifelt, warum sagst Du mir das in solch ernster aufgeregter Weise?«

»Du weißt es, daß ich Dich liebe, und Du hast mich so leiden lassen? Warum ich es Dir sage, damit auch Du mir sagen sollst, Du liebtest mich, damit Du Dich mir verloben und für immer die Meinige werden sollst. Verstehst Du mich noch nicht Malfi?«

»Ja, ich glaube Dich jetzt zu verstehen, Bruno,« entgegnete sie mit einem Ernste, wie er es dem muthwilligen Mädchen nicht zugetraut hätte, – – »es thut mir leid,« sagte sie nach einigem Stillschweigen, »aber das, was Du forderst kann ich Dir nicht versprechen.«

»Nicht Malfi! nicht? und warum nicht?« rief er ungestüm.

»Weil mein Herz mich nicht treibt es zu thun, und mein Herz hier allein zu entscheiden hat.«

»Dann bin ich sehr, sehr zu beklagen,« rief er mit bewegter Stimme und bedeckte die Augen mit beiden Händen.

»Ich wollte Dich nicht betrüben, nicht kränken, guter Bruno,« bat Malfi, »gewiß ich wollte es nicht!«

»Malfi,« begann Bruno nach einiger Zeit wieder, »Du kannst unmöglich in dem kurzen Augenblick einen festen Entschluß gefaßt und ausgesprochen haben; höre, was ich Dir noch sagen muß und dann entscheidet Deine *Pflegemutter*,« er betonte das Wort »Pflege« mehr als es nöthig war, »*wünscht* diese Verbindung, sie selbst hat mir erlaubt Dir meine Liebe zu gestehen und Dich zu bitten dereinst mir anzugehören. Die Verhältnisse im Leben ändern sich, die Fürstin kann, sie *wird* früher sterben als Du. Der Krieg ist vor der Thür, auch Egon kann als ein Opfer desselben fallen, was soll dann aus Dir werden? Du bedarfst dann eines Beschützers, eines Mannes, dessen Glück allein Dein Besitz ist, der aus Liebe zu Dir sich über alle übrigen Verhältnisse hinwegsetzen will – oder,«

fuhr er langsam fort, »willst Du dann zu Deiner eigentlichen Mutter zurückkehren und mit den Zigeunern leben?«

Des Mädchens Augen hatten sich bei dem ersten Theile von Bruno's Rede mit Thränen gefüllt, beim Schluß derselben glitt ein leichter Schauer über ihren Körper, aber die Thränen traten zurück, und indem sie Bruno fest anblickte, erwiederte sie:

»Was ich thun würde, wenn Alle die ich liebe, todt sind, kann ich Dir jetzt nicht sagen, Bruno, aber gewiß weiß ich, daß ich niemals Jemanden zur Last fallen werde, der mich nur aus Mitleid aufnehmen will. Eher werde ich zu meiner Mutter, die mich geboren hat, zurückkehren, und nach ihren Gewohnheiten und Sitten mit ihr leben!«

Diese Antwort Malfi's war ihrem bisherigen kindlichen Wesen so sehr entgegen und mit einem solchen Ernste und einer solch festen Ueberzeugung ausgesprochen, daß Bruno zuerst um eine Gegenrede verlegen war. Schien doch Malfi mit einem Male eine Andere geworden zu sein, kam es ihm doch vor, als habe die kurze Unterredung sie plötzlich mündig gemacht.

»Wie Du gleich Alles so scharf und nachtheilig auslegst,« fuhr er mit einem erkünstelten Lächeln fort, während auf dem Antlitze des Mädchens noch immer das Gefühl ihrer verletzten Würde, wie eine drohende Wetterwolke leuchtete, »ich habe Dich nur darauf aufmerksam gemacht, was einst geschehen könnte, aber nicht im

Entferntesten habe ich andeuten wollen, daß eine andere Empfindung, als die heiße, wahre, unverilgbare Liebe zu Dir mich bewogen hat den Dir gemachten Antrag nicht länger zu verschweigen. O! glaube mir theure Malfi, es ist nur Dein und mein Glück, das ich von Dir fordere, würde Deine Pflegemutter, die Fürstin, welche Dich so sehr liebt, sonst eingewilligt haben?»

»Sie hat eingewilligt, Bruno? Ist das wirklich wahr? Sie hätte eingewilligt, ohne mir ein Wort davon zu sagen, ohne mich nur zu fragen, ob ich wirklich dadurch glücklich werden würde?»

Die Erörterung eines so zarten Gegenstandes, welche offenbar, wie es schien, den Neigungen des Mädchens nicht ganz entsprach, hatte eine Röthe auf ihre Wangen getrieben, an welcher die Schaam und der Zorn ihrer von Bruno mit rauher Hand verletzten weiblichen Würde wohl gleichen Antheil haben mochte. Die fein gezeichneten Augenbraunen waren etwas zusammengezogen, und der schöne Bogen derselben hatte sich mehr der geraden Linie genähert, ihre Augen leuchteten, und von dem reizendsten Theile ihres Gesichts, den Lippen, war fast nichts sichtbar. So stand sie vor Bruno, in dieser Erregung doppelt schön, doppelt anziehend, obgleich abzustoßen bemüht.

»Sie hat eingewilligt meine kleine lebenswürdige Malfi, sie hat eingewilligt, daß ich Dich bitten soll, mir anzugehören; sie nicht nur, sondern auch Egon, denn Beide glauben Dein Glück zu befördern, wenn Du das meinige schaffst.«

»Auch Egon?« fragte das Mädchen verwundert, »auch Egon? Habt Ihr sogar deshalb an den geschrieben – – und das Alles, ohne mich etwas davon wissen zu lassen?«

»Du magst daraus sehen Malfi, wie wichtig uns die Sache ist, und wie sehr wir bedacht gewesen sind, keinen voreiligen Schritt geschehen zu lassen. Du solltest erst gefragt werden, wenn wir darüber einig waren. Und so frage ich Dich denn nochmals, meine theure Malfi, willst Du die Meinige werden? willst Du Dich mir angeloben für das ganze Leben, meine Braut heißen, bis ich Dir meine Hand am Altare reichen kann?«

»Nein, Bruno!« erwiderte Malfi mit einer Bestimmtheit und Festigkeit, welche diesen um so mehr überraschte, als er diese Eigenschaften an dem Mädchen bisher nicht wahrgenommen hatte; »nein, Bruno! ein solches Versprechen kann ich jetzt nicht geben; ob ich es später geben werde, will ich weder verneinen noch bejahen, aber in diesem Augenblick kann ich es nicht.«

»Meine Verzweiflung, der Kummer der Fürstin, das ist Dir Alles gleichgültig; Du denkst nur an Dich!« erwiderte Bruno nicht ohne Heftigkeit.

»Ich will hin zur Mutter – hin – hin!« rief Malfi, indem die Thränen aus ihren Augen stürzten, »sie wird mich verstehen – Du kannst es nicht! – –«

Ohne eine Antwort abzuwarten, floh sie fort, wie das scheue Reh, welches die Nähe des Wolfes erkannt hat.

Bruno's Seelenzustand nach dieser Unterredung war nichts weniger als behaglich. Er liebte Malfi wirklich, so

wie seine Seele überhaupt dazu fähig war. Sie hatte dabei immer Raum für andere, sogar für niedrige Empfindungen, und oft gewannen diese die Oberhand und verdrängten den göttlichen Funken, der vergebens zu einem reinen Feuer aufzulodern strebte. Der unerwartete Widerstand Malfi's reizte ihn noch mehr ein Gut zu erringen, das er schon als eine sichere Beute betrachtet hatte. Es ist dieser Charakterzug allen, auch den edlern und bessern Männern eigen, die Kraft und Selbstbewußtsein besitzen, und so werden gute und böse Thaten mit gleicher unermüdlicher Ausdauer vollbracht. Nur die Schwachen erlahmen auf halbem Wege und schrecken vor den entgeg tretenden Hindernissen zurück, sie sind eben so wenig zu einer mit Mühen verbundenen guten als schlechten Handlung fähig; sie gleichen den flachen Küstenschiffen, die immer ein ruhiges Fahrwasser und den Anblick des Landes bedürfen, während jene sturmtrotzenden Segler, sowohl zum Heile als zum Verderben der Menschheit, die hochgehenden Wogen des offenen Meeres besiegen.

Bruno gehörte zu der letzten Art, die Hindernisse reizten ihn, aber schreckten ihn nicht, und er gab keineswegs die Hoffnung auf, dennoch sein Ziel zu erreichen.

Malfi war zur Fürstin geflohen, welche Mühe hatte die Aufgeregte zu beruhigen. Ihrer freundlichen Zusprache gelang dies erst nach längerer Zeit.

Auch sie stellte ihr, wiewohl in einer andern und zarteren Weise, die Vortheile vor, welche aus einer Verbindung mit Bruno für sie erwachsen würden, und verhehlte ihr

nicht, daß Malfi durch die Erfüllung seiner Wünsche zugleich den ihrigen nachkäme.

Malfi aber war von jenem Tage an eine andere, ihre jugendliche Unbefangenheit, ja ihre Heiterkeit hatte sie verlassen; träumerisch ging sie umher, ihre Blumen, deren Pflege sie sonst mit einer nie unterbrochenen Sorgfalt oblag, vernachlässigte sie; ihr Gesang verstummte, und selbst die so blühenden Wangen begannen zu bleichen. Weder Bruno noch der Fürstin war diese Veränderung entgangen, und letztere hatte sogar oft Thränen in des Mädchens Augen erblickt, so sehr sie auch bemüht war sie zu verbergen.

So standen die Sachen, als plötzlich Bruno's Einberufung zum Regimente einlief und ihm die größte Beschleunigung seiner Abreise befahl.

Nochmals benutzte er diese Gelegenheit, um seine Bewerbungen bei Malfi zu erneuern. Sie wies ihn zwar nicht ab, erklärte aber mit einer Art von Resignation, daß er ein Versprechen von ihr nicht fordern möge, daß sie seine Wünsche jedoch später erfüllen wolle, wenn auch dann noch die Fürstin einen solchen Schritt zu ihrem Glücke für nothwendig erachtete. Bruno sah hierin schon eine Zustimmung und eilte entzückt mit dieser Botschaft zur Fürstin, aber auch in Gegenwart dieser wiederholte Malfi nur das eben Gesagte, und ihr Seelenleiden war dabei so deutlich auf ihrem Gesichte ausgesprochen, daß die Fürstin selbst jedes fernere Drängen von Seiten Bruno's bestimmt zurückwies, und ihn bat, alles Weitere der Zukunft zu überlassen.

So reiste er ab. Malfi lebte wieder auf, sie war sichtbar heiterer und konnte sogar nun selbst darüber lächeln, wenn man sie scherzweise Bruno's Braut nannte. Letzterer hatte nämlich dafür gesorgt, daß seine Bewerbungen nicht unbekannt geblieben waren. Das Verhältniß der Fürstin zu ihrer Pflögetochter hatte womöglich noch an Innigkeit gewonnen. Jener war es, als müsse sie ein Unrecht gegen Malfi wieder gut machen, und sie verdoppelte deshalb ihre Zärtlichkeit; diese dagegen warf es sich im Stillen vor, daß sie der Fürstin Wünsche nicht vollständig erfüllt und dadurch ihre große Liebe vergolten habe. Bruno selbst kam ihr jetzt, da er abwesend war, weit liebenswürdiger vor und sie tadelte ihre kindische Schwäche, die sie abgehalten hatte, das von ihm so sehnlich verlangte Versprechen zu leisten. Dennoch war es unverkennbar, daß ihre Heiterkeit in gleichem Maße zunahm, als sich ihre Gedanken weniger mit Bruno und seinen Wünschen beschäftigten, gab es doch jetzt schon Tage, wo sie gar nicht mehr daran dachte.

Der Abend eines schönen Herbsttages lockte Malfi ins Freie hinaus. Die Sonne war dem Untergange nahe, der ganze westliche Himmel ein Gluthmeer. Die nach Osten gelegenen Abhänge der waldbewachsenen Gebirge zeigten jene dunkle braune Färbung, welche dem Ersterben des Laubes vorherzugehen pflegt. Auf den Höhen und da, wo die Form der Berge dies gestattete, lagen die Streiflichter der Sonne und säumten die harten Farbentöne mit einem durchsichtigen Goldglanze. Die grellsten Abwechselungen des Lichtes bildeten überall die ihrer Lage nach

verschiedenen Gebirge- und Thaleinschnitte, je nachdem sie im Schatten lagen oder den Strahlen der verglühenden Sonne ausgesetzt waren.

Malfi hatte einen etwas höher als das Schloß gelegenen Punkt bestiegen, welcher einen Theil des weitläufigen Parkes ausmachte, und eine weite und entzückende Aussicht über das Thal darbot. Gedankenvoll blickte sie in die Gegend hinaus und war so in ihre Träumereien vertieft, daß sie die Schritte eines näherkommenden Mannes nicht wahrnahm.

»Mamsel Malfi!« sprach es hinter ihr, »Mamsel Malfi!« wiederholte der Redende, als sie immer noch seiner nicht achtete.

Das Mädchen wandte sich und erblickte nicht ohne zu erschrecken den Zigeuner Tobby.

»Was wünschst Du Tobby?« fragte sie schüchtern.

»Mamsel Malfi, mich schickt eure Mutter, sie läßt euch bitten sogleich zu ihr zu kommen, sie liegt in den letzten Zügen. 'S geht zu End' mit ihr, da will sie Euch noch sehen, eh' sie ausmacht.«

»Meine Mutter ist krank?« rief das Mädchen in heftiger Bestürzung; was ist ihr begegnet? ich verließ sie vor einer Stunde wohl und gesund, rede, rede Tobby, was ist vorgefallen?«

»Das ist nicht möglich Mamsel Malfi, Wlarika liegt schon seit 5 Tagen und stöhnt und ächzt wie 'ne alte Ohreule.«

»Wlarika?« – erwiederte Malfi mit lang gedehntem Tone, indem ein tiefer Seufzer sich ihrer Brust entwandte.

»Ja, Wlarika, Mamsel Malfi, eure Mutter Wlarika,« entgegnete der Zigeuner, indem er die einzelnen Worte stark hervorhob, »die Euch geboren und gesäugt hat, als Ihr'n klein hülfloses Ding war't. Wollt Ihr Eure Mutter sterben lassen, ohne ihre letzte Bitt' zu erfüll'n?«

»Nein, nein, gewiß nicht guter Tobby, führe mich hin, ich will sogleich den näheren Weg nach Waldhausen von hier aus einschlagen, – oder besser, geh' auf das Schloß und sage meiner Mutter, sage der Fürstin wo ich bin, damit sie sich nicht ängstige, sage ihr, ich ließe sie bitten sogleich einen Arzt zu senden. Lauf Tobby, fort! es soll Dir vergelten werden.«

Mit diesen Worten flog sie den steilen Weg in das Thal hinab. Der Zigeuner blickte der dahin eilenden lieblichen schlanken Mädchengestalt, die mit der Leichtigkeit einer Gazelle bald die Tiefe erreicht hatte, eine Zeit lang nach, und schlug dann, unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd, den Weg nach dem Schlosse ein.

Es war fast dunkel, als Malfi die Landstraße verließ und in jenen engen schmutzigen Weg einbog, welcher nach den Hütten der Zigeuner führte. Seit ihrer Kindheit war es das erste Mal, daß Ihr Fuß diesen Pfad betrat. Die Erinnerung an diesen Aufenthalt ihrer ersten Lebensjahre würden aus ihrem Gedächtniß ganz verwischt worden sein, wäre dieselbe durch mannigfache Veranlassungen, sowie durch den öftern Anblick jener Hütten selbst, nicht immer wieder aufgefrischt worden. Weiter, als bis zu dem

im Anfange dieser Erzählung beschriebenen Platze, welchen die elenden Hütten der Zigeuner einschlossen, erstreckte sich jedoch ihre Ortskenntniß nicht. Sie blieb hier stehen, da sie nicht wußte, welche von den kleinen verfallenen Wohnungen diejenige verbarg, zu deren Pflege sie gekommen war.

Nirgend war ein Licht oder ein Mensch sichtbar, aber aus dem Innern der Hütten tönte mannigfaches verworrenes Geräusch. Da glaubte sie durch eines der kleinen angelaufenen Fenster den schwachen Schimmer eines Lichtes zu erblicken, sie trat näher und übersah den innern matt erleuchteten Raum. Beim Anblick desselben konnte sie sich eines innern Schauders nicht erwehren. Eine kleine thönerne Lampe stand auf einem Schemel, dem einzigen vorhandenen. Das ganze Gelaß mochte 10 Fuß lang, 8 Fuß breit und 5 Fuß hoch sein. Außer jenem Schemel und einer hölzernen Kiste befanden sich keine Geräthschaften darin. Ein Drittel des Gemachs nahm eine Erhöhung von Lehm fort, – auf dieser lag eine alte Frau, wenig schmutziges Stroh diente ihr zum Lager, und zur Decke ein paar zusammengeheftete theilweise zerrissene grobe Säcke. Die Gestalt lag zusammengekauert, mit dem Rücken gegen das Fenster, die Formen ihrer mageren starkknochigen Glieder waren unter der leichten Bedeckung genau sichtbar. Lange, graue, verworrene Haare hingen um ihren Kopf und theilweise bis auf den Fußboden hinab. Sonst war Niemand in dem Gemach. So scheußlich dieser Anblick auch war, Malfi konnte sich nicht davon abwenden. Eine innere Stimme sagte ihr, sie

habe gefunden, was sie suche, – sie blickte hin, um Fassung und Muth zu gewinnen, sich auf das, was ihr noch bevorstand, vorzubereiten. Die Gesten stöhnte ächzte; warf ihren Kopf, offenbar von Schmerzen gepeinigt, herum, der matte Strahl der Lampe fiel auf das Gesicht – es war Wlarika!

»Es ist ja meine Mutter,« flüsterte Malfi vor sich hin, »meine sterbende Mutter. – Gib mir Kraft, o lieber Vater da Oben, daß ich meine Pflicht im ganzen Umfange erfülle!«

Noch einen kurzen Augenblick stand sie leise betend vor dem Fenster, dann trat sie gestärkt und entschlossen in die Hütte und öffnete die nur angelehnte Thür des Gemachs; – ein verpesteter Dunst schlug ihr entgegen, sie vermochte nicht weiter zu gehen und blieb in der geöffneten Thür stehen.

»Wer ist's?« stöhnte die Kranke.

»Ich – Mutter – ich, Malfi! – ach, ich wußte nicht, daß Du so krank bist, sonst würde ich eher zu Deiner Pflege gekommen sein.«

»Wirklich? – komm näher mein Kind – meine Augen sind schwach, gib mir Deine Hand, damit ich mich überzeuge, daß ich nicht träume.«

Malfi trat an das Lager der Kranken; ein Schauer durchrieselte sie, als die heißen abgezehrten großen Finger ihre kleine jetzt eiskalte Hand umspannten.

»Bist Du wirklich da mein Kind? – – nun 's soll Dein Schade nicht sein. – Mit mir geht's zu End' – ich muß fort, muß Alles zurücklassen – will's auch – bei Dir will ich's zurücklassen, weil Du gekommen bist zur alten Wlarika!«

»Du wirst nicht sterben – Mutter; ich habe nach dem Arzt geschickt, er soll Dir Hülfe bringen, auch werde ich dafür sorgen, daß Du ein ordentliches Lager erhältst. – Mein Gott,« setzte sie schauernd hinzu, »wie hat man Dich liegen lassen!«

»Liegen lassen mein Kind? die Andern haben's auch nicht besser und ich bin's auch nicht anders gewohnt.«

»Nein, nein Mutter, ich werde für Alles sorgen,« rief das junge Mädchen, von den verschiedenartigsten Gefühlen durchbebt, indem sie die dürre fieberhaftglühende Hand drückte, »o! warum hast Du mich nicht eher rufen lassen Mutter?«

»Mutter – Mutter – wie das so schön klingt, und schauert Dich nicht Malfi, wenn Du Mutter zur alten Wlarika sagst?«

»Schaudern?« entgegnete die Gefragte, indem es trotz der erstickenden dunstigen Hitze, welche im Zimmer herrschte, kalt über ihren Körper rieselte – »welche Frage, ich mache mir Vorwürfe, daß ich nicht früher – nicht öfter bei Dir gewesen bin – Mutter!«

»Mutter – ach! ja – machst Du Dir Vorwürfe, Du gutes Kind. – Laß das mit Deinem Arzt – der kann *mir* nicht helfen; ich kenne die Kräuter auf'm Gebirge besser als der, – ich mag ihren Mischmasch nicht aus der Apotheke – mir hilft nichts mehr – 's ist aus! Ich hab' Dir noch was zu sagen Malfi,« fuhr sie nach einer langen Pause fort – aber ich bin jetzt ganz runter – laß mich 'n klein Weilchen ruh'n – aber geh' nicht fort – geh' nicht fort, ich hab' Dir

noch was zu sagen,« setzte sie mit geschlossenen Augen, schon halb schlafend, hinzu.

So leise die letzten Worte auch gesprochen waren, so hatte sie Bobby, der inzwischen geräuschlos in das Zimmer gekommen war, doch gehört.

Er trat ganz nahe an das Lager der Alten und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr, welche auf diese wie die Berührung einer giftigen Schlange zu wirken schienen. Sie raffte sich halb empor und ihr fast ganz nackter Oberkörper wurde dadurch sichtbar. Die Wuth des Fiebers mehrte sich zusehends, ihre glänzenden stieren Augen schienen aus den Höhlen herausquellen zu wollen, der rechte dürre Arm war emporgehoben und griff mit der Hand in der Luft herum.

»Schafft das Thier hinaus! schafft es hinaus! es will mich umbringen, hu! wie's mich anfletscht – hinaus! hinaus! – hinaus!« – –

Bobby drückte die Aufgeregte wieder auf das Lager nieder, indem er ihr dabei in's Ohr raunte:

»Wenn Du ein Wort sagst, so erwürg' ich Dich ganz still, ohne daß es Jemand merkt.«

Die Alte stöhnte nur dumpf: – »hinaus! – das Thier hinaus!«

»Geht hinaus, Bobby! geht hinaus, ich befehl' es Euch,« sagte Malfi in einem Ton, der einschüchtern sollte, dabei aber die Angst der Sprechenden deutlich verrieth.

»Trinkt mal Wlarika!« fuhr Bobby, ohne sich an Malfi zu kehren, fort, »trinkt mal, ich hab' Euch was mitgebracht

—«

»Mag nicht – mag nicht –« preßte die Kranke hervor.

»Trink Wlarika,« flüsterte Toby wieder leise dieser zu, indem er ihr ein kleines Fläschchen in den Mund goß, »trink oder Ihr lebt keine Stunde mehr.«

Die Alte schluckte die Flüssigkeit krampfhaft hinunter.

»Wenn es etwas Schlimmes war, was Ihr meiner Mutter gabt, Toby – «

Malfi konnte den Satz nicht vollenden, denn der Angeordnete war bereits verschwunden.

So war denn diese wieder mit der Kranken allein.

Der Trank schien indeß keine schlechte Wirkung hervorzubringen, denn Wlarika war eingeschlafen, und obgleich ihre schnellen Athemzüge deutlich die Heftigkeit des Fiebers andeuteten, so war doch die Aufregung einem beruhigenden Schläfe gewichen.

Das Mädchen setzte sich auf die hölzerne Kiste und betrachtete unverwandten Blicks die schlafende Gestalt. Die harten schroffen Züge der Kranken waren von der Gluth des Fiebers geröthet, die welken geöffneten Lippen schienen zu brennen und nach einem kühlenden Trank zu lechzen, und oft liefen leise Zuckungen über das Gesicht, den widerlichen Eindruck desselben noch mehr verstärkend.

Seltsame Bilder und Gedanken trieben in dem Kopfe des jungen Mädchens ihr Wesen, es war ihr, als ob die Finger der Alten eine Melodie spielten, welche sie deutlich hörte und die ihre innerste Seele zerreißen müsse; dann kam es ihr vor, als bewegten sich die langen grauen

Haare, die wild von dem Kopfe Wlarika's bis zum Fußboden herabhingen, und schwebten zu ihr heran, um sie einzuspinnen – sie mußte die Augen schließen, um diese Bilder zu verscheuchen, aber dann arbeitete ihre Phantasie noch geschäftiger. – Alles war todtenstill, nichts zu hören, als das schnelle unregelmäßige Athemholen der Kranken und das einförmige Zirpen eines Heimchens. – Die Lampe begann immer trüber zu brennen; der Gedanke, sie könne erlöschen, ergriff Malfi mit einer unendlicher Angst, und doch konnte sie es nicht über sich gewinnen aufzustehen und danach zu sehen; es war ihr, als habe sie die Herrschaft über ihre Glieder verloren – da flammte die Lampe noch ein Mal hell auf – Wlarika's Gesicht schien grinsend und höhnisch zu lächeln – dann erlosch das kleine Licht und tiefe Finsterniß herrschte in dem engen Raume.

Wie lange der Zustand, in welchen Malfi dadurch versetzt wurde, dauerte, war ihr selbst unbewußt. Nach einiger Zeit schlugen Stimmen an ihr Ohr, und bei diesem Klange schien ihr Körper aus dem Starrkrampf, der ihn gefesselt hatte, wieder zu erwachen. Laternen, Menschen, Geräusch näherten sich – und bald war das kleine Zimmer belebt und angefüllt mit Leuten, zum Dienste Wlarika's und hauptsächlich Malfi's bereit.

Diese lehnte jedoch jede Hilfsleistung ab, ordnete vielmehr selbst Alles an, was der anwesende Arzt als nothwendig und zweckmäßig angab. Kein Zureden konnte sie bewegen auf das Schloß zurückzukehren. Aus

dem nahen Dorfe wurde ein ordentliches Bette und Kleidungsstücke herbeigeschafft, und als Wlarika reinlich und weich gebettet war, erklärte Malfi, daß sie diese Nacht bei ihrer Mutter wachen würde.

Obgleich der Arzt sich bemühte, sie von diesem Entschlusse abzubringen, und versicherte, daß eine nahe Gefahr für Wlarika gar nicht vorhanden sei, die seiner Ansicht nach jetzt einen Schlaftrunk erhalten zu haben schiene, so blieb das junge Mädchen doch fest bei ihrem Vorsatze, und brachte in Gesellschaft einer Dienerin die Nacht bei der Kranken zu. Diese schlief ununterbrochen, und erwachte erst, als bei dem ersten Grauen des Morgens der Arzt in dem fürstlichen Wagen, der Malfi abholen sollte, zurückkehrte.

Wlarika's Zustand hatte sich gebessert; sie fühlte sich zwar sehr matt und abgespannt, aber die Hoffnungslosigkeit vom gestrigen Abend hatte sie verlassen.

Mit der erwachenden Lebenskraft schienen auch wieder ganz andere Entschlüsse in ihr rege zu werden. Sie dankte in der gewohnten unterwürfigen Art für die Pflege und die schönen Betten, und bat Malfi dringend, ja sogleich auf's Schloß zurückzukehren, und ihretwegen ganz außer Sorgen zu sein.

Malfi glaubte unter diesen Umständen die Pflicht gegen ihre Mutter nicht zu verletzen, wenn sie dem Drange ihres Herzens nachgab und einen Ort verließ, der einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr junges Gemüth gemacht hatte.

Wie athmete sie tief auf, als die frische stärkende Morgenluft sie wieder berührte! Mit welcher Wonne schweifte ihr Blick, der während der ganzen Nacht von engen, schmutzigen Lehmwänden gefesselt gewesen war, in die freie weite Gegend! Und so wie ihr Körper und ihre Sinne wieder auflebten, so erhob sich auch ihre Seele und suchte sich frei zu machen von den beängstigenden Eindrücken der jüngsten Vergangenheit – aber so leicht das Erste zu gelingen schien, so schwer war das Andere. Die Erinnerung an diese Nacht wollte nicht weichen; ihre Phantasie war geschäftig jene widerlichen Bilder wieder vorzuführen und auszumalen, und ihr zu zeigen, was aus ihr geworden wäre, wenn der Zufall, oder eine höhere Macht, sie nicht frühe diesen Umgebungen entnommen hätte.

VIERTES KAPITEL.

Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tiegers Zahn,
Jedoch das Schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn! –

Schiller.

»Es ist eine verdammt kalte Nacht, Herr Camerad, und so finster, daß man keine Hand vor Augen sehen kann!«

»Dabei äußerst angenehme Wege,« erwiderte der Angeredete, ein in seinen Mantel tief verhüllter Offizier, indem er sein Pferd aufriß, das über einen Stein stolperte, »und wozu diese ganz unnöthige Eile!«

»Ja wozu? Das ist leicht gefragt, aber schwer beantwortet, wo sind Sie denn eigentlich? ich höre Sie ja nicht mehr – ach so!« setzte der Fragende lächelnd hinzu, als er die unsanfte Berührung des Pferdekopfs seines Gefährten empfand. »Ihr Pferd hat nicht die höflichsten Manieren!«

»Waren Sie es, woran es eben stieß? ich dachte, es sei ein Baumstamm.«

»Es ist freilich so dunkel, daß allenfalls ein Pferd einen Edelmann und Szeklerischen Husarenoffizier mit einem Baumstamm verwechseln kann – Ihnen hätte ich dennoch ein feineres Gefühl zugetraut.«

»Indem Sie so etwas sagen, begehen Sie ein doppeltes Unrecht.«

»Und in welcher Art?«

»Sie verläumdten mein gutes Pferd, und sagen mir eine ganz nutzlose Schmeichelei.«

»Das Letzte war wenigstens nicht meine Absicht, und es ist daher lediglich Ihre Schuld, wenn Sie sich geschmeichelt fühlen.«

»Fühlen? ich fühle eigentlich nichts als einen höchst unangenehmen Druck meines Sattels, und die Unmöglichkeit irgend etwas, mithin auch Ihren zierlich gedrehten Knebelbart, zu sehen.«

»Und ich fühle lebhaft, wie sehr sie darob in Verzweiflung sind, – doch lassen wir das, es ist hier wahrlich

nicht der Ort zum Scherzen, wenn wir von dieser diplomatischen Mission zurück sind, und die kleine allerliebste Katli uns wieder den feurigen Tokaier einschenkt, dabei mit ihren noch feurigern Augen uns anblickt und es erlaubt, daß man sich überzeuge, wie bewunderungswürdig schlank ihre Taille sei – dann – – helfen Sie mir! helfen Sie, ich liege unter meiner Mähre – o! diese verdammten Steine! Winter! Winter! helfen Sie doch!«

»Wenn ich Sie nur sehen könnte!« erwiderte der Gerufene, »wo sind Sie denn? ah! hier – nein, das war ein Fuß Ihres verehrten Pferdes, welches, wie ich zu erfahren Gelegenheit hatte, nicht den Hals gebrochen hat.«

»Es ist wahrlich nicht Zeit witzig zu sein, ich glaube, mein rechter Arm ist morsch entzwei!«

»Dann werden die französischen Papiere steigen, sofern dies möglich ist – nun hier bin ich – so, ziehen Sie den Fuß hier durch, so ziehen Sie doch!«

»Da hat sich was zu ziehen, ich glaube, die Bestie ist auf meinem Bein eingeschlafen; bringen Sie nur das Pferd in die Höhe!«

»Es wird Sie treten in diesem engen Hohlwege!«

»Glauben Sie, daß wir in einem Hohlwege sind?«

»Nun Ihr Pferd steht – wo sind Sie? leben Sie noch?«

»Hier, hier,« erwiderte der Gestürzte, »hier bin ich! Es geht besser, wie ich glaubte.«

»Auch mit Ihrem rechten Arm?«

»Auch damit – er ist unverletzt!«

»Wie doch das Schicksal der Völker von so kleinen Zufälligkeiten abhängig ist!«

»Können Sie denn nicht einen Augenblick vernünftig sein Winter? Wo haben Sie mein Pferd? ah! hier – was das Thier klein geworden ist!«

»Sie haben sich wahrscheinlich gestreckt, durch den Sturz, oder bemühen sich mein Pferd zu erklettern, wovon ich insofern abrathe, als alle nutzlosen Voltigeurkünste hier gefährlich sein könnten.«

»Ach! ist das Ihre Mähre; wo ist denn mein Roß hingearthen?«

»Sie können es doch nicht lassen sehr fein zu unterscheiden; hier ist Ihr edles Thier, es hat sich, so viel ich fühlen kann, beide Knie aufgestoßen, und ist dadurch hauptsächlich auf seine Hinterschenkel beschränkt; – ich rathe Ihnen, voran zu gehen und zu ersuchen es Ihnen sich folgen zu lassen.«

»Ich habe ohnehin nicht Lust, mich wieder aufzusetzen, bis es heller wird; – überhaupt wird es am besten sein, wir warten hier bis der Morgen kommt, es kann nicht mehr lange dauern. – Hören Sie, hören Sie! – Hören Sie nichts?«

»Nein,« flüsterte der Andere, »was war's? sprechen Sie leise!«

»Es strich eine Schnepfe, oder mich soll der Teufel holen! Es ist noch eine Schnepfe und wohl die letzte, die ich in diesem Frühjahre höre! Hätt' ich doch meine Flinte bei mir!«

»Ach so! – wollen Sie nicht einen Versuch mit den Pistolen machen? – aber Sie haben recht, der Morgen ist nicht fern, es wird heller.«

»Ja, es wird heller, wo ist denn der Hohlweg von dem Sie fabelten?«

»Es kam mir so vor, doch steht dort nicht Jemand?«

»Nein, es ist ein Baumstamm oder ein Wegweiser, das letzte wäre sehr zur rechten Zeit.«

»Noch nicht, denn man kann noch nicht lesen.«

»Es ist ein Wegweiser, kommen Sie näher. Nun, was steht da oben?«

»Sehen Sie etwas?«

»Jawohl, hier auf dieser Seite, hier steht etwas!«

»Ach, auf der andern, die man vom Wege nicht sieht – eine sehr zweckmäßige Einrichtung; nun wessen belehrt man Sie?«

»Nach – Nach – Soll mich der Teufel holen, wenn ich das Wort lesen kann!«

»Der Teufel muß keinen Wohlgeschmack an Ihnen finden, sonst hätt' er Sie längst geholt, sooft haben Sie's ihm unter den Fuß gegeben.«

»Nach – Nach – nun! wie heißt das Nest? ich halte den ersten Buchstaben für ein X!«

»Vielleicht ist es eine algebraische Gleichung, die wir erst lösen müssen; haben Sie Logarithmentafeln bei sich?«

»Nein es ist kein X, es ist ein N!«

»Das bleibt sich gleich, die unbekannten Größen pflegt man mit X auch mit N zu bezeichnen; steht nicht ein Strich über dem N?«

»Nein, es ist auch kein N, sondern ein R und das Wort heißt Rastadt; wir sind auf dem rechten Wege!«

»Das ist wahrlich ein heller Casus für Sie!«

»Ich bitte Sie Winter, hören Sie auf mit Ihren mathematischen Kunstaussdrücken, helfen Sie mir lieber die Entfernung entziffern, sie hat sich etwas verwischt!«

»Ja, es verwischt sich bei Ihnen manche Entfernung, oder die Entfernung verwischt Manches bei Ihnen, und beides hat seine guten Seiten, wie Alles in der Welt! sogar dieser ehrwürdige Wegweiser, wie Sie sehen. – Zwei Stunden heißt's – Nach Rastadt zwei Stunden! Sind Sie noch nicht überzeugt?«

»Wieder eine Schnepfe! sehen Sie! sehen Sie! wo das Zeug nur hieher kommt? – Ganz recht, nach Rastadt 2 Stunden. – Wir sind also auf dem rechten Wege. Nun wollen wir erst eine kleine Herzstärkung zu uns nehmen; wir kommen doch noch früh genug nach dem Neste. Die französischen Herrn Abgesandten werden so früh nicht aus den Federn kriechen – aber soll mich der –«

»Ich bitte Sie nicht zum dritten Male! es könnte sonst Ernst werden, welches Schicksal hat Sie wieder betroffen?«

»Meine Rumflasche ist zerbrochen – es muß bei dem Sturze geschehen sein – Alles ausgelaufen! – Alles, bis auf den letzten Tropfen!«

»Sie sehen, daß Ereignisse, die wir in unserer Kurzsichtigkeit für ein Unglück halten, eigentlich nur unser Bestes bezwecken. Es liegt hierin ein Wink für Sie, sich dieses verderblichen Getränks zu enthalten. – Uebrigens kann ich aufwarten, wenn Sie dessen ungeachtet –«

Die Begierde mit welcher der Offizier die ihm darge-reichte Feldflasche annahm, bewies deutlich, daß er mit seiner Besserung noch nicht zu beginnen beabsichtigte. Beide setzten sich unter den Wegweiser, und derjenige, welcher die Flasche gereicht hatte – Bruno – ertheilte während des Frühstücks dem Andern die erforderlichen Instruktionen in Bezug auf ihre Sendung nach Rastadt.

»Sie wissen bester Höpfner, daß sich Jourdan, nachdem wir ihn bei Stockach tüchtig geklopft haben, d. h. Seine kaiserliche Hoheit der Erzherzog Carl, um sich nicht mit fremden Federn zu schmücken, – Sie wissen, ich setze das wenigstens voraus, von einem so in der Politik bewanderten Offizier – oder wissen Sie's nicht?«

»Thun Sie mich den Gefallen und belieben Sie sich deutlich auszudrücken; Sie wollen wohl an mir Ihre diplomatischen Talente versuchen? – ich weiß, daß Jourdan, nachdem er bei Stockach tüchtig geschlagen worden ist, seinen Rückzug über den Rhein genommen hat; ich weiß ferner, daß der Erzherzog auf Befehl des Hofkriegsraths fortwährend nutzlos am Bodensee steht; ich weiß aber nicht, was die Sendung unseres Regiments bis in diese Gegend und namentlich die unserer eignen Personen bezweckt.«

»Das wissen Sie nicht? Nun so wissen Sie grade so viel als Sie wissen sollen, meine Kenntniß von der Sache reicht auch nicht weiter. Jourdan hat vor seinem Rheinübergange Rastadt für neutral erklärt, und obgleich

der kaiserliche Gesandte, Graf von Lehrbach, längst abgereist, sich aber dennoch immer noch hier in der Nähe aufhalten soll, so befindet sich doch der sogenannte Friedenscongreß noch immer in voller Thätigkeit, d. h. die französischen Gesandten fahren fort die des Reiches durch Anmaßung und Hohn zu beleidigen. Uebrigens ist die ganze Sache nichts als eine alberne Comödie, denn Jeder weiß, daß das Reich ohne Oestreich, namentlich wie jetzt die Sachen stehen, keinen Frieden schließen wird.«

»Das leuchtet mir ein, ich war vielmehr nie zweifelhaft darüber, nur weiß ich nicht, was unser Regiment hier soll, und namentlich zu welchem Zwecke wir beide gestern mit solcher Eile in stockfinsterer Nacht aufbrechen mußten.«

»Das, lieber Freund, weiß ich eben so wenig wie Sie. Meine Ordre lautet, auf dem Wege nach Rastadt fort zu reiten, bis zu einem Wegweiser, welcher roth und weiß angestrichen sein, einen Arm verloren haben und auf dem noch Uebrigen die Worte: »nach Rastadt zwei Stunden« zeigen soll. Dort hätte ich neue Befehle von einem Manne zu erhalten, welcher sich durch die Parole: »wie weit ist's bis Stockach« als der rechte mir bezeichnen würde.«

»So scheinen wir hier am rechten Orte zu sein, und wenn Sie noch etwas Rum in Ihrer Flasche hätten, wäre es ebenfalls nicht zu verachten. Freilich ist's nicht so

gut, als wenn mir die kleine Katli des Morgens eine Tasse Kaffee präsentirt. Das Ding sieht in dem Morgenjäckchen ganz allerliebste unordentlich aus. – Nun, was man nicht haben kann, muß man entbehren! Doch sehn Sie, ich glaube dort kommt unser Mann!«

Wirklich näherte sich ein Reiter. Es entging dem geübten Auge der Husarenoffiziere nicht, daß das Pferd desselben von sehr edler Zucht war, auch verrieth die ganze Erscheinung des Fremden, daß er den höhern Ständen angehöre. Er trug einen weiten braunen Reitermantel mit kostbarem Pelzbesatz und einen niedrigen breitkrämpigen Hut, welcher, so wie der aufgeschlagene Mantelkragen, hauptsächlich den Zweck zu haben schien, sein Gesicht zu verhüllen.

»Wie weit ist's nach Stockach?« war die Frage des Nähergekommenen.

»Der Weg ist kürzer, als man glauben sollte,« erwiderte Bruno, wie ihm befohlen war.

»Sie sind derjenige, den ich suche, folgen Sie mir!« sprach der Unbekannte in einem Tone, der von einem Befehle sich wenig unterschied, indem er dabei sein Pferd wandte und auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, zurückritt.

Unfern von der Stelle, wo Bruno mit seinem Gefährten Halt gemacht hatte, hielt er stille. Der Erstere befand sich bald an seiner Seite.

»Sie haben Ordre, mein Herr, den französischen Gesandten zu eröffnen, binnen 24 Stunden Rastadt zu verlassen.«

»Diesen Befehl habe ich von dem Obristen des Regiments erhalten.«

»Es ist von Wichtigkeit aus den Papieren jener Herrn die eigentliche Absicht des Directoriums in Bezug auf das Reich, so wie die Zugeständnisse der Stände zu erfahren. Sie werden daher mit einem Zug Husaren, welcher heute Abend, nachdem Sie aus Rastadt zurückgekehrt sind, zu Ihnen stoßen soll, die Gesandten anhalten und sich ihrer Papiere mit der möglichsten Schonung, nöthigen Falls jedoch auch mit Gewalt, bemächtigen. Morgen Abend 6 Uhr werde ich Sie hier erwarten, um jene Papiere, welche Sie Niemanden zeigen, und bei Strafe der Cassation¹ auch Selbst nicht lesen dürfen, in Empfang zu nehmen. Der Auftrag bleibt für Jeden, auch für diejenigen, welche daran Theil nehmen, ein Geheimniß. Können Sie es so einrichten, daß die Uniformen der Husaren nicht erkannt werden, führen Sie überhaupt den Auftrag mit Umsicht und ohne Eclat aus, so wird Ihre Beförderung die Folge davon sein. – Also bis Morgen Abend 6 Uhr!«

Der Fremde berührte, nachdem er diese Worte im kurzen abgebrochenen Tone des Befehles gesprochen hatte, mit der Hand nur leicht den Hut und wandte sein Pferd, ohne daß es Bruno möglich gewesen wäre sein Gesicht zu erblicken.

Dieser sah ihm eine Zeit lang mit einem Gemisch von Erstaunen und Wohlbehagen nach; mit Erstaunen über das Unerwartete sowohl des Auftrags selbst, als der Art,

¹Degradirung.

wie er ihm ertheilt war; mit Wohlbehagen aber deshalb, daß man ihn grade zu solch einer kitzlichen und jeden Falls wichtigen Exhibition ausersehen hatte.

»Wer mag das sein?« murmelte er vor sich hin, indem er zu seinem Gefährten zurückritt, »wer mag das sein, der so zu mir reden kann? Nichts Geringes sicherlich – ich hätte viel darum gegeben, wär' nur eine Falte seines Gesichts sichtbar geworden! Ich bin wirklich zweifelhaft, soll ich die Ordre befolgen oder nicht.« – –

»Nun bester Camerad, ich stehe wie auf Kohlen, obgleich ein recht frisches Lüftchen weht, reden Sie, was hat der Braune Ihnen verrathen? Uebrigens ritt der Kerl ein schönes Pferd, ich verspürte nicht wenig Lust ihm einen Tausch anzubieten – ich hätte etwas herausgegeben, versteht sich – aber wie lautet nun unsere Ordre?«

»Ja Herr Camerad, ich weiß wirklich nicht, ob ich Ihnen dieselbe mittheilen darf!«

»Sie wissen nicht? nun, nehmen Sie mir das nicht übel, aber ich würde wirklich nicht wissen, wozu man mich mit Ihnen geschickt hätte, wenn ich nicht einmal erfahren sollte, was unsere Bestimmung wäre.«

»Ich gebe Ihnen vollkommen Recht, aber es gibt geheime Ordres, die man erst erfährt, wenn sie zur Ausführung kommen, die nur der weiß, welcher die Expedition leitet,« setzte er nicht ohne Wichtigkeit hinzu.

»So? – ich soll also nur so eine Art blinden Werkzeugs sein? soll mich der Teufel holen, wenn – –«

»Schon wieder? nun damit Sie nicht so häufig fluchen, und wenn Sie mir versprechen nie eine Sylbe von dem zu verrathen, was ich Ihnen mittheilen werde –«

»Auf Ehre, Herr Camerad, auf Ehre! ich will verschwiegen sein wie das Grab – nun schießen Sie los! aber vorher reichen Sie mir nochmals Ihr Fläschchen, diese Frühjahrsluft, besonders beim Sonnenaufgang, hat so etwas Zehrendes, Zusammenziehendes – Bravo – so – ich danke – also?«

»Also: so hören Sie denn, wir sind bestimmt nach Rastadt zu reiten und den französischen Gesandten anzubefehlen, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen.«

»So, nun? ist das Alles? Dasselbe hat man mir schon in dem letzten Quartiere gesagt? Was wollte denn der Braune, er sprach ja lange und sehr geheimnißvoll mit Ihnen?«

»Lange? im Gegentheil schien es mir, daß er sich sehr kurz faßte, und von dem Geheimnißvollen habe ich nichts bemerkt.«

»Nicht? nun mir kam's so vor. Wenn die Kerle aber nun nicht gehen wollen, das Zeug ist frech und grob dazu, was thun wir dann?«

»Wir sagen Ihnen nur, daß ihre Eigenschaft als Gesandte nicht länger anerkannt würde, und daß ihnen mithin nach 24 Stunden die Ehre bevorstünde Kaiserliche Gefangene zu werden.«

»Das wird sie allerdings auf den Trab bringen. – Haben Sie noch einen Schluck, Winter? So geben Sie her, und

dann wollen wir reiten, ich bin von dem langen Halten ganz steif in den Gliedern geworden.«

Unmittelbar nach diesem Gespräche verließen die beiden Offiziere den Ort, wo sie ihr einfaches Frühstück eingenommen hatten, und langten in Rastadt an, als die Bewohner daselbst ihre Fensterladen öffneten, die Mädchen plaudernd an den Brunnen standen und in blankgescheuerten Gefäßen Wasser auf dem Kopfe nach Hause trugen. Hie und da wurde ein Vorhang zurückgezogen, und Gestalten, denen man es ansah, daß sie noch nicht lange den Armen des Schlafes entrückt waren, blickten den beiden österreichischen Husarenoffizieren eben so verwundert, aber nicht so freundlich nach, als die hellen Augen der hübschen Schwarzwälderinnen.

In Rastadt saßen die Friedensgesandten Frankreichs und des Reichs schon über Jahr und Tag in langem erfolglosen Federkampfe. Demuth hatte bei den übermüthigen Franzosen nur Hohn, jede Nachgiebigkeit nur größere Anmaßung herbeigeführt. Es schien, als ob man absichtlich an der Schmach und der Schande Deutschlands arbeiten wollte, so erbärmlich war das Benehmen des Abgesandten des Reichs. Die unbedingte Annahme des französischen Ultimatums, auf Abtretung des linken Rheinufer, hatte nicht einmal die vertragsmäßige Waffenruhe herbeiführen können. Nach wie vor, als ob gar kein Abkommen getroffen wäre, dauerten die französischen Truppenmärsche, Blockirungen, Contributionen, Requisitionen und Erpressungen fort, und selbst das feste Ehrenbreitstein war während der Friedensunterhandlungen

durch Hunger übergegangen und geschleift worden. So standen die Angelegenheiten, als die Reichsdeputation am 2. Januar 1799 von den französischen Ministern eröffnet wurde, daß die Republik es als eine Feindseligkeit von Seiten des Reichs ansehen würde, wenn sich dasselbe dem Marsche der russischen Truppen, welche unter Suwarow heranzogen, nicht widersetze. Dem Kaiser selbst stellte das Directorium bald darauf zu gleichem Zwecke einen kurzen Termin, den er jedoch nicht nur nicht einhielt, sondern, zum Kriege entschlossen, die französische Drohung ganz unbeantwortet ließ. In Folge dessen gingen Jourdan und Bernadotte am 1. März über den Rhein, und das Directorium erklärte am 12. den Krieg gegen Oestreich und Toskana. Beide Feldherrn wurden jedoch in mehreren Treffen, namentlich Jourdan sehr empfindlich bei Stockach schon am 25. März vom Erzherzog Carl geschlagen und dadurch gezwungen sich nicht nur über den Rhein zurückzuziehen, sondern das Commando selbst niederzulegen, welches dem glücklichern Massena anvertraut ward. Wie schon erwähnt, hatte Jourdan zuvor Rastadt für neutral erklärt, da Frankreich, obgleich der östreichische Gesandte bereits von dort abgereist war, Vortheil dabei hatte, das Reich so lange als möglich durch falsche Vorspiegelungen zu täuschen, und an der Theilnahme des Krieges zu verhindern. Die französischen Interessen fanden auch in mehreren Abgesandten des Reichs so lange bereitwillige Vertreter, bis die Siege des Erzherzog Carl den Erfolg des Waffenglücks wieder zweifelhaft werden ließen.

Egon und Bruno hatten gemeinschaftlich an diesen Siegen Theil genommen. Ihr gegenseitiges Verhältniß nach ihrer Wiedervereinigung war ziemlich dasselbe geblieben, wie früher; es hatte die sonstige Herzlichkeit nicht wieder erhalten, obgleich offenbar von beiden Seiten dazu verschiedene Versuche gemacht wurden. Bruno hatte Egon von Malfi erzählt und ihrer in Ausdrücken gedacht, welche sie fast als seine verlobte Braut erscheinen ließen; dieser dagegen vermochte es nicht über sich zu gewinnen, das Vertrauen seines Freundes zu erwidern. Seine Erzählung von Elisen blieb in sehr allgemeinen Ausdrücken, und auch durch die Art, wie er Bruno's Eröffnung aufnahm, genügte er mehr der Form gewöhnlicher Höflichkeit, als daß er eine wirkliche Theilnahme an dem Geschehisse seines Freundes dadurch verrathen hätte.

Unmittelbar nach dem Siege bei Stockach war das Regiment der Szeklerischen Husaren in die Gegend von Rastadt marschiert, wo sich mehrere österreichische Truppen concentrirten, und von hier aus wurde Bruno nebst einem andern Offizier zu der beschriebenen Sendung verwandt.

Es war, wie schon erwähnt, noch früh am Tage, als Bruno mit seinem Gefährten in Rastadt anlangte. Sie stiegen im Wirthshause ab und erkundigten sich nach der Wohnung der französischen Gesandten. Man erwiederte ihnen, daß Robertjot ganz in der Nähe, Bonnier aber und Jean Debry an den entfernten Enden der Stadt wohnten. Bruno hielt es für nöthig jedem der drei französischen

Gesandten die befohlene Eröffnung zu machen und verfügte sich daher zuerst zu Robertjot. Er fand denselben im Kreise seiner Familie beim Frühstück.

»Von dem Commandeur der österreichischen Postenkette bin ich beauftragt Ihnen zu eröffnen, mein Herr,« redete Bruno den Franzosen, nachdem die gewöhnlichen Grüße gewechselt waren, an, »daß Ihre und Ihrer Gefährten Eigenschaft als Gesandte hier in Rastadt nicht länger als 24 Stunden mehr anerkannt werden könne, und daß Sie daher binnen dieser Zeit die Stadt zu verlassen oder sich die unangenehmen Folgen eines längern Aufenthaltes selbst zuzuschreiben haben.«

»Ich habe längst eine solche Mittheilung erwartet,« erwiderte der Gesandte mit gewinnender Freundlichkeit, »und werde meine Maßregeln so treffen, daß die Ihrigen mit meiner Person in weiter keine unangenehme Berührung kommen sollen. Aber wollen Sie nicht Platz nehmen? Vielleicht verschmähen Sie das einfache Frühstück eines Abgesandten der französischen untheilbaren Republik nicht –«

»Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr, aber ich vermag Ihre gastliche Einladung nicht anzunehmen, weil ich eine gleiche Eröffnung Ihren Herrn Collegen zu machen habe, und es für Pflicht halte, dies so bald als möglich zu thun.«

»Wollen Sie das nicht mir überlassen? ich übernehme es gern und Sie können demnach Ihren Auftrag, wenigstens in dieser Beziehung, als erledigt betrachten.«

»Die mir ertheilte Ordre lautet anders, und ich halte mich demnach für gebunden, persönlich auch den beiden übrigen Gesandten Frankreichs das Gesagte mitzutheilen.«

»Sie müssen freilich am besten wissen, was Sie zu thun haben, ich sprach hauptsächlich jenen Wunsch aus, einmal, um des Vergnügens Ihrer Gesellschaft noch länger zu genießen, dann aber auch, weil ich befürchte, meine Collegen werden Ihre Eröffnung nicht mit derselben Ruhe wie ich aufnehmen.«

»Was den ersten Punkt betrifft, so bedaure ich unendlich, daß ich gezwungen bin, eine so kurze aber höchst anziehende Bekanntschaft schon wieder abbrechen zu müssen, in Beziehung auf den zweiten Punkt erlauben Sie mir die Antwort schuldig zu bleiben.«

Bruno empfahl sich, von der Höflichkeit eines der so verschrieenen Gesandten angenehm berührt und begab sich zu Bonnier. Er fand bei demselben Jean Debry und war dadurch wenigstens der Mühe überhoben auch diesen aufzusuchen. Beide saßen an einem von Papieren und Karten unordentlich bedeckten Tische. Ihr Anzug trug das Gepräge einer gesuchten Vernachlässigung, und unterschied sich durchaus nicht von dem der Mittelklasse. Die Haare waren ungepudert und hingen so wild um die markirten Gesichter, daß man deutlich bemerkte, sie seien des Kammes oder der Bürste schon längere Zeit entwöhnt.

Keiner der beiden Vertreter der untheilbaren französischen Republik stand auf, als Bruno in das Zimmer trat,

auch nöthigte man ihn nicht zum Sitzen, weilhalb er gezwungen war stehend den beiden Sitzenden seine Eröffnung zu machen.

Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, so sprang Bonnier im heftigsten Zorn auf und, indem er sich dicht vor Bruno stellte, sprach er die folgenden Worte mit so verstärkter und kreischender Stimme, daß die Fenster des kleinen Gemaches erzitterten.

»So erlaubt man sich mit den Gesandten der französischen Republik zu verfahren! man schickt uns einen Husaren mit der Weisung uns aus der Stadt zu scheren! Ist das Gebiet der Stadt nicht neutral erklärt? Was hat sich Oestreich in die Angelegenheiten zu mischen, die Frankreich mit dem Reiche zu verhandeln hat? he?«

»Ich bin Husaren-Offizier, mein Herr, und glaube, indem ich die Befehle meiner Obern vollziehe, auf dieselbe Achtung Anspruch machen zu können, welche Sie nach den Gesetzen des Völkerrechts genießen.«

»Offizier oder nicht, das gilt mir gleich, übrigens redet man mich nicht »mein Herr« sondern »Bürger Bonnier« an.« Es ist eine Verletzung des Völkerrechts, eine schreiende Verletzung des Völkerrechts, wie man uns behandelt, und Sie wollen noch davon fabeln. – Wir werden reisen, heute noch, aber die französische Republik wird es Euch lehren, ihre Gesandten mit Achtung zu behandeln. – Ihr seid jetzt aufgeblasen, weil Ihr ein Paar ungeschickte Generale geschlagen habt, und glaubt, die russischen Halbthiere würden Eure Schmach tilgen –«

»Mein Herr, ich wiederhole –«

»Bürger sollen Sie mich anreden! hören Sie, Bürger!« schrie Bonnier, indem er mit dem Fuß stampfte. »Ihr scheut Euch vor dem Bürgerthum, aber Frankreich wird Euern alten verrauchten Adelsunsinn austreiben, und die Freiheit und Gleichheit mit Gewalt in Euer stupides Gehirn hineinkeilen!«

»Danken Sie es Ihrer Unverletzlichkeit,« erwiderte Bruno ebenfalls heftig, »danken Sie es lediglich dieser, in deren schirmenden Mantel gehüllt, Sie sich für berechtigt halten brutal und großsprecherisch zu sein, daß ich dies Alles anhören konnte, ohne Sie dafür verdienter Maßen zu züchtigen.«

»Was?« brüllte Bonnier, »was? diese untergeordnete Creatur, diese Ordonnanz, nimmt sich heraus uns zu drohen! Schieß die Bestie übern Haufen! Bürger Debry, schieß sie nieder, dort liegen die Pistolen!«

»Ereifre Dich doch nicht so, Bürger Bonnier,« erwiderte Jean Debry mit dem ihm eigenthümlichen, kalten Spotte, »es ist ja eine bekannte Sache, daß Oestreich immer sich der unglücklichsten Werkzeuge bedient, betrachte diesen Menschen näher, der durchaus »ein Herr« sein will, er hat sich schon die ganze Nacht gequält, über die Art wie er seinen infamirenden Auftrag ausrichten soll, und hat ihn doch ungeschickter als ein französischer Schuljunge herausgebracht. Laß ihn laufen, er ist es wahrlich nicht werth, daß Du ein Wort des Zorns an ihn vergeudest. – Sie können gehen! Ihr Auftrag ist erfüllt – befreien Sie uns von Ihrer höchst langweiligen Gegenwart!«

Bei den letzten Worten, die er auf die höhnendste Weise sprach, winkte er mit der umgekehrten Hand nach der Thür.

Bruno stand einen Augenblick vom heftigsten Zorn fast übermannt, dann ließ er langsam die Hand vom Säbel los, an welchen er sie gelegt, als Bonnier ihn zu erschießen gedroht hatte, wandte sich und ging. In der Thüre blieb er jedoch stehen und die beiden Franzosen mit Blicken des unversöhnlichsten Hasses fast verschlingend, sagte er langsam:

»Ich bleibe Ihnen die Antwort schuldig, *meine Herren*, aber ich hoffe sie Ihnen bald und *sehr deutlich* geben zu können.«

In der größten Aufregung kehrte Bruno zu seinen Gefährten zurück. In der Stadt selbst war die Nachricht, daß den französischen Gesandten durch die beiden österreichischen Offiziere angekündigt sei, binnen 24 Stunden abzureisen, schnell bekannt geworden, und noch ehe diese selbst ihren Rückmarsch antraten, hatte die Neugierde einen Haufen Volks vor deren Quartiere versammelt, welcher die Abziehenden mit einem Lebehoch für den Kaiser und das Reich entließ.

Es war kaum Mittag, als Bruno und sein Begleiter wieder bei jenem Wegweiser anlangten, wo sie vor Sonnenaufgang verweilt hatten. Kaum eine Stunde später traf daselbst ein Commando Husaren ein, in dessen Begleitung der Obrist des Regiments sich selbst befand.

Dieser empfing, von den Andern etwas entfernt, die Meldung Bruno's. Er war ein biedrer etwas derber Soldat,

der, wie die Meisten seines Standes »die Federfuchser« im Allgemeinen nicht besonders leiden mochte, gegen die französischen Gesandten in Rastadt aber, deren anmaßendes und verhöhndes Betragen überall bekannt geworden war, eine besondere Abneigung fühlte.

»Das haben sich die Kerle herausgenommen!« rief er entrüstet, und riß dabei unwillkürlich an dem Zügel seines Pferdes, so daß dies einen Seitensprung machte.

»Diese nichtswürdigen Schufte! einen Offizier von meinem Regiment nennen sie einen französischen Schuljungen, wollen ihn erschießen, und weisen ihm die Thür! Ich bewundere Sie, Lieutenant von Winter! ich bewundere Sie, daß Sie das Kropzeug nicht zusammengehauen haben – aber Sie thaten recht! – Haben Sie den Grafen – ich wollte sagen, haben Sie heute Morgen von einem Manne, der unbekannt bleiben will, eine Ordre empfangen?«

»Ich habe eine Ordre auf dieser Stelle von einem mir unbekannten Manne, der die Parole nannte, heute Morgen früh vor Sonnenaufgang empfangen, Herr Obrist; aber ich bin zweifelhaft, ob ich Sie ausführen soll.«

»Sie sind zweifelhaft? Sie dürfen keinen Augenblick zweifelhaft sein, Sie haben pünktlich zu befolgen, was der Graf von – der Unbekannte, wollte ich sagen, Ihnen befohlen hat. Wie lautet die Ordre?«

»Es ist mir bei Strafe der Cassation untersagt worden, sie irgend Jemand mitzutheilen, Herr Obrist.«

»Nun das bezieht sich wohl nicht auf mich, doch gleichviel, ich bin davon unterrichtet. Dort sind die Husaren, Herr Lieutenant, reiten Sie bald ab, die Kerle möchten sonst entwischen, und wenn Sie ihnen ohne Aufsehen eine tüchtige Tracht Schläge zukommen lassen könnten, so hieße das zwei Fliegen mit einer Klappe treffen. Adieu Herr von Winter, seien Sie pünktlich Morgen Abend hier. Die Husaren schicken Sie gleich zurück nach Ottenau, Lieutenant Höpfner übernimmt das Commando. Adieu – gute Verrichtung.« –

»Also er weiß davon,« sprach Bruno vor sich hin, »das ändert die Sache wesentlich, er selbst hat mich angewiesen, den Befehlen des »Grafen von –« zu folgen. Welcher »Graf von –« kann das sein, der in dieser Art Befehle austheilt? Sollte unser Gesandte der Graf von Lehrbach noch hier herum sich aufhalten? Ein Diplomat schien es zu sein – – doch was geht das Alles mich an, ich halte mich an die Ordre, und was die tüchtige Tracht Schläge betrifft, die soll sicher nicht ausbleiben. Es geziemt sich nicht für einen Husaren, daß er sich des Stockes bedient, man fuchtelte mit der flachen Klinge, fällt sie dann zuweilen etwas scharf, so ist das ein Versehen, welches nicht zu vermeiden gewesen. Wartet meine Herrn Bürger der Untheilbaren, ihr sollt einen ordentlichen deutschen Denkkettel mit über den Rhein nehmen! vorzüglich dieser höhnische rothhaarige Hund, dieser Jean Debry! Dem könnte es wahrlich nicht schaden, wenn er ganz hier bleiben müßte.«

Dies waren ungefähr die Gedanken, mit welchen Bruno zu seinem Commando zurückritt. Er ließ aufsitzen und schwenkte links ab, um die Straße im Westen von Rastadt zu erreichen.

»Aber sagen Sie mir, bester Camerad,« begann der neugierige Höpfner, »was bedeutet diese Expedition? wir scheinen grades Weges auf den Rhein los zu marschieren!«

»Diese Expedition, Herr Camerad,« erwiederte Bruno ernsthaft, »ist wirklich eine solche, von der sich vorher nicht sprechen läßt, ohne dadurch ihr Gelingen zu verhindern, und da mir bei Strafe der Cassation befohlen worden, gegen Niemand mich darüber zu äußern, so verschonen Sie mich wohl mit jeder ferneren Frage.«

»Das klingt ja sehr wichtig, aber ich will auf Ehre Niemanden etwas davon sagen, und da ich mitausführender Offizier bin –«

»Werden Sie es am besten begreifen, wenn ich Ihnen wiederholt versichere, daß meine Zunge gefesselt ist.«

»So! – nun, ich bescheide mich – aber eins werde ich doch erfahren, wie lange wir von unserem Quartiere entfernt bleiben?«

»Sie werden Morgen Abend wieder in Ottenau sein.«

»Morgen Abend? Das hätte man mir auch wohl früher sagen können, ich bin auf einen so langen Marsch nicht im Entferntesten eingerichtet. Werden wir nicht bald füttern? Mittag ist längst vorüber.«

»In einigen Stunden,« erwiderte Bruno zerstreut; dann hielt er sein Pferd an und ließ die Husaren, jeden scharf musternd, an sich vorüber ziehen.

»Unteroffizier Wobser!« rief er dem hinter reitenden Husaren zu. »Ist unter den Leuten einer, der in Rastadt bekannt und dabei ein aufgeweckter gewandter Kerl ist?«

»Allerdings, Herr Lieutenant, der Gefreite Bachmann. Er ist aus einem Dorfe zwei Stunden von Rastadt zu Hause und ein geriebener Bursche.«

»Schicken Sie ihn mir her.«

Der Unteroffizier sprengte zu dem Commando zurück, und wenige Minuten später hielt der ebengenannte Husar an Bruno's Seite.

Dieser betrachtete ihn eine Zeit lang prüfend, als überlege er, ob er ihm den zugeordneten Auftrag erteilen könne; die Erwägung jedoch, daß ihm keine Wahl bleibe, schien ihn endlich zu bestimmen.

»Du bist hier in der Gegend bekannt, mein Sohn?«

»Zu befehlen, Herr Lieutenant!«

»Hast Du Freunde oder Verwandte auf den Dörfern?«

»Ja, fast in jedem Dorfe kenne ich Einen oder den Andern.«

»So höre genau zu, was ich Dir sage: Reite zu einem Bekannten in der Nähe von Rastadt, dort laß Dein Pferd stehen, verkleide Dich als Bauer und geh in die Stadt. Du wirst daselbst leicht erfahren können, zu welcher Zeit die französischen Gesandten abreisen wollen. Es sind deren drei, Robertjot, Bonnier und Jean Debry,« setzte er mit Nachdruck hinzu, »überzeuge Dich selbst, wie weit sie

in ihren Vorbereitungen gekommen sind, und wenn Du erfahren, was Du wissen willst, so kehrst Du schleunig zurück, Du findest uns auf der Straße nach dem Rhein. Ist Dir dort ein Ort bekannt, wo wir unbeachtet Halt machen können?»

Der Soldat sann eine Zeit lang nach, und schien die mannigfachen Ideen, welche durch seines Offiziers Rede bei ihm erweckt waren, erst ordnen zu müssen.

»Allerdings Herr Lieutenant, ungefähr $\frac{3}{4}$ Stunden von der Stadt, einen Büchschuß links von der Straße, d. h. wenn man *nach* der Stadt zieht, liegt ein Gehöft, das würde sich zum Hinterhalt eignen.«

»Hinterhalt? wer spricht von Hinterhalt! richte Deine Gedanken nicht auf Dinge, die Du nicht verstehst Bachmann, und merke Dir, daß wenn Du auch nur einer Seele das Mindeste von dem verräthst, was Du eben gehört hast, Dir statt der Belohnung 100 Stockprügel zu Theil werden. Nun reite scharf zu, Du brauchst Dein Pferd nicht zu schonen. Uns findest Du in dem beschriebenen Gehöft.«

Der Husar sprengte fort, und das Commando gelangte nach einem Marsche von zwei Stunden zu der von jenem bezeichneten Stelle.

Bruno ritt in den Hof und überzeugte sich, daß seine Leute, es waren deren 30, ohne die beiden Offiziere, sich darin aufhalten konnten, ohne von Außen gesehen zu werden. Bald war der Raum zwischen den Gebäuden von den Pferden der Husaren angefüllt. Es wurden zwei Schildwachen an die innere Seite des Thores gestellt, mit

der Weisung, Jeden herein, aber Niemand heraus zu lassen. Die bestürzten Bewohner beruhigte Bruno durch die Versicherung, daß Niemanden etwas Leides geschehen solle, daß die Bedürfnisse für Pferde und Leute baar bezahlt, daß aber Alle, die es versuchen möchten das Gehört zu verlassen, sofort erschossen werden sollten.

Es mochte 5 Uhr Nachmittags sein, als die Husaren auf diese ungewöhnliche Weise sich einquartierten. Die Pferde wurden abgezäumt, blieben aber gesattelt. Die Neugierde nicht nur des zweiten Offiziers allein, sondern aller Soldaten über den eigentlichen Zweck dieses abentheuerlichen Zuges war auf's Höchste gespannt, was sie aber nicht verhinderte den Schüsseln, welche der wohlhabende Besitzer des Bauerngutes für sie hatte bereiten lassen, tüchtig zuzusprechen.

Die Dämmerung war bereits eingetreten, und der Lieutenant Höpfner, dessen natürliche Gesprächigkeit durch den Genuß einer Flasche Wein noch um ein Merkliches gesteigert war, versicherte, daß am heutigen Abend jede Schnepfe, die noch irgend hier wäre, jeden Falls streichen müsse, als von fern der rasche Hufschlag eines Pferdes gehört wurde, und bald daran der abgesandte Husar auf schaumbedecktem Pferde in den Hof ritt.

»In zwei Stunden sagst Du?« fragte Bruno diesen, nachdem er dessen Meldung vernommen, »in zwei Stunden? Hast Du dich auch nicht geirrt? Die Herrn müssen ja sehr eilig sein!«

»Die Wagen waren gepackt Herr Lieutenant, sie wären schon fort, aber die Frau des Einen, ich glaube Robert-jot heißt er, hat Krämpfe bekommen, deshalb sollte die Abreise bis 8 Uhr verschoben werden.«

»Wie reisen sie?«

»In drei Wagen Herr Lieutenant, jeder hat einen besondern Wagen.«

»Gut, geh' jetzt und füttere Dein Pferd.«

Bruno ging in den Hof hinab und befahl die Pferde aufzuzäumen, dann schickte er 2 Mann 10 Minuten näher der Stadt zu, mit der Weisung sich hinter den an der Straße dort befindlichen Weiden aufzustellen, und die Ankunft von drei Wagen, nachdem dieselben bei ihnen vorübergefahren sein würden, durch einen Pistolenschuß zu signalisiren.

»Haben die Leute Brandtwein gehabt? Unteroffizier Wobser,« war die nächste Frage des Commandirenden.

»Nein Herr Lieutenant, keinen Tropfen!«

»Das ist Unrecht nach einem so angestrengten Marsche. – Hier ist ein Kronenthaler – thut Euch etwas zu Gut, aber zögert nicht zu lange, wir werden bald aufbrechen.«

Das war eine eben so willkommne als ungewöhnliche Botschaft für die durstigen Brandtweinkehlen. Der gefällige Wirth holte sogleich ein Fäßchen voll des beliebten Getränkes aus dem Keller, und rasch wurden die gefüllten Gläser von den Soldaten hinuntergestürzt, denen der wohlgemeinte Rath ihres Offiziers nicht entgangen war. Schon nach einer Viertelstunde stieß der Unteroffizier

das Fäßchen, dessen Klang verrieth, daß es bis auf den letzten Tropfen geleert sei, verächtlich vom Tisch herab, wo es bisher seinen Platz gehabt hatte. Der erhaltene Kronenthaler gestattete die Erneuerung desselben durch ein anderes volles, dem nicht minder lebhaft zugesprochen wurde, als dem früheren. Die Wetter gebräunten Gesichter der Krieger rötheten sich immer mehr, und nur die strenge militairische Subordination verhinderte sie ihre Empfindungen in lauten lärmenden Ausrufungen und Gesängen kund zu geben.

Dies war der Zeitpunkt, als Bruno wieder unter ihnen erschien, sein Blick flog über die theilweise schwankenden Gestalten und es schien fast, als ob er mit dem Zustande, worin seine Freigebigkeit die Husaren versetzt, zufrieden wäre, wenigstens äußerte er kein Wort des Tadels.

»Nun hört Kinder, was ich Euch zu sagen habe,« begann er, »merke Jeder genau auf!« die Soldaten stierten ihn mit aufmerksamen aber unsichern Blicken an.

»Ihr wißt, daß in Rastadt noch immer die französischen Gesandten sitzen! diese Kerle, welche ein Stück des Reichs nach dem andern an Frankreich verzetteln! Ich habe ihnen heute Morgen angekündigt, daß sie binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen hätten. Da haben sich die Hallunken, wie Ihr wohl denken könnt, weidlich drüber erbost.«

Ein wieherndes Gelächter unterbrach den Redner.

»Wie ich erfahren, wollen sie schon in einer Stunde abreisen und sehr wichtige Papiere, die in ihrem Besitze sind, mit schleppen. Es sind freche, anmaßende Canaillen. Wir wollen ihnen diese Papiere abnehmen, damit nicht später darauf nachtheilige Ansprüche für das Reich gegründet werden. Die Wagen werden daher angehalten und durchsucht, jedes Stück Papier wird fortgenommen und mir übergeben. Sind die Kerle frech, oder wollen sie sich zur Wehre setzen, so könnt Ihr ihnen, mit der flachen Klinge, Ihr versteht mich, tüchtig Einige überzählen. Wir haben es mit dreien zu thun,« fuhr er nach einer kurzen Pause fort, »ein langer Rothköpfiger ist der schlimmste, dagegen scheint einer mit einem dicken schwarzen Backenbart, der sich Robertot nennt, ein ordentlicher Mann zu sein, an dem Ihr euch nicht vergreifen dürft. Ein Jeder von Euch hat hoff' ich die Ordre verstanden! also: Aufgesessen!«

Rasselnd schwangen sich die Krieger in die Sättel. Still und lautlos hielt das Commando, nur das Schnauben eines Pferdes verrieth dann und wann die Gegenwart so vieler Bewaffneter, denn die Nacht war stockfinster und das unsichere Licht einer kleinen Laterne strahlte nur hin und wieder schimmernd von einem blitzenden Eisen zurück.

Da ertönte draußen ein Pistolenschuß – das verabredete Signal.

Das Thor wurde geöffnet und im scharfem Trabe raselten die Reiter der Straße zu, über die sie sich quer

aufgestellt hatten, als die Laternen der herankommenden Wagen ihnen entgegenleuchteten.

»Halt!« – donnerte Bruno – die Wagen hielten.

»Ausgestiegen! meine Herrn, ausgestiegen! wir wünschen Ihre Papiere in Empfang zu nehmen!«

»Was will der Kerl, Bürger Robertjot,« rief eine Stimme aus dem mittelsten Wagen, »es sind Straßenräuber, schieß den Hund nieder!«

»Kein Straßenräuber, mein Herr,« sprach Bruno, der zu dem mittelsten Wagen gesprengt war, »ich hoffe, Sie kennen mich noch von diesem Morgen her: Ereifern Sie sich nicht unnöthiger Weise, sparen Sie Ihren Ueberfluß an Galle! steigen Sie aus! Sie hören es ja, wir bedürfen Ihrer Papiere!«

»Steig' aus Bürger Bonnier,« sagte Jean Debry, der neben jenem saß, »wenn der Mensch auch kein Patent auf das Straßenräubergewerbe erhalten hat, so unterscheidet er sich, wie Du siehst, wenig von denselben, wir müssen der Gewalt weichen.«

»Lieber laß ich mich in Stücke zerhauen, ehe ich diesem Schuft zu Willen bin,« schrie der heftige Bonnier, »ich will sehen, wer sich an der geheiligten Person eines Gesandten der französischen Republik zu vergreifen wagt?«

»Ich! ich! wage das,« rief Bruno, indem er Bonnier mehrmals mit der Reitpeitsche über das Gesicht schlug, »Du Hund unterstehst Dich mich einen Schuft zu heißen!«

»Der Schlag wird Dir theuer zu stehen kommen, feiler Söldling,« kreischte Jean Debry, »Du sollst mehr Schläge dafür wieder erhalten – –«

Weiter konnte er aber seine Rede nicht fortsetzen, denn Bruno hatte ihn beim Kragen gefaßt und riß ihn, seinem Pferde die Sporn gebend, aus dem Wagen, so daß er zu Boden stürzte.

»Marsch!« commandirte Bruno, »Marsch! Husaren thut wie Euch befohlen!«

Wie beutelustige Tieger sprengten die trunknen Soldaten an die Wagen, Säbel blitzten – Geschrei – Wehklagen der Frauen und Kinder – das Gestöhne der Geschlagenen vermischte sich mit den Tönen der Wuth und dem rohen Gelächter der Henker. – –

»Ich stelle mich und die Meinigen unter Ihren Schutz und vertraue fest auf Ihre Ehre als Offizier,« tönte die sonore Stimme Robertjots durch den wüsten Lärm – aber er konnte den Satz nicht vollenden, ein Säbelhieb stürzte ihn in den Wagen zurück. Die wüthenden Husaren rissen ihn, so wie Bonnier heraus, und warfen die schon halb Todten unter die Hufe der Pferde.

Hier endeten sie, ohne weiter eine Bitte an ihre Henker zu richten, Bonnier mit einer Verwünschung, auf eine schauderhafte empörende Weise ihr Leben.

Jean Debry hatte sich wieder aufgerichtet, und stand neben Bruno. Wie die meisten Menschen seines Charakters war er feige, und, da er sah, daß es nicht blos bei Drohungen blieb, sondern blutiger Ernst wurde, bat er um sein Leben.

»Es kann nicht ihre Absicht sein uns zu tödten, mein Herr Offizier, ich begeben mich in Ihren Schutz, meine Papiere stehen Ihnen zu Diensten.«

»Bist Du so geschmeidig geworden, Schlange! jetzt ist's zu spät! – Das ist die rothköpfige Canaille!« rief er einem Husaren zu, der eben das Fenster eines Wagens zertrümmert hatte.

»Der?« brüllte der Soldat – und in demselben Augenblicke stürzte Jean Debry, von einem schweren Hiebe über den Kopf getroffen, zu Boden. Er lag regungslos und schien todt. Dies brachte Bruno, der das Schicksal der beiden übrigen Gesandten noch nicht kannte, einigermaßen zur Besinnung.

»Sammelt Euch! tönte sein Commando, aber es dauerte eine Zeit, ehe der Befehl befolgt und die entfesselte Wuth der trunknen Soldaten gezügelt werden konnte. Nur zwei Laternen an den Wagen brannten noch, die andern waren zertrümmert. Die Frauen und Kinder ebenfalls aus den Wagen gerissen, hatten sich schreiend über die Leichen ihrer Gatten und Väter geworfen, herzerreißend war das Wehklagen dieser hilflosen Geschöpfe. Robertjot, dem die zgedachte Schonung nichts genützt hatte, war, eben so wie Bonnier, von vielen Säbelhieben gräßlich entstellt, getödtet, Jean Debry vor den Augen Bruno's gefallen; er lag in einer Blutlache mit dem zerhauenen Gesicht der Erde zugekehrt. Selbst eine der Frauen war verletzt worden.

Da ergriff Bruno, der, von Haß und Rache getrieben, einen Erfolg herbeigeführt hatte, der selbst außer seiner

Absicht lag, die Furcht vor der Verantwortung. Ohne sich zu vergewissern, ob der eigentliche Zweck seiner Sendung erfüllt sei und die Papiere der Gesandten sich im Besitze der Husaren befänden, ließ er diese im raschen Trabe vom Wege abschwenden. Sie verschwanden in die dunkle Nacht, ähnlich einer Schaar Dämonen, nachdem sie Mord und Verbrechen verübt, Jammer und Elend verbreitet hatten.

Die Familien der Getödteten langten eine Stunde später wieder in Rastadt an. So sehr die Franzosen, namentlich Bonnier und Jean Debry auch verhaßt waren, so wurde doch die Kunde von dieser verruchten, alles Völkerrecht verhöhnenden That mit dem allgemeinsten Abscheu aufgenommen. Die Behörden sandten sogleich Leute ab, um die zurückgelassene Leiche Jean Debry's zu holen. Er war nicht wie seine beiden Gefährten verheirathet, und die geängstigten selbst dem Tode nahen Frauen, mit den blutigen Leichen ihrer Gatten beschäftigt, hatten seiner in der Aufregung vergessen. Die Boten fanden ihn im Graben sitzend. Er hatte durch den klugen Gedanken sich todt zu stellen, sein Leben gerettet, selbst die erhaltene Kopfwunde war nicht bedeutend.

So war er, den der Haß und die Rache Bruno's vorzüglich ausgesucht, allein dem Tode entronnen, und an seiner Statt der edle und menschenfreundliche Roberjot als Opfer gefallen!

Den ersten Gebrauch, den Jean Debry von dem geretteten Leben machte, war, die schändliche That in wo möglich noch grelleren Farben zu schildern.

Bruno, der bei ruhigerer Ueberlegung es sich nicht verhehlen konnte, daß die schwerste Verantwortung auf ihm lastete, suchte erfinderisch diese wenigstens theilweise von sich abzuwälzen, und auf einen Höheren zu übertragen. Er sandte sogleich den Lieutenant Höpfner an den Obristen ab und ließ den Erfolg seiner Expedition mit dem lebhaftesten Bedauern melden. Es sei ihm in der Dunkelheit nicht möglich gewesen, jeden einzelnen Husaren an der Ueberschreitung des von dem Obristen ihm gegebenen Befehls zu hindern, »den Gesandten eine tüchtige Tracht Schläge zukommen zu lassen,« und dadurch sei es gekommen, daß gegen seinen Willen und Befehl die Begebenheit einen so tragischen Ausgang genommen habe.

Es war am Abende des folgenden Tages, als zwei Reiter unfern des schon mehrmals beschriebenen Wegweisers hielten und in so eifrigem Gespräche begriffen waren, daß ihnen die Schönheit der untergehenden Sonne ganz entging, deren Strahlen hie und da in dem Spiegel des Rheines wieder aufblitzten, und den zarten grünen Blättermantel, welchen der Frühling um die alten Bergrücken gehangen hatte, mit ihrem Purpuräther übergossen.

»Die Geschichte ist sehr böse, Herr Obrist, ich weiß wirklich kaum, was geschehen könnte, um diese ganz unvorhergesehene Katastrophe zu mildern –«

»Wenn Sie es nicht wissen, Herr Graf, »so weiß ich, ein alter Soldat, es noch weit weniger. Ich sollte denken, Ihnen, als Diplomat, müßte es nicht schwer fallen, die Sache zu –« verdrehen, wollte er sagen, verschluckte aber

den Ausdruck und brach ab, da er in dem Augenblick nicht einen synonymen milderen zu finden wußte.

»Ich verstehe Sie, Herr Obrist,« entgegnete der Andere kalt und ernst. »Die Schuld liegt lediglich daran, daß Sie statt eines umsichtigen gewandten Offizieres, einen leidenschaftlichen Dummkopf mit der Ausführung beauftragt haben. Man wird in Frankreich, in ganz Europa ein großes Aufhebens von dieser Geschichte machen! Die nach dem Völkerrecht unverletzlichen Gesandten sind, sogar innerhalb der ihnen bewilligten Frist, auf eine banditenmäßige Weise erschlagen worden! Der Kaiser wird und muß die strengste Untersuchung befehlen. Lassen Sie deshalb den Offizier sofort verhaften.«

»Ich verstehe mich nicht so gut auf dergleichen, wie Sie Herr Graf, aber ich wünschte sehr, Sie hätten mich mit dem ganzen Handel verschont. Wenn ich den Offizier verhaften lasse und er zur Untersuchung gezogen wird, glauben Sie, er werde dann die ihm von Ihnen gegebene Ordre nicht mittheilen? und ist es nicht eben so gegen das Völkerrecht Gesandten ihre Papiere mit Gewalt wegnehmen zu lassen?«

»Er wird dann ferner nicht verschweigen,« setzte der Andere, den Obristen fixirend, hinzu, »daß Sie ihm befohlen haben den Gesandten eine tüchtige Tracht Schläge zukommen zu lassen –«

»Nicht befohlen! nicht befohlen!« rief der Obrist hitzig, »nur so hingeworfen habe ich das; er hatt' »es nicht nöthig diese Andeutung zu befolgen.«

»Diese Andeutung hat aber den ganzen beklagenswerthen Vorfall herbeigeführt.«

»Nicht sowohl diese Andeutung, als überhaupt Ihr Befehl Herr Graf,« sagte der Obrist mit erhobener Stimme, »ohne welchen diese Andeutung gar nicht möglich war. Wie Sie sich auch bemühen mögen, die Verantwortung auf mich zu wälzen, ich werde mich zu rechtfertigen wissen!«

Der Reiter im braunen Mantel, welchen der Obrist Graf nannte, schwieg eine Zeit lang, als überlege er, was zu thun sei. Auch der Obrist redete nicht, sondern blickte gedankenvoll in die Gegend hinaus.

»Lassen Sie uns,« begann der Graf nach einiger Zeit wieder, »nicht dadurch das Uebel noch größer machen, daß wir uns darüber streiten, worin die eigentliche Ursache seiner Entstehung zu suchen ist; besser wir überlegen, wie die Folgen so wenig unschädlich als möglich gemacht werden können. In dieser Beziehung wird es gut sein, wenn der Offizier vom Schauplatz verschwindet.« –

Der Obrist blickte den Grafen mit offenbarem Erstaunen an, als erwarte er eine nähere Erklärung dieses Ausdrucks; da diese aber nicht erfolgte, der Graf vielmehr in seinem Schweigen beharrte, entgegnete er:

»Ich verstehe Sie wahrlich nicht Herr Graf, Sie müssen sich gegen einen Soldaten etwas deutlicher expectoriren. Ich kann mir nicht denken, Sie wollen mir zumuthen, ich soll den Lieutenant von Winter auf irgend eine Weise über Seite schaffen lassen!«

Ein unmerkliches spöttisches Lächeln zuckte um die seinen Lippen des Andern.

»Nein, das ist sicher nicht meine Absicht, und ich sehe, ich muß mich deutlicher erklären. Sie müssen den Offizier entlassen, ihn sogleich vom Regiment fortschicken; später sagen Sie, Sie hätten einen solchen Schritt zur Ehre Ihres Regiments für durchaus nothwendig gehalten. Ist er fort, so wird es schwer werden den Thatbestand festzustellen, und die ganze Geschichte wird sich auf einen gewöhnlichem durch mißverständene Befehle verschuldeten Soldatenfrevler reduciren lassen.«

»Das hat etwas für sich Herr Graf – aber wenn er nun nicht gehen will?«

»Er wird gehen Herr Obrist, er wird es sicher vorziehen zu gehen, als sich einer Untersuchung zu unterwerfen, die im günstigsten Falle mit seiner Cassation, im schlimmsten und wahrscheinlichsten aber, mit seinem Todesurtheile enden wüßte.«

»So will ich ihn entlassen und das je eher je lieber,« erwiederte der Obrist, der nun von der Zweckmäßigkeit dieser Maßregel durchdrungen war. Ist er nicht heute Abend hieher beschieden?«

»So ist's, – sollte er Papiere haben, so nehmen Sie diese vorher in Empfang. – Auf Wiedersehen Herr Obrist, ich habe die Ehre Ihnen einen guten Abend zu wünschen.«

Ohne die Erwiderung seines Gefährten abzuwarten, ritt der Graf, nachdem er die letzten Worte gesprochen und mit einer höflichen Verbeugung begleitet hatte, fort und verschwand bald in dem nahen Walde.

Der Zurückbleibende hatte nicht nöthig lange allein aus jener Stelle zu verweilen; kurze Zeit nach der Entfernung des Grafen sah der Obrist Bruno so dicht bei sich um eine Waldecke biegen, daß es fast schien, er habe hier schon eine Zeit lang beobachtend gehalten.

»Ich weiß, was Sie mir zu sagen haben Lieutenant von Winter!« fuhr der Obrist Bruno in einem Tone an, welcher offenbar eben so sehr darauf berechnet war diesen einzuschüchtern, als bei dem Redenden selbst die erforderliche Aufregung hervorzurufen, »ich will zu Ihrer Entschuldigung nichts hören! Ich selbst trage die Schuld, daß ich einen so völlig unbrauchbaren pflichtvergesenen Offizier, wie Sie sind, zu einem solchen Commando gewählt habe. – Schweigen Sie Herr!« rief er so laut, daß die Stille der abendlichen Gegend dadurch, mißtönnend unterbrochen wurde, »schweigen Sie! so lange bis ich Sie frage, oder ich schicke Sie sofort in den strengsten Arrest! Sie müßten eigentlich an die Franzosen ausgeliefert werden, damit die Pariser Sie an den Laternenpfahl aufhängen! Wissen Sie, daß Sie das Völkerrecht auf eine nichtswürdige Weise mit Füßen getreten haben? Schweigen Sie! sag ich, oder ein Donnerwetter fährt Ihnen auf den Kopf!«

»Haben Sie Papiere erbeutet? – nun? wollen Sie reden? reden Sie Herr in's drei Teufels Namen!«

Bruno konnte wirklich vor Wuth und Zorn ein Wort hervorbringen, endlich gelang es ihm das Wort »nein« herauszustößen.

»Nicht? – Also ein bloßes Massacre! weil die Kerle grob gegen Sie waren! – Sie sind ein Offizier meines Regiments, und wenn Sie sich hier auch auf eine infame Weise benommen haben, so kann ich doch nicht zugeben, daß Sie wie ein gemeiner Hund erschossen oder an die Franzosen ausgeliefert werden. – Sie sind Ihres Dienstes entlassen! binnen drei Stunden haben Sie das Regiment zu verlassen! richten Sie sich so ein, daß man Sie, in der ersten Zeit wenigstens, nicht wiederfindet! Adieu – nun machen Sie, daß Sie fortkommen!«

»Erlauben Sie mir zum Abschiede noch ein Wort Herr Obrist,« erwiderte Bruno mit einer so entschlossenen und wuthflammenden Miene, daß der Obrist unwillkürlich das schon bereitgehaltene: »Schweigen Sie« wieder hinunterschluckte.

»Ich sehe ein, daß es am besten ist, wenn ich die mir angekündigte Entlassung annehme, sowohl für mich, als für den Herrn Obristen und den Herrn Grafen –«

»Was unterstehen –«

»Aber,« fuhr Bruno mit erhobener Stimme den Obristen schnell unterbrechend fort, »ich gehe nicht als Deserteur oder Flüchtling, wenn ich auch bereit bin, dies Vergehen meines Vorgesetzten und des Herrn Grafen mir aufbürden zu lassen. Ich werde mich bei dem Rittmeister und dem Major von Greifenstein, als von Ihnen aus dem Dienste entlassen, melden – und werde *immer* zu finden sein, wenn man mich finden *will*. Ich gehe nach Greifenstein, dort lassen Sie mich also *nicht* suchen Herr Obrist,

wenn Sie wünschen, daß ich einstweilen nicht gefunden werden soll.«

Der Obrist sah dem sich Entfernenden mit wüthenden Blicken nach.

»Ein frecher Bursche!« sprach er vor sich hin – »aber ich darfs jetzt so genau nicht nehmen, es ist schon viel werth, daß er gehen will. In Greifenstein soll er durch mich wenigstens nicht belästigt werden und der Graf werden auch schon Sorge tragen, daß es von anderen Seiten ebenfalls nicht geschieht. Dennoch bleibt es immer eine verdammte Geschichte! der Krieg! der Krieg! wird sie am ersten in Vergessenheit bringen.«

In einer minder großen Aufregung, als man hätte glauben sollen, ritt Bruno nach seinem Quartiere zurück. Die Träume des militairischen Ruhms waren zwar zerstört – aber er hatte überhaupt in dieser Hinsicht nicht lebhaft geträumt. Sein untergeordnetes Verhältniß, namentlich zu Egon, war ihm längst lästig geworden, und es ihm daher an sich gar nicht unangenehm, daß er das ruhelose, mit Entbehrungen und Gefahren aller Art verbundene Soldatenleben mit dem angenehmen Aufenthalt in Greifenstein in Malfi's Nähe vertauschen konnte, wenn er auch gewünscht hätte, die Veranlassung, die ihn zurückgeführt, möchte eine andere gewesen sein. Sein in solchen Dingen sehr erfinderischer Geist wußte jedoch auch dieser bald eine für ihn vortheilhafte Seite abzugewinnen. Es schien ihm nicht schwer, sich als Märtyrer, der die Verschuldung seines Vorgesetzten und noch höherer

Personen zu tragen habe, darzustellen. Daß die Gesandten selbst auf eine so schändliche Weise umgekommen, konnte ihn natürlich nicht beigemessen werden, da es außer seiner Macht gelegen, die trunkenen Soldaten in der Dunkelheit an der Ausübung jener Gräuel zu hindern.

Das waren ungefähr die Gedanken Bruno's und er beschloß sogleich bei Egon mit dieser Mystification den Anfang zu machen.

Sein Freund empfing ihn jedoch mit einer Kälte, wie er sie nie an ihm wahrgenommen hatte; selbst als er ihn von seiner Entlassung in Kenntniß setzte, änderte sich sein Betragen nicht.

»Ich sehe, Egon,« fuhr Bruno fort, »ich sehe, auch *Du, der Freund des Verdamnten*, hast bereits den Stab über ihn gebrochen, ohne ihn zu hören. Meine Vorgesetzten haben es mir nicht gestattet, mich zu verantworten, von Dir kann ich so nicht scheiden – mein Herz treibt mich vor Dir wenigstens mich zu rechtfertigen, höre mich an, Egon! und soll ich dann mit dieser schillernden militärischen Ehre auch zugleich Deine Freundschaft und Deine Achtung verlieren – – doch Du kannst, Du wirst mich nicht verdammen,« setzte er mit bewegter Stimme hinzu – »kannst Du es, so bist Du nie mein Freund gewesen, und ich verliere eigentlich nur ein Gut, das ich niemals besessen.«

Nun begann er in der ihm eigenen gewandten Darstellungsweise Wahrheit und Lüge so eng in einander zu verweben, wußte mit solchem Schein der Wahrscheinlichkeit alle Schuld theils auf diejenigen Personen, deren

Ordre er befolgt, theils auf die unglücklichen zufälligen Ereignisse zu wälzen, daß er gereinigt wie ein Phönix aus der Asche des Vorwurfs und der Beschuldigung herausprang.

»Nun richte, Egon, richte über mich, brich den Stab über Deinen Freund, der verantwortlich gemacht wird über den unglücklichen Ausgang eines ihm von seinen Vorgesetzten befohlenen Unternehmens! Brich den Stab über mich, und füge zu der schmachvollen Behandlung, die ich erlitten, wodurch mein ganzes Lebensglück zertrümmert wird, auch noch das schmerzvolle Bewußtsein hinzu, daß ich den Freund meiner Jugend verloren habe.«

»Es sei fern von mir,« sagte Egon, der den so beredt sich Vertheidigenden mit keinem Worte unterbrochen hatte, und der Ton seiner Stimme entbehrte noch immer der gewohnten Herzlichkeit, »es sei fern von mir, Dir die unglücklichen Folgen dieses für unser Aller Ehre höchst beklagenswerthen Ereignisses beizumessen, auch fühle ich, daß man es für angemessen erachtet hat, Dir alle in alle Schuld aufzubürden, aber eben so wenig kann ich es Dir verhehlen, daß Dein Handeln in zweifacher Art so tadelnswerth erscheint, daß Du mir gestatten mußt, mein Urtheil deshalb nicht auszusprechen weil es Dich verletzen müßte.«

»Sprich es aus, Egon,« rief Bruno, »ist dieses Verheimlichen, nachdem Du das Vorherige zu sagen keinen Anstand genommen hast, nicht verletzender, kränkender, als Alles, was Du noch anführen könntest? Sprich es aus,

ich fordere es von Dir ich verlange es von Deiner Ehre, daß Du es sagst.«

»Ich würde,« sagte Egon mit kalter Ruhe, »einen solchen Auftrag unter keiner Bedingung *angenommen* haben; ich hätte mich lieber den härtesten Strafen unterworfen, lieber freiwillig meinen Abschied genommen, als – Du verlangst Wahrheit,– als der Vollbringer eines so entehrenden Befehls geworden sein –«

»Das Entehrende fällt auf den zurück, der den Befehl gegeben; darf ich, der Soldat, der Subaltern-Offizier, mich weigern die Befehle meiner Vorgesetzten zu vollziehen? Würde nicht alle militairische Ordnung sofort aufgelöst sein, wenn der Untergebene sich erst in Reflexionen darüber einlassen wollte, ob er gehorchen dürfe oder nicht?«

»Du magst Recht haben Bruno,« erwiderte Egon, »dennoch würde ich lieber ein Opfer der militairischen Ordnung gefallen sein, als meine Ehre dieser zum Opfer gebracht haben.«

»Es wird schwer sein, daß wir uns jetzt darüber einigen,« entgegnete Bruno ausweichend. »Du selbst wirst bei ruhigerem Nachdenken vielleicht anders urtheilen; – und was ist der zweite Vorwurf, den Du mir machst?«

»Der, daß Du jetzt gehst und Dich der Untersuchung entziehst. Du gestehst dadurch Deine Schuld ein – eine

Schuld, womit der Verlust Deiner Ehre nothwendig verbunden ist. Bleibe Bruno,« fuhr er mit veränderter theilnehmender Stimme fort, »bleibe! unterwirf Dich der Untersuchung! – ich selbst will Dein Vertheidiger, Dein Fürsprecher bei dem Kaiser werden. Zieh' Dich nicht feig zurück! der ganze Zusammenhang, die Vernehmung der Husaren, Höpfners Aussage werden Dich rechtfertigen; und im schlimmsten Falle ist es besser, Du opferst Dein Leben, als Deine Ehre.«

»Das räthst Du mir? der Freund!« erwiderte Bruno nach einigem Stillschweigen; »ich soll bleiben, als Sündenbock für Andere, vielleicht, um den Franzosen ausgeliefert zu werden, und mein Leben wie ein gemeiner Verbrecher zu enden? ich soll bleiben, um Leben und Ehre zugleich zu verlieren? Ich halte meine Ehre, durch das, was ich gethan, nicht für verletzt, ich habe nur die Befehle meiner Vorgesetzten befolgt, ich bin ein Mensch und nicht verantwortlich für die Handlungen Anderer, welche zu verhindern außer meiner Macht lag. – Ich habe meine Entlassung angenommen, die mir in Ausdrücken, wie man einen Stallknecht wegjagt, zugeworfen worden ist; ich würde mich für entehrt halten, wenn ich diesen Rock noch eine Stunde länger trüge. – Ich gehe, und keine Macht der Erde soll mich zwingen länger der elende Söldling des Kaisers zu sein.«

»Auch hier sind unsere Ansichten schwer zu vereinigen,« erwiderte Egon mit seiner vorigen Kälte, nachdem Bruno eine Zeit lang geschwiegen. »So gehe denn Bruno,

ich wünsche daß ich Unrecht habe, und Du diesen Schritt nie bereuen mögest!«

»Niemals! gewiß niemals!« rief Bruno in anscheinend heftiger Erregung. – »Ist das Dein letztes Wort, welches Du für Deinen unglücklichen Freund hast? Darf ich Dich überhaupt noch so nennen?« setzte er mit weicher Stimme hinzu, seine Hand Egon entgegenstreckend.

»Dein Freund war es, der zu Dir geredet,« sagte Egon mild, ihm die Hand reichend, »er war es, der Dir jenen Wunsch mit auf den Weg gab – fordre nicht mehr von ihm Bruno, er würde es versagen müssen!«

»So leb denn wohl Egon – leb wohl! Sei der Vertreter Deines Freundes, soviel es Dir möglich ist.«

Ein Händedruck – und Bruno war verschwunden.

Egon stand lange regungslos auf derselben Stelle, seine Blicke hefteten an der Thüre des kleinen niedrigen Gemaches, die sich hinter Bruno geschlossen hatte.

»Ich bin doch wohl zu hart gewesen,« sprach er dann leise vor sich hin – »habe zu schonungslos den Stab über ihn gebrochen, ihm bittre Vorwürfe gemacht, statt ihm Mitgefühl im Unglück zu beweisen! – Dennoch – ich konnte nicht anders – ich mußte mich selbst verachten, hätte ich anders gehandelt.«

FÜNFTES KAPITEL.

Aber lauschen muß ich, lauschen,
Immer schmerzlich mich berauschen,
Bis der letzte Ton verhallt. – –
Und die Träume! Wehe! Wehe!

Wann ich leuchtend vor mir sehe
Wundersam sein hohes Bild.

Adelbert v. Chamisso.

Die Ermordung der französischen Gesandten verursachte, wie sich leicht denken läßt, einen gewaltigen Lärm. Ueberall, bei Freund und Feind, erregte diese Begebenheit allgemeines Entsetzen. Der Kaiser selbst erklärte auf dem Reichstage zu Regensburg laut seinen Abscheu über eine so verruchte That und befahl die strengste Untersuchung gegen die Urheber.

Die französische Regierung bezüchtigte Oestreich geradezu des absichtlichen Meuchelmordes. Man veranstaltete in Paris öffentliche Trauerfeierlichkeiten, und hielt bei dieser Gelegenheit die wüthendsten Reden, um das Rachegefühl der ohnehin schon exaltirten Franzosen aufzustacheln und die Nation dadurch zu den größtmöglichen Kraftanstrengungen zu bewegen.

Mignet drückt sich in seiner Geschichte der französischen Revolution hierüber folgendermaßen aus: »Diese unerhörte Verletzung des Völkerrechts, dieser vorbedachte Meuchelmord dreier mit einem geheiligten Charakter bekleideten Männer, erregte allgemeinen Abscheu. Der gesetzgebende Körper decretirte den Krieg, und decretirte ihn aus Zorn und Verachtung gegen die Regierungen, auf welche dieses ungeheure Verbrechen zurückfiel.«

So groß indeß das Aufsehen war, welches der beschriebene Vorfall erregte, so trafen dennoch die Prophezeihungen des Grafen und des Obristen ein. Durch die eingeleitete aber aus bekannten Gründen nicht sehr eifrig betriebene Untersuchung wurde ermittelt, daß das beklagenswerthe Ereigniß nichts als ein gewöhnlicher durch mißverstandene Befehle herbeigeführten Soldatenexceß gewesen sei, und die glänzenden Erfolge der Verbündeten ließen den Tod zweier an sich unbedeutender Personen bald der Vergessenheit anheim fallen.

Wirklich war der Feldzug des Jahres 1799 auf allen Punkten, mit Ausnahme von Holland, für die verbündeten Oestreicher und Russen so glücklich, und die französischen Heere wurden überall und besonders in der blutigen Schlacht bei Novi am 15. August so total geschlagen, daß dieses einzige Jahr fast alle ihre früheren Siege erfolglos machte. Das Glück schien an die Waffen der Verbündeten gefesselt, und so häufig auch die französischen Feldherrn wechselten, es wurde dadurch nicht ungetreu, und Massena, Scherer, Moreau, Macdonald, Joubert, und selbst Championnet, der von der Bank der Angeklagten zur Anführung der Armee abgeschickt wurde, hatten alle dasselbe Schicksal – geschlagen zu werden. Die neu geschaffenen Republiken, die schweizerische, die römische, die parthenopäische, wurden fast unter gleich großen Strömen von Blut und gleich großen Gräueln, wie bei ihrer Errichtung, wieder umgestürzt. Es war als habe

die Zeit Grauenhaftes und Ungewöhnliches mischen wollen, späteren Geschlechtern eben so Abscheu erregend, als unglaublich.

Wurde doch der von den Franzosen umgestürzte päpstliche Thron von Türken, Russen und Engländern, den verschiedenartigsten Ketzern, im Verein mit den rechtgläubigen Oestreichern, wieder hergestellt, und bedurfte doch die Privatrache in vielen der wieder eroberten Städte Italiens nichts als des Zurufes: »Herr Türke, da ist ein Jacobiner,« um sich des Feindes auf eine leichte und schnelle Art zu entledigen.

So groß das Waffenglück der Verbündeten aber auch war, so wenig wirklichen Vortheil brachte es ihnen. Der Russe Suwarow und der Erzherzog Carl waren selten einerlei Meinung, obgleich beide ausgezeichnete Feldherrn, und so geschah es, daß die verfehlte Landung der Engländer und Russen in Holland, welche für die ersten nur den Gewinn der niederländischen Flotte herbeiführte, sowie die, Besiegung Korsakows in der Schweiz durch Massena und Soult die Einigkeit der Verbündeten noch lockerer machte und endlich eine zusammenwirkende Kriegführung ganz aufhörte. Sie hatte nicht die gemeinsame Noth, nicht der feste unbezwingliche Wille die Unterdrücker zu besiegen und das erniedrigte zertretene Vaterland zu befreien von einem schändlichen Joche, zusammengeführt – dies war einer späteren glorreicheren Zeit vorbehalten; die Politik, der Wille der Herrscher, nicht die Begeisterung der Völker hatte die Heere bewaffnet und jene unnatürlichsten aller Bündnisse geschaffen.

Preußen beobachtete eine strenge Neutralität, es schien dies seinen Interessen angemessen, denn diejenigen des übrigen Deutschlands, des vor Altersschwäche zitternden Reichskörpers, waren nicht die seinigen, häufig den seinigen grade entgegen. Zur Einigung bedurfte es eines gemeinsamen Unglücks; jeder Theil des Vaterlandes mußte erkennen, daß sein vereinzelttes Streben nach Macht und Größe, auf Kosten seiner deutschen Brüder, ein verderbliches auch für ihn selbst werden müsse, daß der siegende Feind ihn nur so lange als Mittel gebraucht habe, als er seiner bedurft, um ihn dann eben so zu zertreten, als diejenigen, zu deren Verderben er selbst mitgewirkt. Welche tiefe Nacht der Erniedrigung mußte sich herabsenken auf unser armes Vaterland, bis die Morgenröthe der Freiheit blutig im fernen Osten tagen konnte! Wie viele tausend unserer Brüder, mehr als für seine Freiheit starben, mußten zermalmt werden von den Rädern des Triumphwagens des fremden stolzen Siegers! An allen Enden Europa's modern ihre Gebeine; und sie fielen alle für die Macht und den Ruhm Frankreichs – für die Schande ihres eignen Vaterlandes! – Und wie kurz war die Dauer der gemeinsamen Freiheit athmenden Begeisterung; wie bald war man bemüht, auch die nachklingenden Töne derselben durch Sordinen¹ weniger hörbar, weniger wirksam zu machen! wie beeilte man sich Deutschland den einfarbigen Kriegermantel, mit dem es sich in der Zeit der Noth bekleidet hatte, und der es

¹Dämpfer (Musikinstrument).

zum Siege geführt, langsam, schmeichelnd, lockend wieder aus- und die alte buntscheckige Narrenjacke wieder anzuziehen! Um jeden Fetzen wurde noch eine besonders trennende Schnur gesetzt, weil man die einfache Naht anderer Gesetze, anderen Geldes, anderen Maaßes und Gewichtes, überhaupt ganz anderer Einrichtungen nicht für scheidend genug hielt. Hinter jeder Umwallung aßen, tranken und lebten die Menschen wieder so verschieden, wie die Eskimos und die Araber der Wüste – es war wenig anders als 1799, und wäre Frankreich nicht *ganz* anders gewesen, wer weiß, ob wir uns nicht einer zweiten Radikalkur von Seiten unseres Nachbarn zu erfreuen gehabt hätten! Da war es zuerst der materielle Mensch, der Deutsche hielt von jeher viel auf seinen Magen, der diesen Zustand unerträglich fand. Das Reisen wurde Modeartikel, und es dadurch unbequem, daß man Abends ganz andere Speisen und Getränke einzunehmen gezwungen war, als am Morgen, oder vielleicht, auch am Mittag, ja vielleicht schon gar beim letzten Pferdewechsel; daß man seine Koffer täglich 10 bis 20 Mal durchwühlen lassen, oder sich zu eben so vielen Bestechungen der auf diese Sporteln angewiesenen Zöllner verstehen mußte. Langsam begann ein Schlagbaum nach dem andern zu sinken, man fand die Produkte des bis dahin ganz eingnähten Nachbarn ziemlich schmackhaft, überhaupt seine Lebensart recht erträglich und bemerkte nebenbei auch, daß er selbst ein ganz zuthulicher Mensch sei und ebenfalls deutsch spreche! Wie der Magen unverkennbar einen bedeutenden Einfluß auf unser

ganzes Wesen ausübt, schon der engen Verbindung des Ganglien- und Cerebral-Systems unserer Nerven wegen, so stieg die Idee eines gemeinsamen deutschen Vaterlandes langsam aus den niedrigeren Regionen zu den höheren empor, und scheint wirklich allmählig in Kopf und Herz übergehen zu wollen. – Ist es nicht wieder eine Täuschung, denen sich hinzugeben von jeher zu den größten Liebhabereien der Deutschen gehört hat, ist wirklich Alles das, was in der jüngsten Zeit in dieser Beziehung gesprochen, gesungen und geschrieben worden, als echte vollwichtige Goldmünze aus dem Prägestock der Begeisterung hervorgegangen, dann wird das einige und deshalb unbesiegbare Vaterland endlich die ihm gebührende Stelle im Staatenbunde einnehmen und überall, wie einst Brennus, sein Schwert in die Wagschaale des europäischen Gleichgewichtes legen können.

Möge es der Leser verzeihen, daß diese Ideen, welche, wie die Vereinsmünzen, immer mehr geliebt werden und in Aufnahme kommen, auch uns zu einer so langen Reflexion hingerissen haben, wir wollen uns dafür beeilen zu unserer Geschichte zurückzukehren

Der Herbst des Jahres 1799 war, ungeachtet der Unfälle in Holland und der Schweiz, für Deutschland wenigstens ein halber Herbst, den ihm das Schicksal für die kommenden zwei Mal sieben Hungerjahre gewährte, bis auf dem blutgedüngten Boden die junge Saat der Freiheit und der Vergeltung fröhlich emporschießen und gedeihen konnte.

Frankreich hatte alle Eroberungen in Italien wieder verloren und seine Heere standen auf dem linken Rheinufer. Der Feldzug war jeden Falls ein glücklicher zu nennen, denn vielfache Siege verherrlichten den Ruhm der deutschen Waffen.

Egon, der in vielen Schlachten mitgefochten, und bei dem Heere des Erzherzogs Carl in Schwaben stand, sehn-
te sich, nach so langer Abwesenheit, seine Mutter wieder-
zusehen. Hatte doch sein Herz deshalb schon manchen
Kampf mit dem starren Festhalten seines Willens an dem
einmal gefaßten Entschlusse zu bestehen gehabt. Jetzt
durfte er, ohne jede Verletzung eines in sophistischen
Gründen erfinderischen Ehrgefühls, seiner Neigung fol-
gen, die ihn nach der Heimath und in die Arme einer
geliebten Mutter zurückzog. Die Heere hatten die Win-
terquartiere bezogen, weshalb ihm der nachgesuchte Ur-
laub gern bewilligt wurde.

Bruno war unmittelbar nach seiner Entlassung nach
Greifenstein zurückgekehrt. Es wurde ihm nicht schwer
sich dort als das Opfer eines auf höheren Befehl veran-
lasseten, aber ohne sein Verschulden unglücklich ausge-
gangenen Unternehmens hinzustellen. Die Zweifel, wel-
che man im Anfange in seine Erzählung setzte, wurden

durch den Umstand beseitigt, daß man von Seiten Oestreichs nicht den entferntesten Versuch machte, sich seiner Person zu bemächtigen, und die öffentlich angedrohte strenge Ahndung an ihm zu vollziehen. So gewann er in den Augen der Bewohner Greifensteins, und namentlich in denen der Fürstin und Malfi's, um so mehr durch diese Begebenheit, als auch Egons Briefe kein Wort der Anklage gegen seinen Freund enthielten.

Der gute Mensch fühlt sich immer hingezogen zu dem Unglücklichen und Mißhandelten, und die lose besaitete Aeolsharfe des weiblichen Gefühls ertönt am leichtesten vom Hauchen des Mitleids berührt.

So schien Bruno in der Gunst Malfi's bedeutende Fortschritte zu machen. Es that ihr weh, den schon so tief Verletzten noch mehr zu betrüben, durch unumwundene Zurückweisung seiner Anträge, durch ein absichtliches Unbemerktlassen jener kleinen Aufmerksamkeiten, die einen so großen Werth gewinnen, so unendlich beglücken, wenn sie von der Liebe gegeben, von der Liebe empfangen werden. Vermochte sie es auch nicht über sich, weder durch Worte, noch durch irgend einen Theil ihres Benehmens, dem Drängenden eine direkte Zusage zu machen, so war sie doch duldender gegen ihn, und schien sich an den Gedanken zu gewöhnen, einst ihr Schicksal an das seinige gefesselt zu sehen.

Der Fürstin war dies veränderte Benehmen Malfi's nicht entgangen, und sie freute sich über die Verwirklichung eines ihrer Lieblingswünsche. Sie schrieb die anscheinend wachsende Theilnahme des jungen Mädchens

für Bruno, dem Zunehmen ihrer Neigung zu, und verfehlte nicht, wenn auch in der zartesten Weise, sie darin zu bestärken. So unbefangen Malfi auch war, es entging ihr die sichtliche Freude der Fürstin darüber nicht – denn Unbefangenheit und Feinheit des Gefühls sind ein Paar liebliche Zwillingsgeschwestern, die selten vereinzelt gesehen werden, und gewöhnlich zusammen die stille Kammer des Herzens verlassen, wenn gröbere Geister die Thüre derselben gesprengt haben.

So trat die Liebe zu ihrer Pflegemutter auch als Vermittlerin der Wünsche Bruno's in die Schranken, und er betrachtete die Verwirklichung derselben als etwas Bestimmtes, nicht mehr zu Verlierendes. Dadurch kam es, daß er selbst in seinen Bewerbungen weniger dringend wurde, denn der Genuß des Erwerbens überwiegt stets den des Besitzes. Eine Hoffnung mit dem bunten Gefolge süßer Zuflüsterungen, tändelnder, wogender, schaffender Ideen und Phantasien, ist sie nicht vielmehr werth, als die platte prosaische Erfüllung? und wenn sie scheitert an den Klippen des Lebens, verschlungen wird von den Wogen der gewöhnlichen täglichen Erscheinungen, trauern wir da nicht weit mehr, als wenn wir das weiche Kissen eines langgewöhnten Genusses verlieren?

Je geistiger der Mensch ist, je mehr das weite unbegranzte Reich der Phantasie sich ihm erschlossen hat, je schmackhafter wird er jenen Himmelstrank finden, den ihm die flüchtige liebliche Hebe credenzt.

So niedere Leidenschaften auch in Bruno's Seele Raum zu gewinnen vermochten, er war weder höhern Regungen ganz unzugänglich, noch weniger aber ein bloßer Diener seines Körpers und dessen Begierden; aber er hatte sich früh daran gewöhnt, jene Schwächen seines Herzens, was sie ihm zu sein dünkte, selbst zu bespötteln, und sein Handeln nach bestimmten Plänen zu regeln, die leider auf der Nachtseite seiner Seele gewachsen waren.

Malfi betrachtete er als sein eigen. Ihr Widerstand schien gebrochen, wozu daher ein rascheres Verfolgen seiner Absichten; er fand dieses noch unentwickelte tändelnde Verhältniß so reizend und anziehend, daß er es verschmähte die hervorbrechende Knospe zur entfalteten Blüthe zu treiben.

Der Herbst hatte seinen bunten Farbenteppich über die hinsterbende Natur ausgegossen, und die Sonne blickte mitleidig mit reinem aber kaltem Licht auf diesen Afterschmuck der alternden Matrone, und ließ sie in der Gluth der Schaam noch lange nach ihrem Scheiden zurück, als Bruno und Malfi von einem Spaziergange zum Schlosse heimkehrten. Sie waren unfern desselben auf einer Anhöhe stehen geblieben, und schienen beide das wechselnde Spiel der Farben in der wilden romantischen Gebirgslandschaft zu betrachten. Der Weg nach Westen zog sich über eine Anhöhe fort, welche gegen den gerötheten, brennenden Horizont abschnitt. An diesem Punkte hingen die Blicke des Mädchens. Der Widerschein der Abendröthe war auf ihrem Gesichte ausgegossen, ihre vollen lichtblonden Locken wogten, wie durchsichtig

goldner Aether, um ihren blendend weißen schön geformten Nacken. Alle Linien ihrer zarten edlen hohen Gestalt, alle Falten ihres Gewandes waren mit einem Purpursaume eingefasst und ihr großes tiefblaues Auge glich dem klaren glänzenden Himmel, von dem Dunkel der kommenden Nacht beschattet.

Bruno betrachtete sie mit Entzücken, sein Auge hing befriedigt und lüstern an diesen Reizen, und er dachte mit stiller Wonne des Tages, an welchem durch der Kirche Segen dies Alles sein eigen werden sollte.

»Was blickst Du so träumerisch in die Abendröthe, Malfi?« unterbrach er die Sinnende, »es wird Deinen Augen schaden, ich fühle, wie die meinen schmerzen, obgleich ich nicht weiß, ist es von dem Glanze der scheidenden Sonne oder Deiner leuchtenden Blicke.«

»Mein Herz ist voll Wehmuth Bruno, die ganze Natur blickt mich klagend und schmerzvoll an!«

»Welche Ideen? kann es einen schönern Abend geben, als den heutigen? Sieh' diesen klaren durchsichtigen Himmel, diesen goldenen Sonnenuntergang, diese Pracht der Farben auf den Bergen! athme diese frische elastische Luft – dies Alles ist mehr geeignet zur Heiterkeit und Lebenslust, als zur Wehmuth und Trauer zu stimmen.«

»Der Abend ist schön Bruno, aber er ist früh gekommen; der Himmel rein, aber kalt und theilnahmslos, er wird nicht mehr berührt von den Schmerzen und Freuden der Erde; auf den Bergen und den Wäldern liegt eine grelle Farbenpracht, aber es sind nicht die Farben des

Lebens, des Entstehens, es sind die des Todes, des Vergehens! – Es ist Herbst Bruno! ich sollte denken, je schöner ein solcher Herbstabend herniedersinkt, je mehr er sich in das Gewand des entschwundenen Frühlings hüllt, um so wehmüthiger müssen unsere Gedanken in der schönen Vergangenheit weilen!«

»Sprichst auch Du schon von einer Vergangenheit? Du, für die sich der Frühling des Lebens mit all seinen tausend Blüthen erst erschließt?«

»Es muß wohl im Menschen liegen, lieber Bruno, daß er sich sehnt nachidem, was gewesen ist, und hofft auf das, was kommen soll.« –

»Da kommt ein Reiter Malfi!« erwiderte Bruno rasch, als ob er Malfi's Bemerkung parodiren wolle, »er hält dort auf der Höhe, sieh'! wie sein dunkles Bild gegen den glühenden Himmel abschneidet.«

»Er sieht aus, als ob ein Heiligenschein ihn umflösse, und als wenn lichte Strahlen von ihm ausströmten! Ein wunderbar schönes Bild diese Reitergestalt auf dem Goldgrunde des Himmels!« sagte das erregte Mädchen. »Es ist ein Krieger Bruno, ich sehe den wallenden Federbusch!«

»Du hast eben so scharfe als schöne Augen; ich unterscheide nur einzelne blitzende Punkte, welche Deine Vermuthung zu bestätigen scheinen.«

»Er hält lange droben auf der Höhe, als betrachte er mit Aufmerksamkeit die Gegend; jetzt kommt er näher, sein Bild ist nicht mehr am Horizonte sichtbar.«

»Und hat den Heiligenschein verloren,« setzte Bruno spöttisch hinzu, »er trabt wacker! Du hast recht Malfi, es ist ein Soldat. Ein Husar –« sagte er nach einiger Zeit, »und wenn mich nicht die Dämmerung täuscht, ein Sze-klerischer.«

»Wenn es Egon wäre!« flüsterte Malfi kaum hörbar und ihre Blicke flogen in heftiger Erregung von der herannahenden Reitergestalt zu den Augen Bruno's, die aufmerksam an den Fremden hafteten.

»Es ist Egon!« rief dieser plötzlich, »ich erkenne deutlich seine Gestalt, auch sein Pferd, noch immer dasselbe, welches er im vorigen Jahre ritt; es ist gewiß Malfi, Du –«

Aber schon während des ganzen letzten Theiles seiner Rede hatte er keine Zuhörerin mehr gehabt. Wie eine flüchtige Gazelle war sie den kurzen Fußpfad, welcher die Anhöhe, auf der sie verweilten, mit der Straße verband, hinabgeflogen.

»Egon! Egon! lieber, bester Bruder!« rief sie dem Nahenden entgegen, ihre Arme gegen ihn ausbreitend.

»Malfi! Schwesterchen! *Du* bist die Erste, die mich empfängt!« jauchzte Egon, vom Pferde springend, und schloß das Mädchen fest in seine Arme.

Auch sie umschlang den Wiedergefundenen, – lange ruhten ihre Lippen aufeinander, und die dunklen Locken des Kriegers verwebten sich in die lichtblonden des Mädchens, als wollten sie sich zu einem unauflöslichen Bande vereinen.

»Nun laß Dich betrachten, mein liebes kleines Schwesterchen,« scherzte Egon, die lieblich Erröthende mit beiden ausgestreckten Armen festhaltend, »ich habe so viel von Dir gehört, daß ich wirklich sehen muß – – aber wahrlich! ich hätte Dich nicht wieder erkannt – so schön bist Du geworden!«

»O! nicht doch, Egon, sprich nicht so zu mir,« bat Malfi und blickte ihn mit ihren großen seelenvollen Augen so kindlich flehend an, daß er es nicht lassen konnte, er mußte die Liebliche nochmals an sein Herz ziehen und wieder einen langen Kuß auf ihre Lippen drücken.

»Sei gegrüßt in der Heimath Egon! nimm auch meinen Gruß, er ist eben so herzlich gemeint, als der Deiner lieblichen Schwester,« erscholl plötzlich die Stimme Bruno's – und Malfi riß sich verschämt aus Egons Armen los, als habe sie Unrechtes gethan.

»Sieh da! Freund Bruno,« rief Egon, diesem die Hand schüttelnd, auch Du bist hier – nun ich hätte es wohl denken können, setzte er scherzend hinzu – – ein bittender, fast schmerzvoller Blick Malfi's ließ ihn den Satz nicht vollenden.

»Was macht die Mutter?« fragte er eilig, »sie ist hoffentlich wohl? ich wollte sie überraschen,« fuhr er fort, nachdem diese Frage bejaht war, »aber es wird doch wohl besser sein, sie auf meine Ankunft vorzubereiten, willst Du es übernehmen liebe Malfi?«

»Gern, gern Egon; wenn ich es nur kann, wenn mich die Freude nur nicht verräth! – ach! ich möchte so gern die Erste sein, welche der Mutter diese freudige Botschaft

überbringt – aber wenn sie's nicht plötzlich erfahren soll – dann ist es besser, Du schickst Jemand anders.«

»So gehe Du Bruno! zögere nicht – aber übereile Dich auch nicht,« setzte er besorgt hinzu; eine plötzliche große Freude ist oft verderblicher als ein jäher Schmerz! Sei vorsichtig Bruno! ich folge mit Malfi Deinen Schritten.«

»Thut das,« sagte der Forteilende – »ich werde nicht lange Zeit zu dieser Vorbereitung bedürfen.«

Rührend war das Wiedersehen von Mutter und Sohn. Der Fürstin drohte, ungeachtet der geschehenen Vorbereitung, die plötzliche Freude dennoch gefährlich zu werden, denn als Egon mit Malfi hereintrat, und sie den langentbehrten, so heiß geliebten Sohn wirklich vor sich sah, vermochte sie ihm nicht entgegen zu gehen. Stumm streckte sie ihre zitternden Arme nach ihm aus, und als dieser zu ihr hinflieg und sie mit den Worten: »Mutter! Mutter! geliebte, theure Mutter!« umschlang, sank sie fast ohnmächtig zusammen. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe es den Liebkosungen des besorgten Egon gelang, sie soweit zu beruhigen, daß sie dieser mächtigen Gefühlsaufregung Herrin wurde. Malfi verhielt sich hierbei ganz leidend, denn sie selbst war vor Rührung unfähig irgend etwas zu thun, Thränen rollten über ihre Wangen, und als sie die Fürstin sich aufrichten sah, verließ sie eilig, in sichtlichem Kampfe mit ihren sie überwältigenden Gefühlen, das Gemach.

Wie immer, so gehörte auch hier erst einige Zeit dazu, ehe die drei Menschen zum Bewußtsein ihres Glücks gelangen konnten, und erst als die erste Springfluth der

Freude vorüber war, fühlten sie mit Wonne die gleichmäßigen Wogen derselben an ihre Herzen schlagen.

»Wie hast Du dich verändert Egon,« sagte die Fürstin, den Sohn mit entzückten Blicken betrachtend; »ein Jüngling zogst Du fort, und ein Mann kehrst Du wieder – wäre aber diese Veränderung auch nicht so vortheilhaft für Dich, wie sie ist,« setzte sie gerührt hinzu, »ich würde doch den allmächtigen Lenker unserer Schicksale da Oben auf meinen Knien danken, daß er mir mein einziges Kind vor den vielen Gefahren die ihm gedroht, gnädig bewahrt, und es mir zum zweiten Male geschenkt hat.«

Noch nie hatte die Fürstin in Malfi's Gegenwart es ausgesprochen, daß sie nicht ihr Kind sei, und wenn dies auch jetzt ohne alle Beziehung auf sie und ganz absichtslos geschehen war, so wurde dadurch Malfi doch auf eine so schmerzliche Weise an ihre Geburt erinnert, daß sie tief erröthete und eine Thräne wider ihren Willen ihr Auge füllte.

Mutter und Sohn waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um das Verletzende in der Fürstin Worten zu bemerken, was aus der folgenden Frage der letztern deutlich hervorging.

»Würdest Du ihn wohl wieder erkannt haben Malfi?« sagte sie lächelnd, »ich bin überzeugt, Du hast Dir von Deinem Jugendgespielen ein anderes Bild entworfen als solch einen gebräunten bärtigen Soldaten.«

Malfi wurde durch diese Frage, in Beziehung auf das Vorhergegangene, in Verlegenheit gesetzt; der Gedanke, daß Egon *nicht* ihr Bruder sei, der ihr kindliches Herz bis

dahin nie berührt hatte, erfüllte plötzlich ihre Seele und ließ darin mit einem Male eine Menge der verschiedenartigsten Ideen Raum gewinnen. Es war ihr nicht möglich die unbefangenen an sie gerichtete Frage zu beantworten, und zugleich fühlte sie das Peinliche ihres Schweigens.

Egon entzog sie dieser Verlegenheit.

»Du thust meiner schönen Schwester Unrecht, liebe Mutter,« erwiderte er, »sie war die Erste die mich erkannte und begrüßte – aber ich hätte Malfi wahrlich nicht erkannt, in dem schönen, lieblichen Mädchen, das auf mich zuflog, wenn sie nicht mit der alten lieben Stimme meinen Namen gerufen hätte. Wir haben uns eigentlich nur sehr eilig begrüßt lieb Schwesterchen,« sagte er scherzend, indem er ihre Hand ergriff – »Du bist Deinem Bruder noch viele Küsse schuldig für die lange Zeit, wo er sie hat entbehren müssen.«

Er zog sie bei diesen Worten an sich und küßte sie. – Anfangs zuckte ihre Hand, als wollte sie sich zurückziehen, um seine Liebkosung zu verhindern, – dann ließ sie dieselbe zwar zu, aber sie verhielt sich dabei so leidend, und ihre Wangen erglühten so sehr, daß es selbst Egon auffiel, wie dieser Kuß ein ganz anderer gewesen, als diejenigen, welche ihm vor wenig Stunden die Lippen des Mädchens so freudig und harmlos geboten hatten. Ach! diese Lippen! schönere hatten niemals zu einem Lächeln sich geöffnet, oder der Seele Empfinden zu Worten verkörpert. Wie mußten diese Lippen einst von Liebe reden, welches Entzücken spenden, wenn der Laut der

Sprache nicht mehr ausreicht! o diese Lippen! – wir müssen es nochmals sagen, sie waren das Schönste von allen Reizen, welche die Natur so verschwenderisch Malfi verliehen hatte.

Mit innerer Freude betrachtete die Fürstin ihre beiden Lieblinge; sie sah dieselben vereint in aufgeblühter Schönheit und in Fülle der Gesundheit vor sich stehen. Das Glück eines so lang entbehrten Genusses überwältigte ihr Gefühl, sie umschlang die noch Vereinten, und drückte beide an ihr Herz. – Es war eine schöne rührende Gruppe! Egons männliche, hohe Gestalt lehnte sich an die Mutter, sein schwarzer Lockenkopf ruhte auf ihrer Schulter; wie ein schlankes schüchternes Reh schmiegte sich das Mädchen an die Fürstin, deren glänzendes Auge, Dank und Thränen erfüllt über Beide zum Himmel empor blickte.

Da glitt plötzlich Malfi an der Fürstin hinab, und umfaßte wie krampfhaft ihre Knie, ein heftiges Weinen machte gewaltsam ihren Gefühlen Luft – und ehe noch die Bestürzten sie aufrichten konnten, hüllte eine Ohnmacht wohlthätig sie in ihren Schleier.

Man schrieb den Vorfall einem körperlichen Unwohlsein zu, und vergaß ihn bald, da Malfi am andern Morgen wohl und munter beim Frühstück erschien. Egons Anwesenheit veränderte wesentlich das Leben auf dem Schlosse, man wußte, daß sein Verweilen nur von kurzer Dauer sein könne, und bestrebte sich daher, gegenseitig so viel Freude und Glück als möglich in die Zeit seines Besuches zu vereinen. Die Fürstin vor Allen war ein leuchtendes

Bild der Freude. Mit Stolz blickte sie auf den Sohn, der, mit Ruhm und Ehre bedeckt, aus einem langen und gefährvollen Kampfe zurückgekehrt, und dessen Seele das wilde Kriegerleben eben so rein gelassen, als es seinen Körper männlich schön ausgebildet hatte. Und wirklich war es ein erhebendes Bild den aufmerksam besorgten Sohn im Verein mit der glücklichen Mutter zu sehen, dieser Wetteifer der zartesten kindlichen Liebe mit der hingebendsten aufopferndsten mütterlichen. Und wie schön kleidete Egon diese offene aber völlig ungesuchte Darlegung seiner kindlichen Liebe. Ist doch der wahrhaft starke und seiner Kraft sich bewußte Mann nie liebenswerther, als wenn er von edlen Gefühlen entflammt, sich fesseln läßt durch die zarte Hand des Weibes.

Malfi's Benehmen war insofern verändert, als sie stiller und nachdenkender zu sein schien; es wurde hiebei ein schlecht verheimlichtes Streben sichtbar, dies vor den Augen der Ihrigen zu verbergen, wodurch ihre Fröhlichkeit oft eine gezwungene ihr sonst ganz fremde Färbung erhielt. Gegen Bruno war sie hingebender und freundlicher als sonst; dieser selbst dagegen konnte sich in Egons Gegenwart zu der bis dahin gespielten Rolle nicht emporsteigern. Er fühlte sich gedrückt, und zog sich daher klug so viel als möglich zurück, welches von der Fürstin, und selbst von Malfi, als ein Beweis zarter Aufmerksamkeit, welche während der kurzen Dauer von Egons Anwesenheit, seine eigne Person in den Hintergrund treten ließ, angesehen wurde.

Egon selbst beschäftigte sich viel zu sehr mit seiner Mutter, um auf Bruno's Benehmen besonders Acht zu haben, auch konnte ihm eine Veränderung in demselben nicht auffallen, da er das frühere nicht kannte, sein jetziges aber den Verhältnissen völlig angemessen fand. So beredt und freigebig Bruno in der Erzählung seiner Kriegsthaten gewesen war, so schweigsam und wortkarg war in dieser Beziehung Egon. Nur der Zustand des Vaterlandes selbst beschäftigte ihn lebhaft, weshalb das Gespräch, sobald es den Krieg berührte, gewöhnlich hierauf übersprang, und ihn zu begeisterten Ergüssen seiner politischen Gesinnung veranlaßte.

Hiermit war aber den Frauen, namentlich Malfi, wenig gedient; denn sie interessirte mehr die Persönlichkeit Egons selbst, und gern hätten sie daher die Ereignisse in besonderer Beziehung auf diese erzählen hören. Malfi hatte bald das Mittel zur Erfüllung ihrer Wünsche gefunden – sie wandte sich an Stracke, der wie ein altes, liebgewordenes Hausgeräth, sich von je einer besondern Bevorzugung zu erfreuen gehabt hatte, die ihm jetzt natürlich noch in einem weit größerem Maaße zu Theil wurde. Dieser war eben so freigebig mit seinen Erzählungen, als Egon zurückhaltend, auch kam es ihm dabei auf eine der Sache angemessene Ausschmückung nicht an. So saß denn das junge Mädchen, während Egon bei der Mutter war, oft Stunden lang bei dem alten Soldaten und ließ sich »einen Faden spinnen«, dessen Ende ganz unabsehbar zu sein schien. Mit Genauigkeit wurde jede Schlacht,

jedes Gefecht beschrieben, die Mühseligkeiten der Märsche, der Bivouacs, der schlechten Quartiere geschildert, und bei Allem streng der Gesichtspunkt festgehalten, wonach Egon und Stracke stets im Mittelpunkt aller dieser Ereignisse standen, was für das lauschende Mädchen von besonderem Interesse war.

»Einmal,« so fuhr Stracke in seiner Erzählung eines Tages fort, »einmal wäre es beinah um meinen jungen Herrn geschehen gewesen; erschrecken Sie nur nicht, Fräulein!« setzte er hinzu als er sah, wie plötzlich die Rosen von Malfi's blühenden Wangen wichen, »sterben konnt' er nicht dabei, nein, von der Art war die Affaire nicht,« sagte er schmunzelnd, indem er sich, wie er häufig that, seinen langen Bart strich.

»Aber verwundet werden?« flüsterte Malfi, »vielleicht gefährlich verwundet werden?«

»Richtig! richtig! Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen!« rief Stracke und begleitete diese Worte mit einem schallenden Gelächter; »ich habe mich immer lang auf den rechten Ausdruck besonnen, und Sie haben ihn gleich gefunden. Ich muß Ihnen bemerken, Fräulein, daß ich bis diesen Augenblick noch nicht weiß, ob mein junger Herr dabei verwundet worden ist oder nicht, und ob nur leicht oder gefährlich!«

»Wie ist das möglich Stracke?« erwiderte Malfi besorgt, »glaubst Du wirklich, Egon könnte uns eine Wunde verheimlichen? – er sieht ja blühend und gesund aus!«

»Wer weiß das, wer weiß das,« sagte Stracke mit einem verschmitzten Lächeln, und schien sich an der Besorgniß des jungen Mädchens zu ergötzen.

»Ich bitt' Euch, erklärt Euch deutlicher Stracke, Ihr sprecht um ersten Male in Räthseln!«

»Ja, ja, ich erzähle jede Affaire so, wie sie sich begeben, ich setze nichts hinzu, und lasse auch nichts davon weg; Alles muß seine völlige Ordnung haben. Aber dies war eine höchst räthselhafte Affaire Fräulein, deshalb kann ich sie auch nicht anders erzählen.«

»Was war es denn?« fragte Malfi gespannt, »war's eine Schlacht? oder ein Gefecht? oder ein Ueberfall? oder –«

»Richtig! richtig! ein Ueberfall,« lachte Stracke wieder; es ist wirklich zum Bewundern, wie Sie immer die richtigen Ausdrücke finden können Fräulein!

»Nun so erzählt endlich,« bat Malfi, »Ihr habt mich lange genug auf die Folter gespannt!«

»Na, so hören Sie. Es war im vorigen Frühjahr, wir lagen in einem kleinen Städtchen in Böhmen in Cantonirung; es ging uns leidlich gut, die Quartiere hätten besser sein können, aber an Futter und Lebensmitteln litten wir keinen Mangel. Da dacht ich, hier kannst du die Pferde mal recht ordentlich pflegen, damit sie's aushalten können, wenn's wieder los geht; – aber das war weit am Ziel vorbeigeschossen. »Stracke! laß den Illo satteln! Du selbst reitest sogleich ab und meldest mich an; Du kannst ordentlich zutraben! oder: Stracke! ich fahre hinaus, hole mich Morgen Abend mit dem Achilles ab!« – so hieß das fast in jeder Woche ein Paar Mal, schlimmer,

als ob wir vor dem Feinde ständen. Und wo ging's immer hin? – Immer nach Schloß Steinau! – Und weshalb ging's immer nach Schloß Steinau? Ich kann's zwar nicht mit solcher Bestimmtheit behaupten, als daß wir in diesem Jahre die Franzosen tüchtig geschlagen haben, denn mein junger Herr war darüber sehr schweigsam und in jener Zeit besonders melancholisch – aber'n Kind konnt's begreifen, wir wären nicht so oft hingeritten nach Steinau, wenn da oben nicht die junge, schöne Gräfin Elise gewohnt hätte. War mein Major in Steinau, war er ein ganz anderer Mensch, als wenn er nicht da war. Er konnte ordentlich zuthunlich werden, wenn ich ihn da oben zu Bette brachte – »Gute Nacht lieber Stracke, geh' leg Dich zur Ruh', Du wirst müde sein und Deine alten Glieder werden des Schlafes bedürfen,« hieß es da oft, oder er sagte gar nichts, und stand am Fenster und sah immer nach dem Monde, und hörte es nicht einmal, wenn ich fragte: »Haben der Herr Major noch etwas zu befehlen?« – Zu Hause konnte ich ihm oft nichts mehr recht machen, »Geh' nur, geh', leg Dich schlafen, hieß es dann, »ich brauche Dich nicht,« und dergleichen Redensarten mehr. Es ist aber auch für Blitzmädel, wenn es erlaubt ist, so von einer gnädigen Gräfin zu sprechen. – Mir war dieses ewige Hin- und Herreiten sehr fatal, und ich mocht' darum den ganzen Handel nicht leiden; aber da hat mich die junge gnädige Gräfin zum Frühstück eingeladen und mir dabei so viel Schmeicheleien gesagt, daß es mir nachher ganz recht war, wenn wir nach Steinau ritten. Sie wollen's nicht glauben, Fräulein, aber es ist bestimmt wahr;

sie hat nicht ein bischen Stolz, die Gräfin Elise, und schön ist sie!« setzte er mit einem Schnalzen der Zunge hinzu – »ich habe in meinem Leben kein schöneres Mädchen gesehen!«

»Einmal war Ball im Städtchen, und da ist mein junger Herr mit ihr nach Hause gefahren, in der Nacht, im Mondschein. Bei dieser Gelegenheit, mein' ich, könnte die Verwundung vorgefallen sein, von der ich vorher sprach und von der ich immer noch nicht recht weiß, ob sie wieder zugeheilt ist oder nicht. Meinen Sie nicht auch Fräulein?« setzte er gutmüthig lächelnd hinzu. –

»Ich glaube man ruft mich,« hauchte Malfi kaum hörbar hervor, die schon lange hocherröthend und verlegen vor dem gesprächigen Krieger gesessen hatte, und von Schaam gefesselt, immer den Entschluß nicht hatte ausführen können, sich einer Unterhaltung zu entziehen, die, wie sie wohl fühlte, ebenso unpassend als peinlich für sie wurde. Jetzt aber entfloß sie eilig der Beantwortung der an sie gerichteten Frage, und war so schnell aus dem Gemache entschwunden, daß Stracke, dessen Blicke einen Augenblick auf einen andern Gegenstand gerichtet gewesen, eine Aeüßerung des Erstaunens und der Verwunderung nicht zurückhalten konnte.

»Sie ist fort, und wie weggeblasen! ja, ja! so etwas hören die Mädchen zwar sehr gern, aber nachher thun sie zimperlich und laufen davon. Uebrigens hätt' ich's wohl für mich behalten können,« brummte er in den Bart – »Du wirst wie ein altes Weib, Stracke, wenn Du im Schwatzen bist, so weißt Du von keinem Aufhören!«

SECHSTES KAPITEL.

Laß ab, Du Vielgeliebter, von der Armen,
Die schon der Liebe Schmerz um Dich beglückt;
Sie heißt Dich flieh'n und fest und fester drückt
Sie wonnetrunken Dich in ihren Armen.

Adelbert v. Chamisso.

Wenige Wochen nach Egons Ankunft in Greifenstein meldete ihm der junge Steinau, mit welchem er in der letzten Zeit in immer freundschaftlichere Beziehungen getreten war, den unerwartet erfolgten Tod seiner Mutter. Er hatte die Nachricht fern von ihr erhalten und seine Mutter auch bereits längst beerdigt gefunden, als er schnell in die Heimath zurückgekehrt war. Sein Brief athmete den tiefsten, aufrichtigsten Schmerz. Auch Elise hatte ein Paar Zeilen beigefügt, sie sagte darin, daß sie überzeugt sei, er werde Theil nehmen an dem Unglücke, was sie betroffen, welches ihr Diejenige geraubt habe, die sie eben so geliebt, wie ihre eigne Mutter, die so plötzlich von ihr geschieden und sie allein mit ihrem Schmerze zurückgelassen habe.

Egon war tief von dieser Nachricht erschüttert, er hatte eine fast kindliche Hinneigung zu der so fröhlichen, geistreichen und dabei sehr gutmüthigen Gräfin gefühlt, und dachte mit Schmerz daran, wie verlassen, wie traurig Elise jetzt sein müsse, da sie außer Rudolph keine nähere Verwandte besaß. Es beschäftigte ihn dieser Gedanke bei

weiten mehr, als der an seinen Freund, welcher den Verlust seiner Mutter zu beklagen hatte. Voll von ihnen, trat, er mit dem Briefe in der Hand in das Zimmer, in welchem seine Mutter und Malfi sich befanden. Er theilte ihnen die erhaltene Nachricht in einem Tone mit, welcher deutsch zeigte, welch großen Antheil er selbst daran nehme, und bat die Erstere, doch gleich an Elise zu schreiben, um sie einzuladen, Greifenstein zu ihrem künftigen Wohnort zu erwählen. Er trug diese Bitte mit einer Wärme vor, daß es selbst der Fürstin auffiel, um so mehr aber Malfi, in deren Gegenwart Egon bis jetzt Elisens noch mit keiner Silbe gedacht hatte, die sich ihrer sogar kaum erinnert haben würde, hätte ihr Stracke nicht die Affaire von dem Ueberfall erzählt.

»Von Herzen gern will ich schreiben, mein Sohn,« erwiderte die Fürstin, und gleich will ich es thun, wie Du es wünschest, wäre es aber nicht schicklich, daß Du selbst ein Paar Zeilen an die Gräfin Elise beifügest, da sie mich gar nicht kennt, und Du ihr doch auch wohl eine Antwort schuldig bist.«

»Das versteht sich von selbst, liebe Mutter, und ich werde vor Allem Rudolph bitten, Elise dazu zu bewegen hieher zu kommen. Wie verlassen müßte sich die Arme in dem einsamen Steinau fühlen, wenn Rudolph wieder zur Armee gegangen. Du wirst sie gewiß sehr lieb gewinnen Mutter, denn sie ist ein edles, geistig hoch stehendes Mädchen, und ihre äußere Schönheit gehört zu ihren unbedeutendsten Vorzügen. Der Gedanke, sie künftig bei Dir zu wissen, beruhigt mich unendlich! Sie muß jeden

Falls hieher kommen, und sollte ich selbst hinreisen und sie abholen.«

»Das würde sich kaum schicken, mein Sohn,« sagte die Fürstin, bei welcher auch die kleinste und unerheblichste Verletzung des äußern Anstandes, ja selbst einer nutzlosen, aber einmal hergebrachten Form, immer ein unbehagliches Gefühl hervorrief; »die Gräfin Elise wird hoffentlich unsere freundliche Einladung nicht ausschlagen; und dann auch gewiß das Mittel finden die Reise hieher auf eine ihrem Stande und ihrem Geschlechte angemessene Weise zu machen.«

»So schreibe liebe Mutter! schreibe gleich, in solch' Schmerz erfüllten Stunden ist das Mitgefühl Anderer das Einzige, was uns Trost gewähren kann!«

»Nebst dem Vertrauen auf Den, mein Sohn, der uns die Schmerzen sendet, wenn es nöthig ist, und auch den Trost, der nur allein von Ihm kommen kann!«

Egon umschlang gerührt die edle Mutter, denn in seinem Herzen wohnte ein eben so tiefes, unerschütterliches Gottvertrauen, wenn er auch dasselbe selten in Worten aussprach.

Vermögen wir es doch Alle nicht diejenigen Gefühle, die uns am mächtigsten bewegen, der unsichern, unzureichenden Fertigkeit der Sprache anzuvertrauen. Fest und tief verschließen wir sie in dem Allerheiligsten unseres Herzens, und nur, wenn das Schicksal, sei es durch den mächtig erregenden Strahl der Freude, oder durch den gewaltigen, zerschmetternden Hammer des Schmerzes jenen verborgenen Schrein öffnet, wird das Band der

Zunge gelöst, um dann in Lauten, die in jeder Sprache verstanden werden, mehr auszudrücken, als die bestgeordnetste Rede zu sagen vermag.

Selten sind daher diejenigen Gefühle und Gesinnungen, welche immer auf den Lippen der Menschen liegen, die ihres Herzens. Ein Schwätzer ist niemals von tiefer Empfindung, und ein Heuchler in der Kunst der Rede gewöhnlich sehr bewandert.

Daher sagten auch der Kuß und die stumme Uarmung Egons in diesem Augenblicke mehr, als es jede Erwiderung vermocht hätte, und wurde von der Mutter wohl verstanden. – Wäre Elise gegenwärtig gewesen – hätte Egon den Schmerz auf ihrem schönen Gesichte lesen können, wer weiß, ob er sie nicht an sein Herz gezogen und sie sein eigen geworden wäre für das ganze Leben, hatte doch schon der Gedanke an ihre Leiden und ihre hülflose Lage seine Gefühle so mächtig aufgeregt, daß er am liebsten sogleich hinüber geeilt wäre nach Steinau.

»So will ich denn gehen und schreiben, mein Sohn, in einer Stunde soll mein Brief fertig sein,« sagte die Fürstin, indem sie das Zimmer verließ. –

»Freust Du dich *auch*, liebe Malfi,« knüpfte Egon nach einiger Zeit das Gespräch wieder an, während welcher er, in Nachdenken verloren, am Fenster gestanden und in die Gegend hinausgesehen hatte, bis er durch ein Geräusch an des Mädchens Gegenwart erinnert wurde, »freust Du dich auch auf Elisens Ankunft? Sie wird Dir eine liebe Freundin werden,« setzte er, absichtslos ihre

Hand ergreifend, hinzu, ist sie gleich einige Jahre älter als Du.«

»Sehr, – sehr freue ich mich,« erwiderte Malfi leise, mit niedergeschlagenen Augen, »ich möchte, Dein Wunsch könnte schon heute, schon in diesem Augenblick in Erfüllung gehen.«

»Mein Wunsch? – Ist es allein mein Wunsch, der diese Empfindung in Dir hervorruft? nimmst Du selbst nicht auch Antheil an dem Geschick eines liebenswerthen, edlen, jetzt fast verlassenen Mädchens?«

»Gewiß – gewiß – sehr!« sagte Malfi kaum hörbar, während eine tödtliche Blässe ihre sonst so blühenden Farben verscheuchte.

»Was ist Dir Malfi? Deine Hand zittert! – Was ist Dir liebe, theure Schwester?« setzte er besorgt hinzu – »Thränen in Deinen Augen? bist Du unwohl? sprich, ich bitte Dich –«

Die Thräne, welche wie ein glänzender Thautropfen an den seidnen Wimpern des Mädchens gehangen hatte, fiel herab auf Egons Hand. – Länger vermochte Malfi diesen peinlichen Zustand nicht zu ertragen, sie riß sich los und entfloh aus dem Zimmer.

Egon blickte ihr sinnend nach. Es war offenbar eine heftige Gemüthsbewegung, in der sie ihn verlassen; aber die Ursache davon vermochte er nicht zu errathen. Das bloße Mitgefühl an der ihr unbekannten Fremden, konnte es nicht sein, das sie so sehr erregt hatte. Es kam ihm der Gedanke, als fühle sie sich nicht glücklich in dem Verhältniß mit Bruno, und er hatte fast Lust mit ihr darüber

zu reden, aber in welcher Beziehung stand dies zu dem Benehmen des Mädchens in dem vergangenen Augenblicke. Eine Ahnung beschlich seine Seele, eine Ahnung, die ihn zur Wahrheit geführt haben würde, hätte er sie weiter verfolgt, die sich mild und beseligend in sein Herz zu senken begann, welche aber der bescheidene Maßstab seiner eignen Werthschätzung und das Gefühl eines beginnenden Unrechts sogleich wieder verdrängte.

Dennoch verließ er in tiefen Gedanken das Zimmer um an Elise und Rudolph zu schreiben.

Die Briefe gingen ab, und man harrte schon mehrere Wochen auf Antwort. Zur Aufnahme Elisens hatte die Fürstin ein Paar Zimmer mit der freundlichsten Aussicht einrichten lassen, und Malfi schien ein besonderes Gefallen daran zu finden, sie so schön als möglich zu schmücken. Sie haschte häufig nach einem Vorwande sich darin zu beschäftigen, und brachte, wenn dies unbemerkt geschehen konnte, Stunden lang darin zu. Wer sie hätte beobachten können, der würde gesehen haben, daß sie ihre Zeit nicht bloß auf die Einrichtung der Zimmer verwandte, denn es war in dieser Hinsicht fast nichts mehr zu thun und für Alles was den Wünschen eines jungen Mädchens nahe liegt, hatte man gesorgt und sich bemüht durch die wohnliche Heiterkeit auf die Trauernde einen wohlthuenden Eindruck hervorzurufen. Jenen zarten kaum bemerkbaren Schmuck aber, der, wenn er erkannt wird, schon allein ein Seelenverständniß zwischen dem, der ihn darbringt und dem, für den er bestimmt ist,

hervorzurufen im Stande ist, den hatte Malfi jenen Räumen verliehen, und ihn so oft erneuert und verändert, als die verzögerte Ankunft Elisens und ihre eigne wechselnde Empfindung dies nöthig zu machen schien.

Schon oft hatte sie die holden Kinder des Frühlings dem Treibhause entnommen, und die nicht mehr ganz frischen durch neue ersetzt, schon oft selbst die Zusammenstellung der Blumen geändert, ihnen andere passender scheinende Gefäße gegeben, als ob sie in dem Allen zu der Kommenden reden und sie ihrer Liebe zum Voraus versichern wollte.

So stand sie eines Tages wieder vor dem halbverwelkten Bouquet Georginen, die auf dem Toilettentische Elisens ihre Schwestern draußen nur eine kurze Zeit überlebt hatten, und nahm eine nach der andern sinnend aus der kostbaren Porzellanvase, als denke sie über die Geschichte jeder einzelnen Blume nach. Dann ersetzte sie den Raub durch die mitgebrachten Kinder eines südlicheren Himmels, welche Kunst und Pflege zur Blüthe getrieben, und konnte nicht satt werden in der Anordnung ihrer buntfarbigen duftenden Lieblinge.

»Eine Blume unserer Berge will ich zu diesen Fremdlingen legen,« sprach sie vor sich hin, indem sie eine blaßrothe Georgine dem Strauße beigesellte, »wenn sie auch schon dem Verwelken nah ist – sie möchte so gern mit euch fortblühen – aber ihr werdet nur dazu beitragen ihr Leiden recht sichtbar zu machen!«

Sie küßte in mädchenhafter Schwärmerei die zarten kraftlosen Blätter der Blume, als wollte sie in dieser Berührung Trost geben oder selbst empfangen; dann nickte sie ihr wehmüthig zu und trat an's Fenster, von welchem aus die Straße über jene Höhe sichtbar war, auf welcher Egon und Bruno einst in den Krieg gezogen, und von der jetzt Elise herabkommen mußte.

Lange stand sie so in Gedanken verloren, ihr Auge hing an dem fernen Gebirge, ihre Hand hielt unbewußt noch immer den welken Blumenstrauß, ein unwillkürlicher Seufzer hob ihren Busen, und der zarte zierliche Zeigefinger des Mädchens schrieb wie im Selbstvergessen ein E auf die von ihrem Hauche beschlagene Fensterscheibe.

—

»Du scheinst Dich sehr mit der Freundin Egons zu beschäftigen, reizende Malfi!« flüsterte die Stimme Brunos, der leise durch die offene Thür hereingetreten und das Mädchen schon eine Zeit lang beobachtet hatte. Sanft umfaßte er bei diesen Worten die liebliche schlanke Gestalt, und drückte die Ueberraschte und Erschreckte an sich.

»Laß mich Bruno! laß mich!« rief Malfi mit einer Stimme, wie er sie nicht an ihr gewohnt war, indem sie sich gewaltsam los riß, »wer gibt Dir ein Recht mir nachzuschleichen und mir auf solche Weise zu begegnen?«

Ihre Augen glänzten, indem sie diese Worte sprach, die zart gezeichneten Braunen waren zusammengezogen, und eine hohe wechselnde Röthe überflog den durchsichtigen Schnee ihres Gesichts.

»Wer mir ein Recht gibt?« erwiderte der erstaunte Bruno, »habe ich denn so etwas Unerhörtes gethan, daß es dazu eines besondern Rechtes bedarf? Sprich was ist geschehen, daß Dich so sehr erzürnen konnte, denn ich kann mir wirklich die Ursache davon nicht erklären.«

»Das Gefühl des Anstandes hätte Dir sagen sollen, daß Du diese Gemächer nicht ohne Erlaubniß betreten darfst, und daß – daß – es unschicklich ist, mir auf solche Weise zu begegnen, ich werde,« setzte sie mit erhöhter Stimme hinzu, indem das Gefühl ihrer jungfräulichen Würde die ihr sonst eigne mädchenhafte Schüchternheit verdrängte, »ich werde derartiges nie, nie dulden, so lange ich über mich gebieten darf, wenn ich auch nichts bin, als ein Kind jener verachteten Zigeuner!«

Mit diesen Worten wandte sie Bruno den Rücken und verließ das Gemach.

»Was war das?« sagte dieser ihr nachblickend, »was war das? so hab ich das Mädchen nie gesehen. Sprach sie doch mit einer Bestimmtheit, die ich ihr nie zugetraut hatte. Woher mit einem Male diese plötzliche Veränderung, dieses ganz unerwartete selbstständige Auftreten? – Sollte dieses E, das ihr Finger hieher gezeichnet, wohl gar eine andere Bedeutung als Elise haben? – Das wäre schlimm, – wenigstens unangenehm; es könnte die Sache in die Länge ziehen – doch, fort, fort mit diesen einfältigen Gedanken – Egon ist bis über die Ohren in Elise verliebt, Malfi hat das errathen, und gefällt sich in dem Gedanken der kommenden Geliebten ihres Bruders alles recht schön zu bereiten, dann mit ihr zu phantasiren,

und sich in die Mysterien der Liebe einweihen zu lassen. Daß auch Elise Egon liebt, habe ich längst von dem alten Waschweib, dem Stracke, heraus gefragt, wenn Egon selbst auch erstaunt unbefangen thut. Wenn sie nur erst hier wäre, die gepriesene, unglückliche, trauernde Elise, dann werden sie sich schon zusammenstecken, und sich so verliebt zusammenschwatzen, daß die graziöse Malfi froh sein wird, wenn meine Arme ihren jungfräulichen Körper umschlingen. Aber dahinter will ich doch kommen, woher der Wind jetzt weht – und das bald.«

Er verließ, indem er dies sprechend dachte, das Zimmer, nachdem er sich zuvor sorgsam darin umgesehen hatte, um zu erspähen, ob nicht noch ein anderer Gegenstand ihm zur Entdeckung von Malfi's verändertem Seelenzustande behülflich sein könne. Dasjenige, was er sah, bestärkte ihn jedoch nur in der eben ausgesprochenen Ansicht.

Wenige Tage darauf liefen die ersehnten Briefe von Rudolph und Elise ein, durch welche die Ankunft der Letzteren, obgleich sie die Einladung selbst mit den wärmsten Danksagungen annahm, bis zum Frühjahr hinausgeschoben wurde. Eine so lange Abwesenheit hieß es, da auch Rudolph später wieder zur Armee zurückkehren müsse, mache das Ordnen des Nachlasses der Gräfin nöthig, welches noch eine längere Zeit hindurch die Anwesenheit der beiden Verwandten in Steinau selbst erfordere. Dann hielt Rudolph die Reise Elisens in der rauhen Jahreszeit und durch eine Gegend, welche von Truppen

der verschiedensten Art theils besetzt war, theils durchzogen wurde, für zu bedenklich, als daß nicht aus all diesen Gründen die Bitte um Verschiebung der Reise bis zum Frühjahr sich gerechtfertigt hätte.

Man hatte die nahe Ankunft Elisens schon als zu gewiß betrachtet und sich zu sehr darauf gefreut, um nicht diese Nachricht mit dem unangenehmen Eindruck einer getäuschten Erwartung aufzunehmen. Dem aufmerksamen Bruno entging es jedoch nicht, daß Malfi, so sehr sie es auch bedauert hatte, Elise noch nicht kennen zu lernen, doch heiterer und lebendiger zu sein schien, als sie es in der letzten Zeit gewesen war. Was Bruno aber am meisten auffiel, war der Umstand, daß auch Egon, der seiner Ansicht nach mehr oder weniger trostlos darüber hätte werden müssen, ebenfalls ruhig blieb und es sogar offen aussprach, wie er unter diesen Verhältnissen das Verschieben der Reise Elisens selbst nur gutheißen könne. Egons Charakter fing an ihm zum ersten Male unklar zu werden, und wie es Leuten seiner Gesinnung immer geht, daß sie eher etwas Schlechtes und Unwahrscheinliches der Handlungsweise Anderer unterschieben, als einen natürlichen Beweggrund; so hielt auch Bruno dafür, Egon habe sich in der Kunst der Verstellung sowohl geübt, daß nur er aus kleinen unbedeutenden Anzeigen zu ersehen im Stande sei, wie unangenehm es jenem gewesen, den Umgang Elisens für jetzt entbehren zu müssen.

Wenn es gleich häufig vorkommt, daß ein offener, gradedurchgehender Charakter gegen einen verschlagenen,

ränkevollen, den Kürzern zieht, so würde dies noch ungleich öfter geschehen, wenn der letztere nicht immer eher Alles andere voraussetzte, als eben den graden offenen Weg und dadurch selbst seine eignen klug und listig angelegten Pläne zu nichte machte. Bruno konnte sich von der Idee nicht lossagen, daß Egon Elise liebe, und dies zu verheimlichen strebe, und bemerkte es deshalb nicht, wie verändert seit einiger Zeit sein Betragen gegen Malfi geworden war. Es entging ihm, daß Egon nicht mehr die frühere unbefangene Sprache führte, sich ihr nicht mehr mit der freien, herzlichen, brüderlichen Zärtlichkeit näherte, sondern befangener schien, ihre Gegenwart vermied und wieder suchte, und dann oft so in Gedanken versunken war, daß ihn die Fürstin laut bei Namen rufen mußte, um eine Antwort auf eine völlig überhörte Frage zu erhalten.

Malfi war auffallend zurückhaltend, fast abstoßend gegen Bruno und duldete nicht den unbedeutendsten Beweis von Annäherung, nicht die kleinste Anspielung auf das zwischen ihr und ihm angeblich bestehende Verhältniß.

Gern hätte Bruno die Aufklärung, nach welcher er so sehr verlangte, und die sein sonst so erfinderischer Geist vergeblich durch Schlußfolgen zu erreichen strebte, sich durch eine Unterredung mit Malfi selbst verschafft, wäre diese nicht jedem Zusammensein mit ihm ohne Zeugen ausgewichen. Gelang es ihm, sie allein zu finden, und er ließ dazu keine Gelegenheit unbenutzt, so wußte sie ihn, worüber er sich am meisten ärgerte, so fern zu halten,

daß er, der Erfahrene, es nicht wagte ihr diejenigen Fragen vorzulegen, mit deren Lösung seine Gedanken sich fortwährend beschäftigten.

»Ich muß die Alte um Rath fragen,« sagte er eines Tages, als ein ähnlicher Versuch abermals gescheitert war; »komme ich mir doch wie ein Schulbube vor, diesem kaum den Kinderschuhen entwachsenen Mädchen gegenüber; sie kennt die Kräuter des Waldes und die Regungen des Herzens solcher jungen Dinger, woran, wie ich zu meinem Aerger gestehen muß, meine sonst immer ausreichende Erfahrung zu Schanden wird. Egon ist auch merkwürdig schweigsam und einsylbig geworden, er reitet halbe Tage lang in diesem keineswegs einladenden Wetter auf den Bergen und in den Wäldern umher. Es wäre verdammt! verdammt!« setzte er mit dem Fuße stampfend hinzu; »aber es ist baarer Unsinn, daß ich mich deshalb quäle. Er reitet auf die Berge, um nach Süden zu sehen,« fuhr er spöttisch lächelnd fort, »nach Süden, oder ganz genau nach Süd-Süd-Ost, wo die Ferne weilt – wo ihr Athem weht – um die Stelle des Himmels zu erblicken, die in ihrem Scheitelpunkte steht! Sehnsucht – Sehnsucht nach der fernen Geliebten! es soll ja ein recht süßer qualvoller Zustand sein. Ist es doch fast, als ob ich ihn selbst kennen lernen und der Spott auf mein eignes Haupt fallen sollte! Wie reizend erscheint mir das Schloß da oben, wie zieht es mich dorthin! – und doch blieb ich keinen Tag länger in diesen zwangvollen Verhältnissen, wäre *sie* nicht oben! – Sollte sie meine Schwäche erkannt haben und mit mir spielen, wie eine herzlose Kokette?

Die Mädchen sind sich in solchen Dingen alle gleich, der ganze Unterschied liegt nur darin, daß es einige weniger plump, mit mehr Anmuth, mit mehr Geist zu treiben verstehen, wie die andern. – Aber Malfi ist ein zu unschuldiges, natürliches Kind und der Teufel weiß, was ihr in das Köpfchen gefahren ist.«

Er verließ mit diesen Worten die Straße, auf welcher er von Greifenstein herabgekommen war, und schlug einen Weg ein, der zum Walde führte, in welchen er Wlarika zu einer uralten Eiche beschieden hatte. Er fand das Zigeunerweib schon an der verabredeten Stelle. Die Alte hatte sich von ihrer Krankheit wieder völlig erholt, und schienen, ihrem Aeußern nach, noch lange nicht Lust zu haben dem Tode den schuldigen Tribut zu zollen.

Bruno begann zu erzählen, und es dauerte lange, ehe er Wlarika von dem, was er auf der Seele hatte, Kenntniß gegeben. Sie hörte ihm aufmerksam zu, lächelte dann und wann spöttisch, und nickte zuweilen beifällig mit dem Kopfe.

»Nun sprich,« fuhr Bruno fort, nachdem er seine Mittheilungen vollendet, »sprich, was hältst Du von der ganzen Geschichte?«

»Was ich davon halte Junker? daß Ihr ein Thor seid, Euch um ungelegte Eier zu bekümmern.«

»Ich bitte Dich Wlarika,« fuhr Bruno auf, der die Geduld schon jetzt zu verlieren begann, »ich bitte Dich, sprich nicht in Räthseln. Du sollst die Räthsel lösen, deshalb kam ich hieher, nicht mir neue aufgeben, wenn Du

nichts Klügeres reden kannst, so werde ich gehen und meinen Weg allein nach eigenem Gutdünken verfolgen.«

»Vergeßt aber dann niemals,« hohnlachte die Alte, »daß Wlarika Euch dabei durchaus nöthig ist, daß Ihr ohne sie nichts, als höchstens einen albernen Streich machen könnt, sofern ihr's überhaupt versteht, das Jüngferchen zu kirren.«

»So sprich!« sagte Bruno mürrisch, »sprich! ich bin in diesem Wetter nicht umsonst hieher gekommen, und Du wahrscheinlich auch nicht.«

»S ist mir doch fast, als hätt' ich 'n Metzgergang gemacht. Ich dacht' wonders, was Ihr mir zu sagen hätt', und nun ist's nichts als dies alberne Zeug.«

»Wlarika!« zürnte Bruno; »Wlarika! vergiß nicht mit wem Du redest!«

»Seid ohne Sorgen, Junkerchen, seid ohne Sorgen,« erwiederte die Alte mit stoischer Ruhe, »ich vergeß dergleichen niemals!«

»Nun so erkläre Dich, Weib! willst Du mir Deinen Rath ertheilen oder nicht? Zu einer bloßen Unterhaltung mit Dir bin ich nicht hieher gekommen!«

»Mein Rath ist ganz einfach,« begann nun die Alte, »ihr müßt's abwarten, wie sich die Sach gestaltet, was weiß ich's, wie sie in einander verliebt sind, oder sich verlieben können. So junge Dinger sind neugierige lüsterne Fischchen, die leicht an jedem Köder anbeißen. Laßt den jungen Herrn Fürsten erst wieder fort oder das schöne Grafenkind angekommen sein, dann wird der Fuchs zum

Loche raus müssen. Was macht Ihr Euch aber Sorgen deshalb, ihr wißt ja, daß es ein Mittel gibt, dem Ding eine andre Wendung zu geben, wenn's schief gehen sollte.«

»Was nützt mir das Mittel, wenn es zu früh angewendet wird,« sagte Bruno gedankenvoll. – »Ich sehe, Du weißt so wenig zu rathen, wie ich selbst, nur darin hast Du recht – ich muß abwarten, wie sich die Dinge gestalten, möchte es nur dann, wenn ich klar zu sehen anfangen, nicht zu spät sein.«

»Zu spät kann es niemals sein, so lange die alte Wlarika lebt.«

»Oder so lange sie nicht krank wird, und Lust zum Schwatzen bekommt,« erwiderte Bruno lauernd.

»Wer sagt Euch das?« fuhr Wlarika heftig und verlegen auf.

»Ich weiß es, Alte! hüte Dich, und wahre künftig Deine Zunge, wenn Du zuviel schmutziges Fleisch gegessen hast und einige Leibscherzen verspürst! Denke stets daran, daß ich es erfahre! Nun leb wohl, und laß Dich einmal wieder oben sehen.«

Bruno wandte mit diesen Worten Wlarika den Rücken, und kehrte auf demselben Wege zurück, auf dem er gekommen war. Auch die Alte verließ bald den beschriebenen Ort, unverständliche Worte vor sich hin sprechend, aus denen jedoch eben keine sehr günstige Stimmung gegen Bruno hervorzugehen schien.

Wenige Wochen nach der eben beschriebenen Unterredung erhielt Egon Ordre zu seinem Regimente zurückzukehren. Die politischen Verhältnisse hatten sich, wenn auch anscheinend nicht ungünstiger, doch ganz anders gestaltet. Buonaparte, von Aegypten zurückgekehrt, war durch den 18ten und 19ten Brumaire, welcher das Directorium umstürzte, als erster Consul zur Gewalt gelangt. Obgleich Rußland aus der Coalition mit Oestreich herausgetreten und seine Heere von dem deutschen Boden zurückgezogen hatte, so waren doch die Friedensvorschläge Buonaparte's, welche er zur Befestigung seiner Gewalt zu machen vorerst für nöthig hielt, sowohl von England, als von Oestreich auf das Entschiedenste zurückgewiesen worden. Beide Staaten hatten ein enges Bündniß geschlossen und es schien, wie die Dinge standen, nur noch darauf anzukommen, den schon sehr gedemüthigten Feind ganz zu vernichten. Der durch den Rücktritt Rußlands entstandene Ausfall ward durch Werbungen ersetzt, welches um so leichter war, als ganz Italien, mit Ausnahme eines kleinen Theils, den die Franzosen noch besetzt hielten, an dem Kriege gegen dieselben Theil nehmen konnte, wogegen Frankreich lediglich auf seine eignen und sehr erschöpften Hülfsmittel beschränkt blieb. Die österreichische Armee in Italien unter Melas¹ sollte bis auf 140,000 Mann verstärkt werden, um Frankreich an der Südgränze mit voller Kraft anzugreifen; auf die Verstärkung der Rheinarmee dagegen schien

¹https://de.wikipedia.org/wiki/Michael_von_Melas

man weniger Gewicht zu legen, und bildete sie größtentheils nur aus Reichstruppen. Der Erzherzog Carl hatte, angeblich aus Kränklichkeit, wahrscheinlich aber, weil er mit dem Plane des Feldzuges nicht einverstanden war, das Commando niedergelegt, weshalb die Führung der Rheinarmee dem Generale Kray übertragen war.

So standen die Sachen im Winter des Jahres 1799–1800, glänzend genug, um zu den besten Hoffnungen zu berechtigen. Die Einberufung Egons geschah, weil das Regiment der Szeklerischen Husaren ebenfalls der italienischen Armee zugetheilt war und Ordre erhalten hatte dahin abzumarschieren.

Auf dem Schlosse Greifenstein brachte diese Nachricht eine wesentliche Aenderung der Dinge hervor. Die Fürstin sah den geliebten Sohn zum zweiten Male den Gefahren des Krieges Preis gegeben, alle die Sorgen wieder erneuert, die sie seinetwegen in den letzten Jahren gehabt. Versprach der Feldzug gleich einen glänzenden Erfolg und nur eine kurze Dauer, wer konnte wissen, ob Egon nicht zu denen gehören würde, welche mit ihrem Leben oder ihrer Gesundheit die zu erwartenden Siege erkaufen mußten. Die Fürstin wagte es daher auch ihn zu bitten, seinen Abschied zu nehmen, weil der bevorstehende Kampf doch nicht mehr die Befreiung des Vaterlandes, sondern nur die gänzliche Besiegung eines dem Anscheine nach schon ohnmächtigen Feindes bezwecke, und Egons eigner Stand und Rang in der bürgerlichen

Gesellschaft ihm die Pflicht auferlege, selbst an der Spitze seines Fürstenthums zu bleiben. Sanft, aber entschieden, wies Egon jedoch diese Bitte zurück; seine Begriffe von militairischer Ehre waren viel zu streng, als daß sie ihm erlaubt hätten, lebt, wo man sich zudem letzten entscheidenden Kampfe rüstete, die sieggewohnten Standarten seines Regimentes zu verlassen. Auch trieb ihn der Haß gegen den übermüthigen Feind wieder in den Kampf, denn er hielt den Schimpf, welchen Deutschland erlitten, erst durch die völlige Besiegung Frankreichs gesühnt.

Dennoch schien ihn nicht der ihm sonst eigne jugendlich frohe Muth zu beseelen, seine Stimmung war oft ein Gemisch von Weichheit und Ernst – räthselhaft seiner Umgebung, räthselhaft ihm selbst. Malfi war zur großen Freude Bruno's, in der letzten Zeit wieder freundlicher gegen ihn geworden, glich auch ihr Lächeln dem matten Blick der Sonne, der durch gebrochenes Regengewölk fällt. Es entging dem scharfen, lauernden Beobachter zwar nicht, daß ihr Benehmen, wenn auch anscheinend dasselbe wie früher, doch mit einer peinlichen scheuen Zurückhaltung verbunden, und ein gewisser Zwang darin unverkennbar war; dennoch genügte ihm vorläufig diese günstige Veränderung, deren Grund er jedoch eben so wenig zu entdecken vermochte, als den ihres früheren zurückstoßenden Wesens. Egon dagegen bemerkte nicht, daß die bisherige Unbefangenheit des Mädchens gegen ihn gänzlich verschwunden war, er bemerkte es nicht,

weil er sie selbst verloren hatte und daher in seinem eigenen Benehmen die Ursache davon fand.

Als Egons Einberufung gekommen, wurde Malfi stiller, und es schien, als ob sie einen innern Kampf durchkämpfe, als ob sie danach rings die Empfindung ihres Herzens den Blicken Anderer zu verbergen. Sie entzog sich der Gesellschaft, und mußte sie, ohne Aufsehen zu erregen, darin verweilen, so nahm sie wenig Theil am Gespräch, vermied es die Rede an Egon zu richten, und beschäftigte sich, obwohl mit sichtbarem Zwange, am meisten mit Bruno. Dieser war auch stets bemüht für ihre Unterhaltung in einer Weise zu sorgen, welche es ihr gestattete sich dabei so leidend als möglich zu verhalten.

Inzwischen rückte der Tag von Egons Abreise immer näher heran, die Sonne hatte nur noch zweimal ihren kurzen niederen Bogen am Himmel zu durchlaufen, um den jungen Krieger, zum Kampf gerüstet, von dannen ziehen zu sehen. Der kurze trübe Wintertag begann zu Ende zu gehen, die Fürstin, Egon und Malfi saßen noch am Kaffeetisch, die beiden ersten setzten ein Gespräch fort, welches den muthmaßlichen Gang der kommenden Kriegersereignisse betraf, jedoch eben nicht sehr lebhaft geführt wurde, da jeder der Sprechenden anderen Gedanken nachhing.

Durch die hohen tiefen Fenster schlich die Dämmerung allmählig in's Gemach, und wie die Gegenstände der Außenwelt nach und nach undeutlicher wurden, so begann das Seelenleben sich zu steigern und zu erhöhen. Die Phantasie führte ihre bunten Bilder dem geistigen

Auge der Schweigenden vor, und zeigte jedem *die* Welt, welche in seinen Hoffnungen oder seinen Befürchtungen lebte. Wer kennt ihn nicht, den süßen stillen Zauber jener Stunde, wo der scheidende Tag in den Umarmungen der leise heraufziehenden Nacht ausruht, und das Blut in unsern Adern ruhiger oder erregter fließt, wie es von dem Zustande unseres Herzens bedingt wird. Wer kennt sie nicht, die nicht zu beschreibenden Reize der Dämmerstunde, wo die Seele, in den Schleier dieses Helldunkels gehüllt, die Gewalt erhält, fesselloser sich zu ergehen, und unabhängiger zu werden von der zwängenden Wohnung des Körpers. Nur in jenem Dämmerlicht ist ihr dieses gestattet, als sollte sie auch dadurch es erkennen lernen, daß sie sich vergeblich bemühe hier auf Erden des vollen Lichtglanzes theilhaftig zu werden, den zu ertragen sie noch nicht fähig, in den zu gelangen sie noch nicht geläutert genug ist.

Die drei Menschen saßen stumm, jeder seinen Gedanken nachhängend, nebeneinander; das Feuer im Kamin flackerte dann und wann auf, und warf grelle, wirre, schnell wieder entschwindende und wechselnde Lichter. Egons Hand ruhte in der seiner Mutter, sein Auge hing fest und unverrückt an den undeutlichen Umrissen von Malfi's Gestalt, die regungslos an seiner Seite saß; nur wenn das Feuer eine augenblickliche Helle verbreitete, senkten sich seine Wimpern. Der Zufall führte, durch eine unwillkührliche Bewegung Egons, seine Hand mit der Malfi's zusammen. Jede, auch die kleinste Muskel, blieb ruhig in diesen beiden Händen, die nicht in, sondern nur

dicht neben einander lagen, aber die Pulse darin begannen heftiger zu schlagen, ein elektrischer, magnetischer Strom zog von einer in die andere hinüber und herüber – und doch that Jedes, als bemerke es die Berührung nicht – doch änderten die beiden Hände nicht im mindesten ihre Lage. Hätte ein Auge durch das Dunkel dringen können, es würde mit Rührung auf Malfi geblickt haben, es würde gesehen haben, wie die Schaam und das Gefühl eines unendlichen Glückes zugleich in ihren holden Zügen sich abspiegelten, es würde in diesen gesenkten Augenwimpern, in diesen leise aufeinanderruhenden Lippen, in dem unruhigen Steigen des jungfräulichen Busens vielleicht Manches gelesen haben – was aber Alles nur vorhanden war, weil es keines Menschen Auge gewahren konnte, und das zu beschreiben daher auch nicht möglich ist.

Endlich begann Malfi's Hand leise zu beben – Egon fühlte es, und wußte nun, daß sie ihre Stelle bald verlassen würde – fast unmerklich umschloß er sie, und ein langer sanfter Druck sagte dem bestürzten Mädchen, daß die nachbarliche Hand die ganze Zeit hindurch nicht absichtslos neben der ihrigen gelegen habe. Unter dem Vorwande Licht zu holen, erhob sich Malfi, und wurde während des ganzen Abends nicht mehr sichtbar.

Es war noch früh am Tage, als Egons Pferd, welches ihn schon in so mancher Schlacht getragen, unruhig auf

dem Schloßhofe scharrte, den noch zögernden Reiter erwartend. Die Fürstin konnte sich noch immer nicht losreißen, sie hatte dem scheidenden Sohne noch so Vieles zu sagen, ihn noch um so Vieles zu bitten, das Alles immer nur bezweckte, sein Leben und seine Gesundheit zu schonen, damit er glücklich aus dem Kriege wiederkehre, und sie ihn noch einmal an ihr Herz drücken könne, ehe sie sterbe. – Endlich nahte die bittre Scheidestunde – noch eine Umarmung und er mußte gehen. Malfi stand stumm, fast regungslos in einer Fensternische, keine Thräne hing an ihren Wimpern, aber sie sah sehr blaß und verweint aus, es war deutlich zu bemerken, daß sie die Nacht nicht geschlafen hatte und ihre Gefühle in gewaltsamem Kampfe zurückhalte. Egon, der sich gegen seine Mutter stark machte, vermochte es nicht mit Malfi zu reden und ihr ein Wort des Trostes zu sagen. Erst als er ging, wandte er sich zu ihr und indem er ihre Hände ergriff sprach er leise:

»Leb wohl meine theure Malfi – leb wohl, und denke zuweilen an mich!«

Das Mädchen hatte bisher fast theilnahmlos geschienen, jetzt entstürzten die Thränen gewaltsam ihren Augen – Egon umschlang sie und drückte sie, ihre Lippen wie ein Hauch berührend, an seine Brust – sie ließ es geschehen, es war fast als schmiege sie sich an ihn, aber sie erwiderte seine Umarmung, seinen Kuß nicht. Auch kein Wort des Abschieds vermochte sie hervorzubringen, sie nickte nur stumm mit dem Kopfe, während glänzende Perlen an ihren Wimpern hingen. Erst als Egon fort war,

schluchzte sie heftig und bedeckte ihr schönes schmerzenvolles Gesicht mit beiden Händen. Da ertönte der Hufschlag des Pferdes; schnell eilte sie ans Fenster, ein kaum sichtbares Winken mit der Hand erwiederte den letzten Abschiedsgruß des davon Sprengenden, dann eilte sie auf ihr einsames Zimmer, um dort in der milden Gabe des Himmels, den Thränen, Trost und Beruhigung zu finden.

SIEBENTES KAPITEL.

Tritt ein zu dieser Schwelle! | | Willkommen hier
zu Land!
Leg ab den Mantel, stelle
Den Stab an diese Wand!
Sitz oben an zu Tische!
Die Ehre ziemt dem Gast.
Was ich vermag erfrische
Dich nach des Tages Last.

Uhland.

Egon hatte Greifenstein kaum einige Monate verlassen, als Elise und Rudolph dort anlangten. Letzterer hatte seine Cousine begleitet, konnte aber selbst nur wenige Wochen daselbst verweilen, weil auch er nicht länger von seinem Regimente entfernt bleiben durfte. Dieser Umstand war auch die Ursache gewesen, daß der Besuch früher eintraf, als man eigentlich erwartet hatte,

da Rudolph Elise nicht allein reisen lassen wollte. Herzlich war die Aufnahme, welche die junge reizende Gräfin von Steinau in Greifenstein fand. Die Fürstin fühlte sich sehr zu dem geistreichen und fein gebildetem Mädchen hingezogen, welches der Zug von wahrer Trauer, der den Glanz ihrer Augen milderte, wie der Duft des Gebirges die am Sommerabend scheidende Sonne, nur noch anziehender machte. Es bedurfte nur wenige Wochen, um ein inniges Freundschafts-Verhältniß zwischen Malfi und Elise zu begründen. Obgleich in manchen Dingen sich unähnlich, gab es zwischen ihnen doch so viele gleichgestimmte Saiten, daß sie bald eine innige, ja fast schwärmerische Liebe verband. Elise, um einige Jahre älter und an Lebenserfahrung reicher, auch vielleicht von etwas schärferem Verstande, fühlte sich unendlich angezogen durch das tiefe vergeistigte Gefühlsleben ihrer jungen Freundin, durch welches das Auffassen selbst der gewöhnlichen äußern Erscheinungen eine nicht zu beschreibende, eigenthümliche, zarte Färbung erhielt.

Bruno hatte sich während der Anwesenheit des jungen Steinau in Greifenstein fast ganz zurückgezogen, ihr erstes Zusammentreffen war von der Art gewesen, daß er dies für rathsam hielt, denn das Benehmen Rudolphs gegen ihn, drückte, mindestens gesagt, einen so hohen Grad von Nichtachtung aus, daß es von Verachtung kaum zu unterscheiden war. Es zeigte Bruno deutlich in welcher Weise seine ehemaligen Cameraden über ihn geurtheilt und wie wenig sie geneigt waren, die Gründe des unglücklichen Ausgangs jener schmählichen Expedition in

etwas anderem, als in den Gesinnungen Bruno's zu finden. Der Eindruck, welcher dadurch auf diesen hervorgebracht wurde, war weniger der des Schmerzes oder der Selbstanklage, sondern der des Zornes und der Rache. Gerne hätte er deshalb mit dem jungen Rittmeister in der ihm nun so verhaßten Uniform der Szeklerischen Husaren angebunden, denn es fehlte ihm keineswegs an persönlichem Muthe; nur der Gedanke seine Verhältnisse zu dem fürstlichen Hause und namentlich zu Malfi dadurch zu verwickeln, vielleicht ganz zu zerstören, hielt ihn davon ab, und vermochte ihn, sich selbst einen Zwang aufzulegen, den er mit verbissenem Grimm ertrug.

Sein Haß gegen Rudolph ging aber sehr bald auch auf Elise über, in deren Benehmen er ähnliche Anklänge wahrzunehmen glaubte, und die er durch jenen, gegen sich aufgereizt, währte. Mit großer Besorgniß sah er daher das stete Zunehmen der Freundschaft Malfi's und Elisens, und konnte den Zeitpunkt von Rudolphs Abreise kaum erwarten, fest entschlossen, dann entweder den Einfluß Elisens auf seine Braut zu zerstören, oder jene durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel für sich zu gewinnen. Rudolphs Aufenthalt konnte natürlich nur sehr kurz sein, schon nach wenigen Wochen verließ er Greifenstein wieder, völlig beruhigt über das nächste Schicksal seiner lebenswürdigen Cousine, die in der Familie seines Freundes eine so gastliche freundliche Aufnahme gefunden hatte. Er ging, begleitet von den Thränen Elisens, und den herzlichsten Wünschen der Fürstin und Malfi's, sowie von dem Hasse eines Feindes, den er kaum

der Beachtung werth gehalten oder als solchen erkannt hatte.

Jetzt erst begann Bruno wieder freier zu athmen, er zeigte sich wieder in gewohnter Weise und suchte sich mehr als je den beiden jungen Freundinnen zu nähern. Vor Allem schien es ihm darum zu thun, Elisen eine andere Meinung über sich einzuflößen und sie für sich zu gewinnen. Er ließ es deshalb an keinerlei Aufmerksamkeit gegen sie fehlen, zeichnete sie bei allen Gelegenheiten mehr als selbst Malfi aus, und richtete sein Benehmen so ein, als bewege ihn ein tiefer Seelenschmerz, den ganz zu verbergen ihm gegen seine Absicht zuweilen mißlänge. Elisens scharfer Blick ließ sich durch alle diese Bemühungen jedoch nicht irre leiten; Rudolph hatte ihr wirklich eine Schilderung von Bruno entworfen, welche sie mit Verachtung gegen ihn erfüllte, und sie bedauerte im Stillen ihre neue, ihr so lieb gewordene Freundin, welche einst für das ganze Leben mit ihm vereinigt werden sollte. Malfi, die nichts Nachtheiliges von Bruno wußte, die sich im Gegentheil gestehen mußte, daß Alles, was Sie von ihm gesehen, die Prüfung auch der strengsten Moral aushielt, die in ihm einen Märtyrer der Vergehen Höherer erblickte, und sich deshalb Vorwürfe machte, daß sie seine Theilnahme nicht wahrhafter und herzlicher erwiedere – Malfi konnte dennoch die ahnende warnende Stimme nie ganz beschwichtigen, die ihr zuflüsterte: er ist doch kein wahrer, echter, guter, edler Mensch! jene Stimme, die sich, oft gegen unsern Willen, in das Herz senkt, wenn der unsichtbare Kuß unseres Engels unsere Seele

anhaucht; jene Stimme, welche, wie ein sicherer Ariadnefaden, die unerfahrene, unbeschützte Unschuld durch die labyrinthischen Irrgänge des Lebens führt, und die zu vernehmen nichts weiter nöthig ist, als ein offenes Ohr und ein williges, dem Guten zugewandtes Herz.

Bei Elisen war die Abneigung gegen Bruno das Resultat der Reflexion ihres Verstandes, ihr Herz war dabei nicht betheiligt – Bruno stand ihr in dieser Beziehung völlig fremd und gleichgültig. Daraus erklärt es sich auch, daß es diesem eher gelang, Elisens Meinung über ihn wankend zu machen, als Malfi, ungeachtet sie es selbst gern wollte, in Wahrheit an sich zu fesseln.

Bruno gewahrte mit Freude die Aenderung in Elisens Benehmen gegen ihn, und verfolgte seinen Vorthail in sicherer, doch kaum bemerkbarer Weise. So vermochte er nach und nach immer mehr Elise zu seinen Gunsten umzustimmen. Er wußte es geschickt zu veranlassen, daß Malfi selbst ihr die Geschichte von der Ermordung der französischen Gesandten im rechten Lichte schilderte, Malfi, die so gern bereit war Bruno in allen Dingen gefällig zu sein, weil sie glaubte ein Unrecht gegen ihn gut machen zu müssen, die alles, was in ihren Kräften stand, von Herzen dazu beigetragen hätte Bruno glücklich zu machen – wenn er nur sie selbst nicht, nur ihre Liebe nicht verlangte.

Aus dem beredten Munde der Freundin erfuhr Elise, anfangs mit Erstaunen, das aber bald in Theilnahme sich verwandelte, wie Bruno bei jener, ihm so sehr zur Last gelegten Handlung, nur als Werkzeug Anderer gewirkt,

wie seine eignen Befehle mißverstanden und nicht befolgt seien, und wie man dann doch ihm alle Schuld einer That aufgebürdet, die man auf diese Art am leichtesten von sich selbst habe abwälzen können. Sie hörte dann seine eignen Andeutungen über die schmähhliche Art, wie er behandelt worden, und seine nur halb ausgesprochenen Klagen, daß er dadurch von der Theilnahme an einem Kampfe ausgeschlossen sei, wozu ihn die Ehre und die Liebe zum Vaterlande gebieterisch treibe.

Die edle Seele Elisens sah nun ebenfalls bald in Bruno einen unschuldig Leidenden, bei welcher Ansicht sie noch mehr durch den Umstand erhalten wurde, daß Egon, dessen strenge Begriffe von Ehre sie kannte, ihm anscheinend seine Freundschaft nicht entzogen hatte. So standen die Sachen, als Bruno die beiden Mädchen eines Tages auf einem Spatziergange in den Schloßgarten begleitete, wo die ersten schönen Tage des Frühlings das erstorbene Leben wieder zu erwecken begannen. Das Gespräch war von Bruno nicht ohne leise Beziehung in Hinsicht auf die Verwirklichung seines Verhältnisses zu Malfi geführt worden, welches diese, so versteckt jene Andeutungen auch geblieben sein mochten, doch bewog, sich einer Unterhaltung zu entziehen, die für sie peinlich zu werden begann. Die Entfernung Malfi's und die leichte Möglichkeit, das begonnene Gespräch dem beabsichtigten Zwecke immer näher zu führen, schienen Bruno so günstig, daß er eilte diese Gelegenheit zu benutzen.

»Ihr Schweigen, gnädigste Gräfin,« begann er daher nach einiger Zeit, »läßt mich, wenn ich es mir richtig deute, erkennen, daß auch Sie den Grund der Entfernung unserer Freundin zu errathen scheinen.«

»Sie wird Geschäfte haben, Herr von Winter,« erwiderte Elise ausweichend, »und wird uns hoffentlich ihre Gesellschaft nicht lange entziehen.«

»Es ist vielleicht nicht ganz schicklich von mir,« bemerkte Bruno mit anscheinend bewegter Stimme, »wenn ich in einer Angelegenheit um Ihren Beistand bitte, die so zarter Natur ist, daß ich es kaum wage davon zu reden, sie betrifft aber Malfi's und mein eignes ganzes Lebensglück – sie kann Ihnen auch nicht unbekannt sein, und die Güte Ihres edlen Herzens bürgt mir dafür, daß Sie einen Bittenden der während seines kurzen Lebens schon den Kelch der Leiden bis auf die Hefe geleert hat, nicht zurückweisen werden. – Dennoch,« setzte er leiser hinzu, »werde ich nicht eher reden, als bis ich die Erlaubniß dazu von Ihnen erhalten habe.«

»Reden Sie, Herr von Winter,« erwiderte Elise mit einigem Zögern, während welchem sie die neu aufsteigenden Zweifel an Bruno's Redlichkeit bekämpft hatte, »reden Sie, sprechen Sie wahr und offen als Ehrenmann zu mir, gern werde ich zur Förderung Ihres Glückes beitragen, sofern meine Ueberzeugung mit ihren Forderungen vereinbar ist.«

»Es sollte mich unglücklich machen, wäre dies nicht der Fall, denn meine Wünsche würden dann etwas Unrechtes verlangen, womit Ihre Ueberzeugung gewiß niemals übereinstimmen kann.«

»So reden Sie, Herr von Winter,« entgegnete Elise, die sich durch diese etwas gesuchte Schmeichelei unangenehm berührt fühlte.

»Sie wissen,« begann Bruno, anfänglich nicht ohne Verlegenheit, die jedoch bald verschwand, »Sie wissen, daß ein Verhältniß zwischen Malfi und mir besteht, nach welchem ich zu der Hoffnung berechtigt bin, dieses lebenswürdige Mädchen einst die Meinige nennen zu dürfen; es kann Ihnen nicht unbekannt sein, daß dies der Wunsch der edlen Fürstin, daß es der ihres Sohnes, meines Freundes, ist. Malfi selbst hat, wenn auch nicht ausdrücklich eingewilligt, doch dem Allen nicht widersprochen, so daß ich mich dem beseligenden Glauben hingabe, nur mädchenhafte Schüchternheit sei die Ursache, daß die Zusage ihrer Seits mir in ausdrücklichen Worten immer noch nicht geworden sei. Und doch sind die Zweifel, die mein Herz bewegen, von der Art, daß ich mich vergeblich bemühe, mich ihren Qualen zu entziehen. Malfi's Benehmen ist eben so unerklärbar als verschieden. Anfänglich schien sie beglückt, sie duldete die Beweise meiner Zuneigung und schien sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, mir dereinst ganz anzuhören. Dann kam eine Zeit, sie fiel theilweise mit der Anwesenheit Egons zusammen, wo sie abstoßend und verschlossen gegen mich war, sie vermied meine Nähe und

war selbst hart, in einer Weise, die ihrem sonst so liebenswürdigen Charakter ganz fremd ist. Später änderte sich das wieder, und sie wurde, wie sie noch ist, freundlich, gütig und zuvorkommend – aber das ist auch Alles,« setzte er mit einem Seufzer hinzu; »es kommt mir oft vor, als thue sie sich Gewalt an, als wolle sie mich nur nicht betrüben, aber als stehe sie mir doch ferner denn jemals.«

Bruno hatte aufgehört zu reden und wartete auf die Erwiderung seiner Gefährtin, als diese aber ebenfalls schwieg, und beide eine Zeit lang stumm neben einander gegangen waren, fuhr er fort:

»Sie, verehrteste Gräfin, sind in der kurzen Zeit Ihres Hierseins, ihre Freundin geworden; Sie besitzen ihr Vertrauen und Ihnen würde es nicht schwer fallen, sich von dem Seelenzustande Malfi's zu vergewissern.«

»Und wenn ich das könnte?« fragte Elise, während ihre dunklen, glänzenden Augen fest auf Bruno hafteten, der vor diesen leuchtenden Blicken die seinigen niederschlug.

»Dann sollen Sie nicht das Vertrauen der Freundin mißbrauchen; gewiß nicht, aber Sie können mir, dem von den Qualen der Ungewißheit Gefolterten, sagen, was ich zu hoffen habe – Sie können vielleicht dazu beitragen die Zweifel in Malfi's Herzen, sei es an meiner Liebe, sei es an ihrem künftigen Glücke, zu verscheuchen, und dadurch das meinige und auch das ihrige herbeiführen.«

»Das Erste darf ich allerdings,« sagte Elise ernst, doch nicht ohne Theilnahme, »ob ich das Letzte *auch* darf, darüber kann ich jetzt noch nicht urtheilen, denn nie habe

ich bisher mit Malfi über diesen Gegenstand geredet. – Glückliche kann Malfi durch Ihren Besitz nur dann werden,« setzte sie mit einem Anflug von Erröthen hinzu, »wenn sie liebt – ist dies nicht der Fall, so glaube ich, daß weder meine noch eines andern Menschen Beredsamkeit die Liebe zu erzeugen vermag.«

»Und wenn das Gefühl der Liebe in dem Herzen dieses noch so jungen, sich selbst kaum recht bewußten Wesens, nur im Schlummer läge, würden Sie Anstand nehmen es zu meinen Gunsten zu erwecken?«

»Der die Liebe verlangt, der allein muß sie erwecken können, sonst darf es Niemand, – doch lassen wir das, Herr von Winter,« setzte sie, in dem Gefühle vielleicht selbst zu viel gesagt zu haben, hinzu, – »gern will ich Ihre Bitte erfüllen, soweit sie mit dem Glücke meiner mir so theuren Freundin vereinbar ist, und ein Mehreres haben Sie auch wohl nicht verlangen wollen.«

»Gewiß nicht gnädigste Gräfin,« erwiderte Bruno verbindlich, indem er sich vor der breiten Treppe, welche von dem Schlosse nach dem Garten führte, verabschiedete.

Bruno war mit dem Resultate dieser Unterredung nur halb zufrieden; er hatte mehr als eine solche unbestimmte Zusage erwartet, und es ärgerte ihn, daß seine Beredsamkeit so wenig Eindruck auf Elise gemacht hatte.

»Sie ist klug und listig wie eine Schlange, auch eben so schön,« sprach er vor sich hin, »und von der Liebe scheint sie mehr zu wissen, als Malfi; sie hatte gleich einige Sentenzen in dieser Beziehung bei der Hand, und ich

möchte wohl wissen, ob sie die Kenntniß derselben blos der Theorie oder einer praktischen Ausbildung verdankt. Das Letzte wäre interessant – besonders wenn Egon nicht einmal der Lehrmeister gewesen! Nun, es ist jeden Falls gut, daß sie hier ist, hoffentlich wird bei Malfi, die in diesen Dingen von weit schwereren Begriffen zu sein scheint doch etwas kleben bleiben! Doch wäre es Thorheit, wollte ich mich länger über mich selbst täuschen; das, was mich anfänglich trieb den Besitz Malfi's zu erstreben, ist jetzt fast zur Nebensache geworden – ich komme mir kindisch, erbärmlich vor, aber ich habe nur Gedanken für dies Mädchen, bin unglücklich, wenn ich sie nicht sehe, und entzückt über das kleinste Zeichen ihrer Gunst. Bruno, Bruno, welche Schwäche! wie oft hast du über ähnliche Empfindungen bei Andern gespöttelt! Und jetzt? – jetzt fühle ich, daß sie mein werden muß, koste es, was es wolle, daß ich eher sie, mich und Alles verderben könnte, als sie im Besitze eines Andern zu sehen. – Es wäre schlimm, sehr schlimm, wenn meine Ahnung mich nicht betrogen! Wahre Dich Egon! wahre Dich! treibe kein falsches Spiel! liebe die schöne Elise, aber liebe mit ihr nach Deinem Wohlgefallen, aber wilddiebe nicht in meinem Revier, oder wir treffen hart und sehr ernst zusammen!«

So war der berechnende planreiche Bruno auch ein leidenschaftlicher verliebter Mann geworden, der sich unfähig fühlte, in der bisherigen ruhigen, sicheren Weise fortzuschreiten, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Er hatte, wie dies solche Seelenzustände bedingen, keinen

andern Wunsch, als eine schnelle, rasche Entscheidung. Die eine, mächtigste Leidenschaft des menschlichen Herzens, die Liebe, erfüllte auch das Seinige, aber sie senkte sich nicht mild, wie der Blüthenduft und der Nachtigallenschlag einer »mondbeglänzten Zaubernacht« auf dasselbe hinab, sie blickte nicht freundlich und versöhnend darauf, gleich dem Strahl der scheidenden Abendsonne nach einem trüben, bewölkten Tage; sondern sie zog wie ein Gewittersturm von den Höhen der Cordilleras über den tropischglühenden Boden seiner Seele, die von den schwarzen Sklaven seiner Begierden urbar gemacht war.

Auch bei Elise hatte die Unterredung mit Bruno eine eigenthümliche Seelenstimmung hervorgerufen. Das Vertrauen, welches ihr dieser geschenkt, war ihr keineswegs angenehm, denn immer stand ihr Vertrauen zu ihm noch nicht ganz fest, deshalb berührte sie es verletzend, daß sie gleichsam in ein Bündniß mit ihm gegen Malfi treten sollte, war es auch nur, die Stimmung ihres Herzens zu erforschen, um Bruno davon in Kenntniß zu setzen; Sie erblickte auch schon darin einen Verrath gegen ein Wesen, welches ihr mit so offner Hingebung genah war. Sie liebte Malfi zärtlich, so zärtlich, als sie eine Schwester nur hätte lieben können, und beunruhigte sich daher bei weiterem Nachdenken darüber, daß sie Bruno irgend eine Zusage gegeben habe. Sie beschloß sich zwar über die Art von Malfi's Neigung zu Bruno eine nähere Aufklärung zu verschaffen, es aber von dem Resultate ihrer Forschungen abhängig zu machen, ob sie jenem davon etwas mittheilen werde oder nicht. Auffallend war es ihr

schon gewesen, daß Malfi, die sich mit einer so hingebenden Liebe an sie angeschlossen, in dieser Beziehung ihr nicht die leiseste Andeutung gegeben, ja es fast absichtlich vermieden hatte einen Gegenstand zu berühren, der doch offenbar von dem größten Interesse für sie sein mußte. Zuweilen war es ihr vorgekommen, als sei sich Malfi selbst in dieser Hinsicht nicht recht klar, oder als befinde sie sich noch in jener weiblichen Uebergangsperiode, welche weil sie die zarte Sehnsucht, die ein Geschlecht zu dem andern zieht, noch nicht zu empfinden vermag, von einer gewissen Härte und einem oft grell hervorstechenden Mangel des Gefühls begleitet ist. Erst das Erwachen jener Empfindung ruft die im Herzen der Jungfrau ruhende Frucht der weiblichen Milde und Hingebung hervor und verwandelt Diana in Cythere. Dann aber deuchte es ihr wieder, als sei dies keineswegs bei Malfi der Fall, im Gegentheil verrieth sie oft ein so tiefes fast schwärmerisches Gefühl, daß es unverkennbar war, ihr Herz empfinde jenen sehnenden Drang, wenn es sich selbst darüber auch noch nicht klar geworden sein mochte. Dazu war es unverkennbar, daß sie jedes Mal auch den leisesten Andeutungen in Beziehung auf ihr Verhältniß zu Bruno auszuweichen suchte, nur ging daraus nicht hervor, ob dies allein aus jungfräulicher Verschämtheit oder einer innern Abneigung dagegen geschah.

Wenige Tage nach der Unterredung Bruno's mit Elise saßen die beiden Mädchen Abends in Malfi's traulichem Stübchen, wohin Elise sie noch begleitet hatte,

nachdem die Fürstin zu Bette gegangen war. Draußen toste der Sturm um die alten Mauern des Schlosses und warf Schnee und Regen im bunten Gemisch an die Fenster, daß sie klirrend erbeben. Im Stübchen selbst war es desto behaglicher und angenehmer, der mit dem Winde sich ergötze Ofen verbreitete eine wohlthuende Wärme und die Lampe warf ein mattes, beruhigendes Licht durch das kleine freundliche Zimmer. Die beiden Mädchen saßen im Nachtgewande auf dem Sopha, Malfi hatte sich an Elise geschmiegt, ihr zarter, blondgelockter Kopf ruhte auf dem Busen der Freundin, von dem reichen dunklen Netze ihrer glänzenden Haare theilweise bedeckt. Malfi's Hände tändelten mit den langen aufgelösten Flechten Elisens, und diese neigte sich oft die hohe reine Stirn des Mädchens zu küssen.

»Weißt Du wohl liebe Malfi,« unterbrach nach einiger Zeit Elise die Träumereien, in welche beide versunken gewesen, »weißt Du wohl, daß ich noch einen sehr wichtigen Auftrag zu erfüllen habe, und doch zweifelhaft bin, ob ich es thun soll oder nicht.«

»Wenn der Auftrag von Wichtigkeit ist, und Du kannst ihn erfüllen, warum willst Du es nicht thun?«

»Beides ist der Fall, und doch bin ich unschlüssig, weil ich nicht weiß, ob ich nicht Jemand, den ich sehr lieb habe, dadurch betrüben möchte.«

»Dann thue es lieber nicht, liebe Elise, wenn es nicht durchaus nöthig ist.«

»Nöthig scheint es allerdings, und da es Dich betrifft, so wird es nur von Dir selbst abhängen.«

»Mich betrifft es?« erwiderte Malfi nicht ohne Neugier sich aufrichtend, dann bitte ich Dich, nimm keine weitem Rücksichten.«

»So laß mich Dir erst sagen, wer mir den Auftrag gegeben, als wessen Bevollmächtigte ich handeln soll, und dann erkläre Dich, ob ich es darf.«

»Und wer ist es, der eine so liebe Gesandte sich ansehen hat, der ich wohl schwerlich etwas abschlagen kann,« erwiderte neckend Malfi mit lächelndem Munde.

»Bruno,« sagte Elise, während ihre Augen forschend auf die so schalkhaft blickenden der Freundin gerichtet waren.

Als der Name ausgesprochen wurde, änderte sich plötzlich der Ausdruck in Malfi's Gesicht, ihre Augenwimpern senkten sich, die Grübchen der Wangen verschwanden und ein leidender Ernst trat an die Stelle der muthwilligen Fröhlichkeit.

»Bruno?« wiederholte Malfi nach einiger Zeit langsam und kaum hörbar.

»Nicht wahr, meine theure Malfi, es ist Dir unangenehm, wenn ich weiter rede,« sagte Elise, indem sie die Freundin umschlang und fest an sich drückte, »wenn ich es hätte ahnen können, so würde ich ganz geschwiegen haben.«

»Wie kommt Bruno zu Dir?« fuhr Malfi mit niedergeschlagenen Augen fort, als spräche sie mit sich selbst, »nicht wahr, Du sollst ihn benachrichtigen, wann ich

mich ihm verloben oder ihn heirathen will – und dazu hat er *Dich* auserkoren?»

Elise fühlte, wie ein leises Beben über den zarten Körper des Mädchens flog, und es that ihr nun unendlich leid dem Gespräche diese Richtung gegeben zu haben.

»Verzeih, verzeih mir meine liebe theure Malfi, wenn ich Dich betrübte, es war gewiß nicht meine Absicht, komm laß uns von etwas anderem reden; – wenn glaubst Du, daß Egon wieder schreiben wird? es ist lange her, daß wir keine Nachricht von ihm haben.«

»Egon?« erwiderte Malfi mit eben so tonloser Stimme, während ihr Gesicht tiefer an dem Busen der Freundin herabsank – »ich weiß es wirklich nicht Elise.«

Die letzten Worte waren mit einer so stockenden Stimme gesprochen, daß dies Elise gewiß aufgefallen wäre, hätte sie es nicht der noch immer andauernden, durch ihre frühere Frage hervorgerufenen Erregung des Mädchens zugeschrieben.

»Ich habe Dir Schmerzen verursacht Malfi,« fuhr sie nach einiger Zeit fort, während sie zu einem Entschlusse gekommen zu sein schien, – »dennoch muß das Mitgefühl der Freundin wohlthuend für Dich sein! Erleichtere Dein Herz! vertraue es mir, worin die Ursache liegt, daß schon eine so bedeutungslose Frage Dich so schmerzvoll berühren konnte; laß mich alles, auch Deine Schmerzen mit Dir tragen, meine theure Malfi; liebe ich Dich doch wahrhaft und mit meiner ganzen Seele.«

Malfi hatte während dieser Rede der Freundin einmal zu ihr aufgeblickt und den Ausdruck des innigsten Mitgefühls in ihren Blicken gelesen, doch die eignen thränenfeuchten Augen schnell wieder unter die seidnen Wimpern verborgen; ihr Busen hob sich rasch und ihre Hände zitterten in denen Elisens.

»Ich will mich ihm verloben,« sagte sie plötzlich mit sanfter aber fester Stimme, »ich will es, es wäre ja sündhaft, thäte ich es nicht, da sie es Alle wünschen.«

»Wenn es nicht der eigne Wunsch Deines Herzens ist, so wird es Niemand wünschen, gewiß nicht, wie kannst Du so etwas nur denken von denen, die Dich so sehr lieben?«

»Sie wünschen es, Elise, ich weiß es, die Mutter, Bruno selbst – auch Egon, – wäre es da nicht Unrecht, wollte ich widerstreben? Sie sagen, es sei zu meinem Glücke, und ich würde das selbst empfinden, sobald ich erst Bruno anhöre. – Ich bin ja noch ein unerfahrenes Mädchen, und sie müssen es besser wissen – sie, die ja Alle nur mein Glück wollen!«

»Und was sagt Dein Herz Malfi?«

»Mein Herz? – mein Herz – sagt mir, daß ich Dich unendlich lieb habe und ganz verlassen wäre, wenn auch *Du* mich nicht mehr liebtest.«

Bei diesen Worten umschlang sie die Freundin, und blieb still weinend an ihrem Busen ruhen. Auch Elise hatte die Liebliche umfassen, und es verging eine geraume Zeit, ehe die verschlungenen Arme sich lösten und sich

die Freundinnen stumm mit einem langen innigen Kuß trennten.

Als Elise später Bruno wiedersah, erwähnte sie der Unterredung mit Malfi nicht, und da er merkte, daß sie seinen Andeutungen in dieser Hinsicht absichtlich auswich, so war er klug genug nicht eine Erklärung zu veranlassen, die möglicherweise so ungünstig ausfallen konnte, daß er genöthigt gewesen sein würde, entweder seine Bewerbungen um Malfi aufzugeben, oder die mühsam errungene gute Meinung Elisens wieder auf's Spiel zu setzen. Aus diesen Gründen änderte sich daher auch wenig in dem Verhältnisse Bruno's zu Malfi, welche stets freundlich und zuvorkommend, dabei jedoch ängstlich zurückhaltend gegen ihn blieb, sich dagegen immer mehr mit ganzer hingebender Liebe an ihre Freundin anschloß.

Inzwischen begannen die kriegerischen Ereignisse, und die unglaublichen Erfolge der französischen Waffen auch auf dem Schlosse Greifenstein fast jedes andere Interesse in den Hintergrund zu stellen.

Wie bereits angeführt, war die Hauptmacht der österreichischen Armee unter Melas in Italien zusammengezogen. Ein Heer von 140,000 Mann bedrohte die Südgrenze Frankreichs. Am Rhein erwartete man keinen Angriff, weshalb die Armee unter dem Commando des Generals Kray, größtentheils aus Reichstruppen bestehend, mehr zur Beobachtung, als zur Ausführung eines erfolgreichen Planes dort aufgestellt war. Buonaparte erkannte jedoch, mit dem scharfen Blicke des Feldherrn sehr wohl, welcher Weg zum Herzen des Kaiserreichs führe, er würde

ihn erkannt haben, wenn auch nicht die alten Römerfeldherrn ihn eingeschlagen hätten. Die Unfälle der französischen Waffen in Deutschland schrieb er dem getrennten Wirken der einzelnen Heerführer zu, und vereinigte daher alle republikanischen Truppen längs der Rheingränze unter dem Commando Moreau's, der sich am 18ten Brumaire ihm unbedingt ergeben gezeigt hatte. Am schwierigsten schien es, seinen eignen Operationsplan zu verheimlichen. Seit dem Januar hatte er in Burgund eine Reservearmee gebildet. Er beabsichtigte mit derselben dem in Italien vorrückenden Melas in den Rücken zu fallen und zu diesem Ende den St. Bernhard zu übersteigen. Als er einsah, wie unmöglich es sein würde, diesen Plan länger zu verheimlichen, suchte er durch offene Kundmachung desselben ihm das Gepräge der Abentheuerlichkeit und Unausführbarkeit aufzudrücken, und zugleich die Beobachtungen nach einem andern Punkte zu lenken. Es wurde deshalb mit der größten Ausführlichkeit eine Heerschau in Dijon angekündigt und durch vielfache Zeitungsartikel dieses Gerücht überall verbreitet. Der Generalstab ging dahin ab und Buonaparte selbst hielt am 6. Mai Revue über 6000 Mann zusammengerafften Gesindels, über welches mit so vielem Pomp angekündigte und nun so lächerliche Ereigniß John Bull nicht unterließ seinen Witz in vielfachen Schmähartikeln und Carrikaturen freien Lauf zu lassen.

Inzwischen zog sich die eigentliche Reservearmee in verschiedenen Abtheilungen, denen sämmtlich ihre eigne Bestimmung unbekannt war, zusammen. Sie bestand aus

den Truppen, welche in der Vendée gestanden und aus der Besatzung von Paris, bei denen also der unglückliche Feldzug von 1799 das Vertrauen auf den an ihre Fahnen gefesselten Sieg nicht geschwächt hatte. Am 13. Mai beabsichtigte Buonaparte diese seine wirkliche Armee zu Lausanne und in den Tagen vom 16. bis 20. Mai geschah jener denkwürdige Uebergang über den großen St. Bernhard, der einzig dastehen würde auf den Blättern der Geschichte, vermöchte sie nicht schon in dem abentheuerlichen Zuge des großen Carthagers zu zeigen, wie der begeisterte Muth einer Armee, welche beseelt ist von dem Vertrauen zu dem Geiste und dem Glücke ihres Führers, die für unmöglich gehaltenen Schwierigkeiten zu überwinden vermag. Buonaparte's Zug über den St. Bernhard, mit Reiterei und Geschütz, ist für sich allein ein Kriegsroman, der, ohne daß die Phantasie des Beschreibenden es nöthig hätte, die Ereignisse zu verschönern oder zu ergänzen, das lebhafteste Interesse eines jeden Lesers erregen muß. Als er vollendet war, drohte das Fort Bardo zwischen Aosta und Ivrea den ganzen Erfolg desselben zu zerstören. Durch die von ihm beherrschte Stadt gleiches Namens führte der einzige Weg in die Ebene, und ein österreichischer Offizier vertheidigte diesen Posten so tapfer, daß alle Versuche ihn zu stürmen mißlangen. Das französische Heer war daher genöthigt auf den gefährlichsten Fußwegen über den Berg Albaredo zu klettern, über den Geschütze fortzuschaffen ganz unmöglich war.

Der Commandant des Forts, der diesen abentheuerlichen Zug aus der Ferne gesehen, benachrichtigte Melas,

daß der Feind ohne Artillerie erscheinen würde. Die Oestreicher hatten aus Schonung für die Einwohner ihr Feuer auf das Städtchen, dessen sich die Franzosen bemächtigt, eingestellt, jedoch gedroht, dasselbe sogleich wieder zu beginnen, sobald eine Kanone sich nähern würde. Nachts ging der Zug jedoch auf ausgebreiteten Matrazzen und Düngerhaufen geräuschlos vorüber, und obgleich die Kugeln der Oestreicher einige hundert Kanoniere tödteten, so wurde der eigentliche Zweck erreicht und die Geschütze gelangten in die Ebene.

Als Buonaparte den italiänischen Boden betrat, waren die Aussichten auf einen glücklichen Erfolg seiner Waffen keineswegs günstig. Die österreichische Armee hatte am 18. April die von Massena geführten Franzosen bei Voltri geschlagen, und diesen Feldherrn gezwungen, sich mit einem Theile seines Heeres in das von den Engländern seewärts blockirte Genua zu werfen. Melas ließ den General Ott vor Genua zurück und verfolgte den Rest des französischen Heeres unter Suchet, eroberte Nizza und Saron, und zwang die Franzosen sich über den alten Grenzfluß ihres Landes, den Var, zurückzuziehen, welcher nur durch einen schwachen Brückenkopf vertheidigt wurde. Als er die sichere Kunde erhielt, daß ein neues französisches Heer unter Buonaparte wirklich die Alpen überstiegen, und mithin in seinem Rücken sich befände, ging er von den Ufern des Var nach Turin zurück dem Feinde entgegen.

Buonaparte schien dagegen diese starke österreichische Armee, welche die seinige an Zahl fast um das Doppelte

übertraf, gar nicht als vorhanden zu betrachten. Er zog graden Wegs nach Mailand, erklärte dort sogleich mit der größten Zuversicht die cisalpinische Republik für wieder hergestellt, und bemächtigte sich auf diese Weise binnen wenigen Tagen der ganzen Lombardei, mit allen Kriegsvorräthen und Reserve-Parks der Oestreicher.

Das Unerwartete dieser Maßregel ließ Melas zu keinem sichern Entschlusse kommen, er sah sich von der Lombardei abgeschnitten, und, wenn gleich mit einem überlegenen Heere, zwischen zwei feindliche Armeen eingeschlossen. Nachdem Genua, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen, sich ergeben hatte, zog er den General Ott wieder an sich und beschloß, diesem für ihn schwankenden Zustande, durch eine entscheidende Schlacht eine andere Wendung zu geben.

Er hatte in dieser Absicht sein Hauptquartier nach Alessandria verlegt. Das französische Heer unter Buonapartes Befehl stand bei dem Flecken Marengo, in der Ebene zwischen Alessandria und Tortona.

Es war noch früh am Morgen des 14. Juni, als die Trompeten der Szeklerischen Husaren zum Ausrücken riefen. Das Regiment vereinigte sich bald mit mehreren andern Reitermassen, und blieb dann im Rücken der zum Angriff vorgehenden Infanterie halten. Bald verkündete der Geschützdonner den Beginn einer mörderischen blutigen Schlacht, bald zeigte das fortwährend an einer Stelle bleibende Kleingewehrfeuer, wie hartnäckig man um den Besitz einzelner Punkte kämpfte.

Für Egon und Rudolph, welche bis jetzt das Fortschreiten der Schlacht nur aus diesen Anzeichen vernehmen konnten, war daher der Befehl zum Vorrücken eine längst gewünschte Botschaft. Im scharfen Trabe flogen die geordneten Reihen der Husaren, dem in Dampf gehüllten, tobenden Schlachtfelde näher, und machten in der Nähe desselben auf einer Anhöhe Halt, von welcher aus sie, so weit dies überhaupt möglich ist, den Gang der Ereignisse beobachten, und schnell daran theilnehmen konnten.

»Jenes Dorf, dessen Thurmspitze dann und wann im Rauche sichtbar wird,« begann der neben Egon haltende Rudolph, scheint der Schlüssel der ganzen Stellung auszumachen. Die Unsrigen greifen es immer wiederholt an, aber die Franzosen vertheidigen es tapfer.«

»Es ist Marengo!« erwiderte Egon, »und liegt allerdings im Mittelpunkt der feindlichen Linie, soweit sich dies hier übersehen läßt. Die Infanterie ist wacker beschäftigt, auch die Artillerie hat zu thun, aber unerklärlich ist es mir, weshalb man eine so imposante Cavalleriemasse, wie wir hier bilden, ganz unthätig läßt.«

»Wir werden schon an die Reihe kommen, laß sie nur erst mürbe sein, dann fängt unsere Jagd an.«

»Ich wünschte es geschähe bald, zum bloßen Jagen sollte man uns nicht gebrauchen, wir sind stark genug die ganze Geschichte zu entscheiden.«

»Der Feldherr muß das doch besser wissen, Freund! zügle Deine Ungeduld, obgleich es freilich kaum zu begreifen ist, weßhalb wir so lange unthätig hier halten;

aber es kommt mir vor als würde das feindliche Feuer merklich schwächer.«

»Das wolle Gott, Rudolph!« rief Egon, die Hand des Freundes drückend, »dann werden hoffentlich unsere Trompeten bald schmettern!«

Wirklich schien es, als ob die Schlacht sich zum Vortheil der Oestreicher wenden wolle; der mörderische Kampf in und um Marengo zog sich mehr in das Dorf hinein, und obgleich der ungeübte Beobachter keine merkliche Veränderung daran wahrzunehmen vermochte, so entging es den Blicken der erfahrenen Soldaten doch nicht, daß die feindliche Linie nur mit großer Anstrengung ihre Stellung behauptete. So dauerte der Kampf noch mehrere Stunden, während immer neue Colonnen österreichischer Infanterie dem entscheidenden Punkte zueilten.

Gegen Mittag war endlich das Zurückweichen des Feindes nicht mehr zu verkennen, durch einen wiederholten tapfern Angriff wurde Marengo genommen und dadurch die feindliche Linie durchbrochen. Die französischen Heerhaufen von Lannes und Viktor zogen sich halb vernichtet und ohne Munition nur von der schwachen Cavallerie Kellermanns gedeckt in wilder Flucht zurück.

»Wenn wir nun nicht bald Arbeit bekommen,« rief Egon, der seine Ungeduld vergeblich zu unterdrücken sich bemühte, »dann hätte man uns ganz zu Hause lassen sollen! Sieh, sieh doch Rudolph, wie das Feld hinten von der unordentlichen Flucht des Feindes bedeckt ist! warum läßt man uns nicht einhauen, den Sieg vollenden und die Paar feindlichen Reiterhaufen vernichten?«

»Frag' mich nicht Egon,« antwortete Rudolph, eben so ungehalten, als sein Freund, »es scheint, daß die Infanterie allein die Lorbeeren des Tages erringen soll; doch sieh! ist es nicht der Commandirende, der in geringer Begleitung auf uns zureitet?«

Rudolphi halte sich nicht getäuscht, es war der bejahrte. General Melas, welcher sich den Cavallerie-Brigaden näherte. Unfern dem Standpunkte unserer beiden Freunde blieb er halten und sprach mit dem Anführer der Reiterei.

»Der Sieg ist unser, General!« rief fröhlich der von den Anstrengungen des Tages erschöpfte Greis. »Verfolgen Sie den fliehenden Feind, Sie haben frische Kräfte! Ich gehe in's Hauptquartier; General Zach hat den Befehl der Verfolgung übernommen!«

»Wohin soll ich mich wenden, Excellenz?« fragte der Cavallerieoffizier, befehlen Sie –«

»General Zach wird Ihnen Ordre senden! – Auf Wiedersehen. – Räumen Sie ordentlich auf!«

Mit diesen Worten ritt der Commandirende auf dem Wege nach Alessandria in der heitersten Stimmung weiter, den Führer so zahlreicher Cavalleriemassen darüber in Ungewißheit lassend, was er zu thun habe.

Die Flucht des Feindes wurde inzwischen deutlicher, und noch immer war keine Ordre des neuen Befehlshabers eingetroffen. Endlich sprengte ein Adjutant heran mit dem Befehle, den Feind zu verfolgen und ihm wo

möglich den Rückzug ganz abzuschneiden. In Folge dieser Weisung schwenkte die Reiterei, ihrer großen Masse wegen, mit bedeutendem Zeitaufwande rechts ab, als beabsichtige sie den linken Flügel des Feindes, der noch widerstand, anzugreifen oder zu umgehen.

Während dieses nutzlose Manöver ausgeführt wurde, begannen die Dinge auf dem Schlachtfelde sich ganz anders zu gestalten. Der von Buonaparte zurückgerufene General Desaix war mit frischen Truppen, ungefähr 4000 Mann stark, auf dem Kampfplatze angelangt, und hatte seine Stellung an der Straße links von Tortona nach Alessandria genommen. Kellermann mit seiner nur 500–600 Mann starken Cavalleriebrigade hatte Befehl erhalten den Angriff des General Desaix zu unterstützen, er war fast die ganze Zeit im Gefecht gewesen. Das Vorücken der Oestreicher geschah äußerst langsam und schwerfällig. Dennoch wurden die an Zahl viel schwächeren Truppen Desaix's in die Flucht geschlagen, und dieser tapfere General selbst, vor Kurzem erst aus Aegypten zurückgekehrt, tödtlich verwundet. Kellermann gewahrt, von Weinbergen gedeckt, die regellose Verfolgung von 6000 Ungarn, in deren Mitte sich der General Zach mit dem ganzen Stabe befindet. Er stürzt sich mit seinen wenigen Reiterei in ihre geöffneten Glieder, diese, die sich von ihrer eignen so zahlreichen Cavallerie abgeschnitten sehen, halten sich für umzingelt, panischer Schreck ergreift die in Unordnung gerathenen Bataillone, sie strecken das Gewehr, und Kellermann nimmt mit

seinen wenigen Schwadronen sie nebst dem zeitlichen Anführer der ganzen Armee gefangen.

Das österreichische Heer glaubt, seines Führers beraubt, der Feind habe bedeutende Verstärkungen erhalten und zieht sich übereilt nach der Bormida zurück. Die Cavallerie hat inzwischen ihren Flankenmarsch vollendet, als sie den Rückzug des Heeres erfährt und sich nun gleichfalls der Bormida zuwendet. Acht Tausend Reiter, die bis jetzt zum Ausgange der Schlacht nichts beigetragen, jagen in geschlossenen Gliedern über das Schlachtfeld zurück und geben dadurch das Zeichen zur allgemeinen Flucht, deren Ursache lediglich in Mißverständnissen ihren Grund hatte. An der Brücke entsteht ein furchtbares Gedränge, die Oestreicher gerathen in Unordnung und ehe der Abend auf das blutige Schlachtfeld herabsinkt, ist dasselbe in der Gewalt der siegenden Franzosen, nebst allen Ueberresten des Heeres diesseits der Bormida.

Wer die Seelenstimmung eines Kriegers nach einer verlorenen Schlacht kennt, der wird sich ein Bild von den Gefühlen der tapferen österreichischen Truppen machen können, in deren Herzen schon die Siegesfreude gelodert, und die nun nicht geschlagen waren, aber dennoch die Schlacht, aus Ursachen, die sie sich selbst nicht erklären konnte, verloren hatten. Und welch eine Schlacht! ganze Regimenter waren gefangen und 12,000 Todte hatten mit ihrem Leben die blutgedüngten Felder Marengo's nicht erkaufen können.

Egon setzte alle militairische Subordination bei Seite und sprach, der innern Aufregung nicht Herr, laut seinen

Tadel über die beispiellos schlechte Führung so imposanter Streitkräfte aus. Ein solcher Geist herrschte überall unter den Truppen, und man tröstete sich allein mit dem Gedanken, daß der durch Mißverständnisse entflohene Sieg in den nächsten Tagen wieder an die Fahnen Oesterreichs gefesselt werden würde. Aber Buonaparte war nicht der Mann, einen einmal errungenen Vortheil unbenutzt zu lassen. Hatte er selbst zwar den Tag von Marengo schon verloren gegeben, so war er doch keineswegs geneigt den Lorber, des Sieges mit einem Lebenden zu theilen; sein Ehrgeiz konnte dies höchstens mit einem Todten.

Des heldenmüthigen Desaix Eintreffen auf dem Schlachtfelde, seinem Tode, ward daher der verdiente Ruhm gezollt, Kellermanns kühnen Reiterangriffs, der fast allein der Schlacht jene günstige Wendung gegeben, aber nur nebenbei gedacht. Der Sieger war Buonaparte, der dem gefallenen Desaix auf dem Schlachtfelde von Marengo ein Denkmal setzen ließ, aber den Ruhm jenes Tages eben so wenig zu theilen entschlossen war, als die Früchte davon nicht reichlich zu pflücken. War der Verlust der Franzosen auch fast ebenso groß, als der der Oesterreicher, und deren Armee immer noch zahlreicher als die feindliche, es standen sich Buonaparte und Melas einander gegenüber und die Folgen waren vorauszusehen. Sie traten dennoch schneller und umfassender ein, als es wohl die Sieger selbst geglaubt haben mochten.

Schon am zweiten Tage nach der Schlacht gewährte Buonaparte dem überlegenen, kampfgeprüften Feinde

auf sein Ansuchen einen Waffenstillstand, unter der Bedingung, daß die oestreichische Armee binnen 14 Tagen die Citadellen von Alessandria, Tortona, Mailand, Turin, Pizzigherona, Arona und Piacenza, sowie die Festungen Genua, Coni, Cova, Lavona und Urbino räume und sich nach dem Lande zwischen dem Po und Mincio zurückziehe. –

Auf diesem Rückzuge, den die unbesiegten Regimenter vor dem schwächeren Feinde murrend ausführten, auf dem die Muthlosigkeit und das Aufgeben der eignen Sache mehr zunahm, als eine wiederholte wirkliche Niederlage hätte bewirken können, und da nun auch die so sehr ungünstigen Nachrichten aus Deutschland eintrafen, trat zum ersten Male das Schicksal seines Vaterlandes vor Egons ahnende Seele. Er sah den neuen hellleuchtenden Stern Buonaparte's am Horizonte aufsteigen, und dachte mit Schmerz und Erbitterung an das viele nutzlos geflossene deutsche Blut.

In Deutschland hatten die Franzosen überall gesiegt. Die Truppen, welche General Kray befehligte, waren, in vielen Gefechten geschlagen, bis Ulm zurückgedrängt. Am 5. Juni ward er abermals besiegt, und am 15., einem Tage nach der Schlacht von Marengo, zog er über die Donau zurück, und von Lecourbe bei Hochstädt geschlagen, nach der Oberpfalz.

DRITTER THEIL.

ERSTES KAPITEL.

»Nimm den Ring und denke mein,
Denk' an unsrer Kindheit Schöne!
Nimm ihn hin! ein Edelstein
Glänzt darauf und eine Thräne.«

Uhland.

Auf dem Schlosse Greifenstein hatten die immer ungünstiger lautenden Nachrichten vom Kriegsschauplatze die schmerzlichste Stimmung hervorgerufen. Schon seit längerer Zeit war weder von Egon noch von Rudolph ein Brief eingetroffen, weshalb man in banger Besorgniß über das Schicksal beider sich befand. War gleich Jeder bemüht diese nicht laut werden zu lassen und die trüben Ahnungen, welche seine Seele erfüllten zu verheimlichen, so entging es doch auch Keinem, daß der Andere sich denselben Zwang anthue und es ebenfalls absichtlich vermeide, über einen Gegenstand zu reden, der für ihn von dem höchsten Interesse sei. Dieser Zustand begann peinlicher zu werden, als das offne Aussprechen auch der allerschlimmsten Befürchtung ihn hätte machen können, dennoch hatte keines jener weiblichen Wesen den Muth ihm ein Ende zu machen. Inzwischen waren die französischen Heere weit über Greifenstein hinaus nach dem Herzen von Deutschland vorgedrungen, jede Verbindung mit den befreundeten Armeen hatte aufgehört, und nur

die abgelegene Lage des Schlosses war die Ursache gewesen, daß bis jetzt dort keine feindlichen Soldaten sich gezeigt hatten. In den letzten Tagen des Juni rückte jedoch ein Detachement französischer Reserve-Cavallerie in das kaum drei Meilen entfernte Städtchen, und verübte dort alle die Gräuel, welche die tapfern Republikaner im feindlichen Lande zur Einimpfung der Freiheit und Gleichheit für nothwendig erachteten. Der Requisitionen, der Contributionen und der besondern Erpressungen gab es kein Ende.

Selbst bis Greifenstein dehnten sich die Abstecher der unersättlichen Herrn aus, und der Fürstin war aufgegeben, binnen wenigen Tagen eine sehr namhafte Summe zu zahlen, bei Vermeidung der Plünderung. Das Geld wurde geschafft, und am bestimmten Tage erschien der französische Offizier, es in Empfang zu nehmen. Der Amtmann war angewiesen es ihm zu übergeben. Nachdem das Geschäft beendet, wünschte der Offizier; es war ein Elsasser und der deutschen Sprache vollkommen mächtig, die Fürstin zu sprechen, um ihr für die genaue Erfüllung der Wünsche seines Commandanten zu danken. Die Art und Weise, wie dies Verlangen ausgesprochen wurde, schien es gerathen zu machen, es der Fürstin vorzutragen. Diese befahl, den Offizier zu ihr zu führen.

Er erschien in einer Weise, welche deutlich die Absicht verrieth, zu beweisen, wie wenig ein echter Republikaner auf Rangverhältnisse in irgend einer Weise Rücksicht zu nehmen nöthig habe.

»Guten Abend Bürgerin,« redete er die Fürstin an, indem er einen Stuhl ergriff und sich setzte, »nehmen wir Platz, ich bin wahrlich müde vom Dienste des Tages.«

Die Fürstin blieb stehen, und indem sie mit der ihr eigenen sanften Hoheit auf den vor ihr Sitzenden herabblickte, erwiderte sie:

»Erlauben Sie mir stehen zu bleiben, die Gebräuche der gebildeten Gesellschaft ändern sich in unsern bewegten Zeiten so oft und so häufig, daß ich nicht mehr darüber erstaune, wenn ein junger Mann sich niedersetzt, während eine ältere ihm unbekannte Frau vor ihm stehen bleibt. Was Sie mir aber zu sagen haben, mein Herr, lassen Sie es kurz sein, meine Zeit ist eilig.«

Der Offizier war schon während dieser Rede etwas verlegen wieder aufgestanden.

»Verzeihung Bürgerin,« fuhr er fort, »wir Franzosen rechnen die Galanterie gegen das schöne Geschlecht zu unsern Nationaltugenden, ich bin nur gekommen meinen Dank für die schnelle Erfüllung der Wünsche meines Commendanten auszusprechen.«

»Sagen Sie: »Befehle«, mein Herr, Sie dürfen das thun, ohne Ihrer Nationaltugend zu nahe zu treten.«

»Aber durch die Nothwendigkeit hervorgerufen und wie ich mir schmeichle, mit der möglichsten Schonung ausgeführt.«

Die Fürstin nickte als Erwiederung nur leise mit dem Kopfe. Den jungen Republikaner schien diese geringe Anerkennung seiner Verdienste zu ärgern, denn sein Mund verzog sich zu einem spöttischen Lächeln, als er fortfuhr:

»Sie haben einen Sohn, Bürgerin, er dient in der feindlichen Armee?«

Die Fürstin erblaßte, erwiderte aber sogleich mit ruhiger Würde:

»Mein Sohn steht bei dem siegreichen Heere der Oestreicher in Italien, ich werde das niemals leugnen, sollte es mir auch zum Verbrechen angerechnet werden.«

»Das würde grausam sein,« spöttelte der Offizier, »denn wenn er wirklich noch zu den Ueberbleibseln jenes siegreichen Heeres gehört, so kann er uns keinen Falls mehr Schaden zufügen.«

»Spielen Sie nicht mit den Gefühlen einer Mutter junger Mann,« sagte die Fürstin, die nun ihre Ruhe zu verlieren begann, »ich beschwöre Sie bei der Liebe, welche Sie für Ihre eigne Mutter hegen, reden Sie, wissen Sie etwas Nahms von dem Schicksale meines einzigen Kindes?«

Der Offizier gehörte keineswegs zu denen, welche im blutigen Kriegshandwerk jedes bessere Gefühl verloren hatten, er sah das Zucken des Schmerzes auf dem leidenden Gesichte der Fürstin und schämte sich selbst seines früheren Benehmens.

»Was ich Ihnen sagte ist wahr, Bürgerin,« erwiderte er, jedoch ohne allen Hohn, »die Oestreicher sind bei Marengo von dem ersten Consul vernichtet, nur einzelne Trümmer ihres Heeres haben sich hinter den Po zurückgezogen. Möge Ihr Sohn darunter sein, ich will es wünschen, Ihretwegen, obgleich er ein Feind meines Vaterlandes ist.«

»Und woher haben Sie diese Nachricht?« fragte die Fürstin, offenbar bemüht einer so betrübender Kunde, deren Wahrheit bei dem fortgesetzten Siegesglück der Franzosen bei ihr schon Gewißheit geworden war, so lange als möglich den Zweifel als Schild entgegen zu halten.

»Ein Courier hat sie heute überbracht, und die Kanonenschüsse, welche Sie bis in diese Thäler herüberschallen hörten, wurden von uns zu Ehren des erfochtenen Sieges abgefeuert. Glauben Sie nicht, ich wolle Sie täuschen, die österreichischen Armeen in Deutschland sowohl, als in Italien, sind nicht mehr, und von zwei Seiten steht uns der Weg nach Wien, offen – doch ich sehe und fühle, daß Ihnen meine Gegenwart in diesem Augenblicke nicht angenehm sein kann, und eile, mich zu entfernen.«

Der Offizier empfahl sich nach dieser Rede mit einer Höflichkeit, die von seinem ersten Erscheinen sehr wesentlich verschieden war.

Der Fürstin Kraft hatte sich nur mit Mühe so lange aufrecht erhalten; kaum hatte der Republikaner das Zimmer verlassen, so sank sie in einen Sessel und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Sie weinte nicht, aber ihre Brust hob sich unregelmäßig und heftig, und oft war es, als ob ein Krampf sie zu ersticken drohe. Nach und nach legten sich diese überstürzenden Wogen des Schmerzes, ihre Hände sanken leise herab und verschlangen sich ineinander, ihre Augen hoben sich zum lichten Blau des Himmels empor und wurden, je länger sie hinaufblickten, immer glänzender; das unstete Zucken der innern

Angst bewegte sie nicht mehr, an seine Stelle trat Ruhe und gläubige, vertrauende Ergebung.

»Wo er auch ist, mein Herr und Gott, er ist überall in deinem Schutz, und was da kommt, es ist dein weiser, gütiger, unerforschlicher Wille,« flüsterte sie leise vor sich hin, und während sie fortfuhr im stillen Gebete Trost zu suchen, zog der nur auf Augenblicke verscheucht gewesene Friede eines unerschütterlichen Gottvertrauens wieder in ihre Seele.

So fanden sie Malfi und Elise, welche sich während des Besuchs des französischen Offiziers auf ihre Zimmer zurückgezogen hatten. Die Fürstin besaß nun Stärke genug, die beiden Mädchen selbst nach und nach auf jene unglückliche Nachricht vorzubereiten, und dadurch den schmerzlichen Eindruck, welchen sie hervorrufen mußte, zu mildern. Dennoch hatte sie Mühe, sowohl Malfi als Elise zu trösten, welches ihr vorzüglich dadurch gelang, daß sie darauf aufmerksam machte, wie ein unglückliches Ereigniß sie doch am meisten berühren müsse, und es daher nicht zu rechtfertigen sei, wenn sie, die weniger Beteiligten, sich einer gänzlichen Muthlosigkeit hingäben. Elise hatte am meisten den Zustand ihrer Seele durch äußere Zeichen verrathen, sie war in Thränen und Klagen, ja selbst in Verwünschungen gegen die Franzosen ausgebrochen, fühlte nun aber auch selbst beschämt, wie sehr sie in ihrem Benehmen gegen die Fürstin zurückgestanden. Weinend umschlang sie die hohe Frau und bat, ihr

den gezeigten Kleinmuth zu vergeben. Die Fürstin küßte die edle weiße Stirn des Mädchens und drückte die Weinende an sich.

»Ich habe Dir nichts zu vergeben meine theure Elise,« sagte sie mild, »bin ich doch selbst in einem ähnlichen Zustande gewesen wie Du, und nur einem langjährigen Kampfe mit meinen Schwächen habe ich es zu danken, daß ich sie schneller zu überwinden vermochte! – Aber will meine Malfi nicht auch kommen und Trost suchen an dem Busen ihrer Mutter?«

Malfi stand noch immer an der Stelle, wo sie zuerst die Kunde, welche so bangen Besorgnissen Raum gab, vernommen hatte. Eine tödtliche Blässe bedeckte ihr Gesicht, und voll der innersten Bewegung hatte sie mit ängstlicher Spannung das Gespräch zwischen der Fürstin und Elise verfolgt, ohne selbst daran Theil zu nehmen. Sie vermochte es auch hier nicht, ein Gefühl, das sie mit seiner ganzen Macht ergriffen, nach Außen zu zeigen; sie verschloß es in ihrem Busen, ohne deßhalb minder tief zu empfinden, als ihre lebhaftere Freundin; sie war vielleicht noch mehr als diese im Innersten ihrer Seele bewegt, aber grade dann zog sie sich mit einer ihr eigenthümlichen Schüchternheit und Verschämtheit so lange in sich zurück, bis entweder der überfluthende Strom nicht mehr zu halten war, oder die freundliche Hand des Mitgefühls und der Theilnahme den beengenden Damm entfernte.

Die Fürstin kannte Malfi, welche sie erzogen, kannte ihr tiefes inniges Gefühl, und besaß den Schlüssel zu ihrem Herzen; deßhalb wirkte auch jener freundliche Zuruf, und senkte sich mild und lösend in die vom Schmerz gepreßte Seele des Mädchens. Stumm, mit dem innigsten Blicke der Liebe nahte sie der Fürstin, sank vor ihr nieder und bedeckte ihre Hand mit Thränen und Küssen, diese aber beugte sich zu ihr, drückte einen langen Kuß auf die Lippen der Lieblichen und legte, Elise noch immer umschlungen haltend, ihre andere Hand wie segnend auf Malfi's Haupt!

Wer sie gesehen hätte, die hohe edle Frau und die beiden lieblichen Wesen an ihrer Seite, alle drei von Schmerz, innerer Erregung, und Liebe zu Gott und zu einander verschönt – der würde nicht ohne Rührung auf diese anziehende Gruppe geblickt haben.

Es vergingen Tage und Wochen der bangsten Besorgniß, der ängstlichsten Erwartung; weder von Egon noch von Rudolph lief irgend eine Kunde ein. Wie die Hoffnung sich an das letzte Brett anklammert, wenn der Sturm das Schiff unseres Glückes zerstört hat, so suchten die Beängstigten grade in diesem Umstande Trost. Man hielt es für unwahrscheinlich, daß beide junge Krieger ein Unglück ereilt haben sollte, und schrieb daher das Ausbleiben aller ferneren Nachrichten der gänzlich unterbrochenen Verbindung mit den österreichischen Armeen zu. Dies schien um so wahrscheinlicher, als spätere

Berichte den Verlust der Schlacht von Marengo zwar bestätigt, den wahren Gang der Ereignisse jedoch enthüllt hatte.

Abgesehen hievon, waren die Botschaften vom Kriegsschauplatze, in Deutschland sowohl, als in Italien gleich betrübend. Der Rückzug der Oestreicher, die Räumung der ganzen Lombardei hatte sich bestätigt, Kray war gleichfalls auf allen Punkten geschlagen worden, und hatte am 5. Juli einen Vertrag mit Moreau abgeschlossen, nach welchem alle eroberten Länder Deutschlands vorläufig der Redlichkeit der französischen Republik anvertraut wurden.

Endlich gelangte gegen Anfang August ein über 5 Wochen alter Brief Egons in die Hände der Fürstin; er war während des Rückzuges der österreichischen Armee geschrieben, und sprach sich in den bittersten Ausdrücken über den Feldzug aus; er athmete eine Verstimmung und Hoffnungslosigkeit, wie es Egons starker Seele sonst nicht eigen war, und enthielt sogar einige Andeutungen, daß der Schreiber nach Beendigung dieses wahrscheinlich unglücklichen Feldzuges, wenn dem Erzherzoge Carl nicht das Obercommando übergeben würde, ein Heer verlassen wolle, von welchem weder Ruhm und Ehre, noch die Beschützung des Vaterlandes zu erwarten sei.

Alles dies war aber für diejenigen, welche diesen Brief mit aufjauchzender Freude empfangen, Nebensachen, sie lasen aus demselben nur die Gesundheit und das erhaltene Leben der beiden theuren Krieger, und erst als der

erste Strom der Freude und der Aufregung vorübergerauscht war, hatte man Zeit, sich mit dem übrigen Inhalte des Briefes zu beschäftigen.

Bruno ließ diese Zeit der höheren Spannung und der leichteren Empfänglichkeit der Gemüther nicht unbenutzt vorübergehen. Da er gesehen, daß mit Elise nichts auszurichten sei, versuchte er es wieder mit der Fürstin, und fand hier bei weitem leichter Gehör. Sie hielt Bruno für einen edlen, biedern, oft verkannten Charakter, seine stille rücksichtslose Werbung um Malfi bestärkte sie in dieser Ansicht und so glaubte sie nichts Besseres für des Mädchens Glück thun zu können, als sie mit einem Manne zu verbinden, an dessen Seite sie eine ihrer Erziehung angemessene, sorgenfreie Existenz finden könne, und dessen Liebe so sehr danach strebte ihr diese zu verschaffen. Es waren außerdem Zweifel darüber, daß Malfi Wlarika's Kind sei, wenn auch hin und wieder aufgetaucht, doch schnell wieder verschwunden, und so sah sie auch schon aus diesem Grunde in der Verbindung Malfi's mit einer geachteten adlichen Familie für diese etwas sie Ehrendes und Wünschenswerthes. Bruno benutzte in kluger Weise diese ihm günstigen Gesinnungen der Fürstin. Er stellte ihr vor, daß es in diesen bedrängten Zeiten, wo es ungewiß sei, welches neue Unerwartete der kommende Tag bringe, zu Malfi's eigenem Wohle nöthig sein möchte, dem unsicheren, schwankenden Zustande in Beziehung auf das zwischen ihnen obwaltende Verhältniß ein Ende zu machen. Er fügte hinzu, daß er

glaube, Malfi selbst würde, sobald ihre künftige Verbindung mit ihm fest stehe, ihm mehr ihre Liebe zuwenden, die jetzt immer noch in ihrer Seele schlummere, dann aber zu ihrem beiderseitigen Glücke erwachen werde; er unterließ nicht anzudeuten, wie ganz anders Malfi bei den bald zu erwartenden feindlichen Besuchen, Einquartierungen &c. als seine Gattin, ja schon als seine verlobte Braut dastehe, und fügte diesen und noch mehreren Gründen endlich die Bitte hinzu, Malfi zu ihrer förmlichen Verlobung mit ihm zu bewegen. Die Fürstin, deren Wünsche, wie bemerkt, in dieser Hinsicht völlig mit den seinigen übereinstimmten, versprach ihren ganzen Einfluß bei Malfi zu seinen Gunsten geltend zu machen und beschied ihn auf den folgenden Tag.

So wie sie Malfi kannte, erwartete sie von dieser zwar keine laut ausgesprochene freudige Zustimmung, eben so wenig aber auch eine Weigerung. Sie setzte eine, wenn sich auch noch nicht klar bewußte Neigung zu Bruno bei ihr voraus und glaubte, daß es ihr auch hier schwer falle diese durch äußere Zeichen kund zu geben, und daß es daher für sie selbst wünschenswerth sei, wenn die Entscheidung durch Andere herbeigeführt werde.

Schon am Abends desselben Tages benutzte die Fürstin daher eine ihr günstig scheinende Gelegenheit, Malfi Bruno's und ihre eignen Wünsche mitzutheilen. Man hatte den Thee auf der Terrasse des Gartens genossen, von

welcher der Blick ungehindert über das ganze romantische Thal bis zu den hohen Gebirgen im Westen schweifen konnte, hinter welchen die Sonne eben untergegangen war, so daß die Linien der malerischen Bergformen sich scharf auf dem Goldgrunde des Himmels abzeichneten.

Die Fürstin leitete das Gespräch auf Bruno, und trug, da die beiden Mädchen sie nicht unterbrachen, so nach und nach seine Wünsche vor, indem sie alle diejenigen Gründe, welche sie unterstützen konnten, anführte. Schon die beredte Weise, in welcher sie dies that, bewiesen der aufmerksam zuhörenden Elise, daß sie zugleich die ihrigen aussprach. Mit ängstlicher Spannung blickte sie auf ihre Freundin, deren Gesicht von dieser unerwarteten Eröffnung bald eine tödtliche Blässe, bald eine fieberhafte, schnell wieder schwindende Röthe bedeckte. Die kleine Arbeit, womit sie beschäftigt gewesen, war ihren zitternden Händen entfallen, lautlos, mit niedergeschlagenen Augen und regungslosem Körper, hörte sie die Rede der Fürstin an, welche ein solches Benehmen vorausgesehen hatte und ohne eine Entgegnung abzuwarten fortfuhr:

»Was ich Dir eben sagte, mein liebes Kind, sind die Wünsche eines edlen, braven jungen Mannes, der Dich von Herzen liebt, und an dessen Hand Du nach meiner innigsten Ueberzeugung glücklich werden wirst. Betrübe ihn, betrübe mich, meine theure Malfi, nicht dadurch, daß Du länger in Deiner Seele mit einem Entschlusse schwankst, der nach allen menschlichen Einsichten zu

Deinem zeitlichen Wohle nöthig ist. Du selbst wirst, wenn Du ihn gefaßt hast, es einsehen, wie gut es gewesen, und es mir Dank wissen, daß ich Dich dazu bewogen. Würde Deine Mutter, welche, so lange Du denken kannst, emsig bemüht gewesen ist, Dein Glück zu fördern, und Deine Lebensbahn so freundlich als möglich zu gestalten, würde diese Dich bitten, wenn es nicht zu Deinem Besten wäre? Und wird meine Malfi mir diese Bitte versagen, wenn sie nicht triftige Gründe hat, was aber nicht der Fall sein kann?»

»O! lassen Sie Malfi Zeit zu sich selbst zu kommen,« bat Elise, welche den Seelenzustand ihrer Freundin zu kennen glaubte, dringen Sie nicht zu sehr in sie, es gilt ja das Glück ihres ganzen Lebens, und das Unerwartete könnte nachtheilig auf ihren Entschluß wirken!«

»Das Unerwartete?« erwiderte die Fürstin, »Malfi weiß schon seit einem Jahre und länger, daß Bruno um sie wirbt, sie hat vollständig Zeit gehabt in ihrem Innern zu einem Entschlusse zu kommen; es handelt sich jetzt nur um die Erfüllung einer in diesen unheilvollen Zeiten um so nöthigeren Form. Mein Kind ist stets offen und wahr gegen mich gewesen, sie hat mir immer ihr volles Vertrauen geschenkt, ich bin daher überzeugt, daß sie einen wirklichen Grund zur Versagung dieses Wunsches nicht hat, wäre dies der Fall, so würde sie nicht so lange gegen mich geschwiegen haben. Oder sollte es dennoch der Fall sein, mein Kind?« wandte sich jetzt die Fürstin zum ersten Male, während sie sprach, ausdrücklich an Malfi, »dann verschweige ihn nicht länger, glaube nicht,

daß ich die Empfindung Deiner Seele nicht verstehen, nicht mit Dir fühlen könnte, weil ich an Jahren so viel älter bin, sprich meine liebe Malfi, sprich, es ist dieser Augenblick von Wichtigkeit für Dein und deshalb auch für mein Lebensglück!«

Die Fürstin blickte, nachdem sie aufgehört hatte zu reden, mit Erwartung, Elise mit der höchsten Spannung auf Malfi, die noch immer regungslos in ihrer früheren Stellung dasaß, und nur durch die heftige Bewegung ihres Busens diejenige ihres Herzens verrieth. Mehrmals schon hatten sich ihre Lippen bewegt, aber es war, als hätten sie die Fähigkeit zur Bildung eines Lautes verloren. Endlich schien ein Entschluß in ihrer Seele zu erstarken; ihre Hände hatten sich unwillkürlich gefaltet, als sie mit leiser, bebender Stimme sprach: »ich will thun, wie Ihr es wünschet!« – –

»Das habe ich von meiner Malfi erwartet!« sagte die Fürstin mit unverkennbarer Freude, indem sie aufstand, das zitternde Mädchen in ihre Arme schloß und küßte. »Der liebe Gott gebe Dir seinen vollen Segen und lasse Dich recht, recht glücklich werden!«

Malfi umschlang die innig geliebte Mutter und weinte heftig an ihrem Busen, auch Elisens Augen waren mit Thränen gefüllt.

»Weint nicht meine Kinder,« sagte die Fürstin voll inniger Rührung, »es ist die Bestimmung des Weibes, die Gefährtin eines Mannes zu werden, wohl der, welcher das Geschick einen edlen, ihren Werth erkennenden zuführt, sie wird an seiner Hand die Schmerzen des Lebens

nur halb, die Freuden desselben aber doppelt empfinden. Meiner theuren Malfi soll ein solches Loos zu Theil werden, deshalb haben wir Ursache uns zu freuen, nicht aber traurig zu sein! Morgen wollen wir Deinen Verlobungstag feiern, ich werde Bruno davon in Kenntniß setzen; ich kann mir seine große Freude denken.«

»Nicht *feiern*,« flüsterte Malfi, »wozu bedarf es eines Festes, was geschehen soll, Mutter, laß es so still und ruhig als möglich geschehen.«

»Wenn Du es willst, so sei es so – ich werde Wlarika auf's Schloß bescheiden, damit sie formel ihre Einwilligung gebe – und, nicht wahr? Du erlaubst es mir, daß ich Bruno noch heute Deinen Entschluß mittheile? es thut meinem Herzen wohl, ihm sein Glück so früh als möglich zu verkünden.«

Die Fürstin küßte Malfi nochmals, welche, als Zeichen der Bejahung, leise mit dem Kopfe genickt hatte, umarmte sie wiederholt mit freudiger mütterlicher Zärtlichkeit und entfernte sich, in dem Bewußtsein, eine für Malfi beglückende Verbindung gesichert zu haben.

Die beiden Mädchen blieben stumm auf der Terrasse sitzen. Der Mond blickte über die Gebirge im Osten, sein bleiches Bild spiegelte sich in den Thränen an Malfi's seidnen Wimpern. Elise drückte oft mit der wärmsten Theilnahme der Freundin Hand, die regungslos in der ihrigen lag. Wußte sie doch selbst nicht genau, wie es eigentlich in Malfi's Herzen aussah, und welche Gefühle sie bewegt hatten, als sie der Fürstin Wunsch zu erfüllen versprochen.

»Bist Du glücklich, liebe Malfi? blickst Du mit Freude und Hoffnung in die Zukunft?« fragte sie, theilnahmvoll sie an sich ziehend.

»Gewiß, gewiß,« flüsterte Malfi, »so glücklich als ich werden konnte!«

»So nimm auch meinen herzlichsten Glückwunsch, denn Bruno kann Dich nicht mehr, nicht inniger lieben, als Deine Elise.«

Malfi erwiderte diese Herzensergießung dadurch, daß sie die Freundin lange an sich preßte – dann stand sie auf und verließ, Elisens Hand ergreifend, mit dieser die Terrasse.

Am andern Tage wurde die Verlobung Bruno's mit Malfi erklärt. Es waren die Eltern des Bräutigams, auch Wlarrika zugegen, die sich jedoch natürlich sehr bald entfernte, nachdem sie mit einem Lächeln, welches eben sowohl höhnisch als freundlich genannt werden konnte, in den unterthänigsten Ausdrücken ihre Zustimmung gegeben hatte. Malfi war sehr bleich und sprach während der ganzen Handlung kein Wort, nicht ein einziges Mal hatte sie aufgeblickt, überhaupt durch kein äußeres Zeichen ihre Theilnahme kundgegeben, nur als Bruno sich ihr näherte und einen leisen Kuß auf ihre Lippen drückte, zuckte sie sichtbar zusammen, die Blässe ihres Gesichts machte einer tiefen Röthe Platz, und ein kurzer, aber unendlich schmerzvoller Blick flog zu der Freundin hinüber.

Er war in Elisens Seele gedrungen und hatte diese mit den trübsten Ahnungen über Malfi's Zukunft erfüllt.

Bruno benahm sich auch bei dieser Gelegenheit untadelhaft, obgleich die unverkennbarste Freude aus seinen Augen leuchtete, so ehrte er doch den Seelenzustand Malfi's, und näherte sich ihr mit einer so zarten Schonung, daß sein Betragen sowohl bei der Fürstin, als bei Elisen, einen wohlthuenden Eindruck zurückließ.

Bei den Bewohnern des Schlosses und der Umgegend, soweit diese mit den beteiligten Personen in Beziehung standen, machte die nun ausgesprochene Verlobung des jungen v. Winter mit Malfi weiter keinen besondern Eindruck, da man beide längst als ein Brautpaar angesehen hatte. Malfi empfing die vielfacher Glückwünsche, welche man sich beeilte, ihr theils persönlich, theils schriftlich zu machen, mit fast theilnahmloser Ergebung, änderte aber ihr bisheriges Benehmen gegen Bruno in keiner Weise. Mit einer peinlichen Angst vermied sie es, allein mit ihm zu sein, und da sie Elise förmlich und in den flehendsten Ausdrücken gebeten hatte, nicht von ihr zu gehen, so lange Bruno anwesend wäre, so sah dieser einer Gelegenheit, sich Malfi zu nähern, vergeblich entgegen.

So vergingen wieder mehrere Monate, während die politischen Ereignisse sich immer ungünstiger für Deutschland gestalteten. Die Waffenstillstände von Alessandria und Parsdorf waren von Buonaparte gekündigt worden, welcher einsah, daß Oestreich durch die Unterhandlungen nur Zeit zur Bewaffnung seiner östlichen Streitkräfte gewinnen wolle, und der Kaiser mußte die Abwendung der Erneuerung der Feindseligkeiten durch Uebergabe

der Festungen Ingolstadt, Ulm und Philippsburg in der Convention zu Hohenlinden erkaufen.

Um diese Zeit langten wieder Briefe von Egon und Rudolph an. Beide zeugten von der mißmuthigen Stimmung der Verfasser, die Hoffnungen auf einen günstigen Feldzug waren gänzlich geschwunden, es galt nur noch, aus dem allgemeinen Schiffbruch so viel Trümmer als möglich zu retten. Besonders athmete Egons Brief eine ihm sonst fremde Schwermuth und Hoffnungslosigkeit, er sah die deutsche Sache auf längere Zeit für verloren an, und glaubte, Deutschland müsse sich erst in sich verjüngen, erst zum Bewußtsein seiner Kraft durch die Erweckung seines Nationalgefühls und seiner Einheit gelangen, ehe es siegreich gegen Frankreich Krieg führen könne. So lange ein deutscher Staat müßig zusehe, wie der andere von Fremden besiegt und gedemüthigt werde, ja im Stillen sich sogar darüber freue und im Trüben zu fischen versuche, werde Deutschland immer der Spielball fremder Eroberungslust bleiben. Er sprach dann noch viel und mit Bitterkeit über den letzten Feldzug und schloß mit der hiemit in keinem weitem Zusammenhange stehenden Bitte an seine Mutter, die beabsichtigte Verlobung Malfi's mit Bruno bis zu seiner Zurückkunft, die jeden Falls bald erfolgen werde, zu verschieben.

Diese letzte Aeußerung Egons hatte auf Malfi einen sichtbaren, tiefen Eindruck gemacht, den zu verdecken

sie nicht ganz fähig war. Ihr Benehmen gegen Bruno wurde immer weniger demjenigen, welches eine Braut gegen ihren Bräutigam zu beobachten pflegt, ähnlich, überhaupt wurde sie so verschlossen und schweigsam, daß die Fürstin anfang ihrer Gesundheit wegen Besorgnisse zu hegen, und den Grund ihres an Melancholie gränzenden Wesens, so sehr Malfi selbst dies auch zu verheimlichen strebte, in körperlichem Unwohlsein zu suchen. Bruno ahnete die Ursache, aber mochte sie sich selbst nicht gestehen, zuweilen jedoch, wenn er allein war, stampfte er plötzlich mit dem Fuße und drohte mit der geballten Faust in die leere Luft. Inzwischen war es Winter geworden, und diese Jahreszeit, welche sonst dem Blutvergießen ein Ende macht, hatte den unheilvollen Krieg wieder erneuert.

Es war ein kurzer, beklagenswerther Kampf. Das österreichische Heer ward am 3. December bei Hohenlinden in einer großen Schlacht total geschlagen, so daß der Erzherzog Carl, den man endlich aus Böhmen zurückgerufen hatte, und der beim Anblick seiner alten sieggewohnten, jetzt fast aufgelösten Truppen, sich der Thränen nicht enthalten konnte, auch nur zum Frieden unter jeder Bedingung rathen mußte. Man schloß daher eine vorläufige Convention zu Steier ab, in welcher man wieder mehrere Festungen, worunter Würzburg und Kufstein, nebst ganz Tyrol dem Feinde abtrat. Mit solch trüben, schmerzvollen Ereignissen schied das 18te Jahrhundert und auch das neue zog nicht im Gefolge der Hoffnung am dunkeln Horizonte des gedemüthigten Vaterlandes herauf. Seine

erste Gabe war eine ähnliche zwischen Bellegarde und Brune in Italien abgeschlossene Convention, wodurch die Flüsse Tagliamento und Isonzo zur Grenze zwischen beiden Heeren bestimmt wurden, und die Oestreicher die übrigen Festungen, welche sie noch im Besitz hatten, räumten. Eine Folge aller dieser unglücklichen Ereignisse war der Abschluß des Friedens, welcher zu Lüneville in Lothringen am 9. Februar 1801 erfolgte, der, auf die Grundlage des Friedens zu Campo formio gestützt, das ganze linke Rheinufer an Frankreich brachte, und außerdem den Verlust der Niederlande und der Lombardei für Oestreich zur Folge hatte. Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten dieses für Deutschland schmachvollen Friedensschlusses aufzuführen, denen bald noch entwürdigendere folgen sollten. Möchten sie aber mit Flammenschrift in das Herz eines Jeden, der es mit unserm Vaterlande wahrhaft gut meint, eingegraben sein, damit es uns stets gegenwärtig bleibe, bis zu welcher tiefen Erniedrigung die Zersplitterung unserer Kräfte und das Lossagen von der gemeinschaftlichen Sache uns geführt hat und stets führen wird; damit wir nie vergessen, welches Heil in den verlockenden Tönen unserer beutelustigen westlichen Nachbarn für uns enthalten ist, deren nationale Tugenden wir ehren und anerkennen mögen, denen wir aber stets mit gesammter Kraft entgentreten müssen, wenn sie lüstern werden nach der Verrückung der ihnen von uns gesteckten Grenzen oder nach dem lang verwalteten Schiedsrichteramt unserer inneren Angelegenheiten!

Die schlimmsten Folgen des Lüneviller Friedens bestanden in der Gesinnung, welche die deutschen Mächte gegeneinander zu hegen anfangen, und die nur bezweckte Eine durch den Nachtheil der Anderen zu wachsen und sich zu vergrößern, sowie darin, daß die Sieger freie Hand behielten in das Ausgleichungsgeschäft der Besiegten nach Belieben sich zu mischen, und dadurch auch den bis dahin unbesiegten Theil Deutschlands von Frankreich abhängig zu machen. Die folgenden Ereignisse und Jahre bilden die schwärzesten, aber auch zugleich die lehrreichsten Blätter der Geschichte unseres Vaterlandes; möge falsche Schaam, oder Selbstüberhebung uns nie abhalten, sie mit erröthendem Antlitze zu lesen, und sie der heranwachsenden Jugend darzustellen, als ein warnendes Beispiel selbstverschuldeter Erniedrigung. Wir können es thun, denn wir haben mit unserm Blute, mit Aufopferung aller Erdengüter und im Aufflammen der edelsten Begeisterung jene Schmach gesühnt, und den kommenden Geschlechtern so klar und deutlich die Regeln ihres Handelns vorgezeichnet, daß sie mit Blindheit geschlagen sein müssen, sollten sie jemals darüber zweifelhaft werden können, was ihnen zu thun obliegt!

Egon, der kurz vor Abschluß des letzten Waffenstillstandes bei einem unbedeutenden Reitergefecht eine gefährliche Wunde erhalten hatte, nahm, nachdem Oestreich seine Heere auf den Friedensfuß zu setzen begann, bald nach dem Abschlusse des Lüneviller Friedens seinen Abschied, und trat, nothdürftig wiederhergestellt, noch immer den linken Arm in der Binde tragend, den

Rückweg in die Heimath an. Niedergeschlagen, krank an Seele und Körper, zog er in kurzen Tagreisen über die Alpen, und mußte abermals von einem heftigen Wundfieber befallen, mehrere Wochen in Bern zur Herstellung seiner Gesundheit verweilen. Ein ihm selbst noch unklares Gefühl trieb ihn heimwärts; seine Gedanken beschäftigten sich viel mit Elise, noch mehr mit Malfi, deren förmliche Verlobung eine innere Unruhe und Unzufriedenheit in ihm erzeugt hatte, die wesentlich zur Vermehrung seiner trüben Stimmung beitrug. Erst als er von Bern aus seine Reise fortsetzte, schrieb er an seine Mutter und zeigte ihr seine nahe bevorstehende Rückkehr an.

ZWEITES KAPITEL.

Ich kann's nicht fassen nicht glauben
Es hat ein Traum mich berückt;
Wie hat er doch unter allen
Mich Arme erhöh't und beglückt?

Mir war's, er habe gesprochen:
Ich bin auf ewig Dein –
Mir war's – ich träume noch immer
Es kann ja nimmer so sein.

Adelbert v. Chamisso.

Schon wenige Tage nach seinem Briefe langte Egon selbst aus dem Schlosse seiner Väter an, wo er jetzt eine längere Zeit zu verweilen beabsichtigte. Die Freude

der Fürstin ihren Sohn wieder zu sehen war groß, noch größer diejenige jedoch, ihn jetzt für immer bei sich zu behalten.kehrte Egon gleich blaß und abgehärmt, von seiner Wunde immer noch nicht wiederhergestellt, zurück, lag gleich jetzt in seinen sonst so offenen freudigen Blicken der Ausdruck der Trauer und der Melancholie, der geliebte Sohn selbst war ihr doch wieder gegeben, und die Zeit vermochte ja bald diejenigen Wunden, welche sie geschlagen hatte, wieder zu heilen.

Die Fürstin versprach sich in dieser Hinsicht besonders viel von dem Umgange der beiden jungen Mädchen; sie hoffte die schwesterliche Liebe Malfi's werde wohlthuend und besänftigend auf ihn wirken, und die nur halb entwickelte Neigung zu Elise sich zur belebendsten Blüthe entfalten. Wirklich schien es auch, als wenn Egon im Umgange mit Elise und Malfi allein die innere Unruhe und Unzufriedenheit, welche sich seiner bemächtigt hatte, zu vergessen im Stande wäre. Der sich jetzt oft wiederholende Verkehr mit den zurückgehenden französischen Truppen und ihre kaum zu ertragenden Anmaßungen, waren wenig dazu geeignet, die üble Stimmung Egons zu verbessern; schon mehrmals hatten sehr heftige Auftritte statt gehabt, so daß Egon endlich den Bitten seiner Mutter nachgab und sich von allen derartigen Geschäften ganz zurückzog, die seinen jetzt so leicht erregbaren Zorn bei der unbedeutendsten Veranlassung zur hellen Flamme auflodern ließen. Er widmete sich daher ausschließlich der Verwaltung seiner Besitzungen, und brachte die ihm bleibenden Mußestunden im Umgang

der Frauen zu. Doch auch hier war er nicht der Alte. Aus allen seinen Handlungen und Reden leuchtete eine gewisse Unschlüssigkeit und Unruhe hervor, und es war offenbar außer dem Mißmuthe über das Unterliegen der Deutschen Sache noch etwas Anderes in seiner Seele, das ihr die sonst darin wohnende Zufriedenheit und Heiterkeit raubte. Lange ruhte sein Auge, wenn dies unbemerkt geschehen konnte, sowohl auf Elise, als auf Malfi, und senkte sich jedes Mal sogleich, wenn ein Blick der Mädchen ihn überraschte. Elise zog ihn eben so an wie früher, er fühlte deutlich, sie sei ihm nicht gleichgültig, dennoch hielt er noch immer, wie damals, das Gefühl, welches er für sie empfand, nicht für das der Liebe. Malfi – war ja mit Bruno verlobt, ein Umstand, über welchen er sehr viel nachdenken mußte. Elise sowohl, als Malfi, erfreute sein Umgang, wie aus vielen kleinen Zeichen deutlich zu erkennen war; Erstere gab sich offen, mit nicht verhehlter freundlicher Hingebung, Malfi dagegen mit scheuer, fast ängstlicher Schüchternheit. Bruno, von Egon fast absichtlich gemieden, verhielt sich beobachtend und schien die Ereignisse kommen lassen zu wollen. Für Egons lebhaftes Seele fing dieser Zustand zuerst an unerträglich zu werden. Es war unverkennbar, daß er seit einiger Zeit Elise besonders auszeichnete, und sich ihr auf eine Weise näherte, welche die Absicht zu verrathen schien, ein innigeres Verhältniß, als es jetzt zwischen ihnen bestand, anzuknüpfen. Dennoch nahmen ihre Gespräche, wenn sie allein waren, niemals eine Richtung, die auf

die Verwirklichung einer solchen Absicht von Seiten Egons hingedeutet hätte, und da die feinfühlende Elise jede Veranlassung dazu nicht nur nicht herbeiführte, sondern, wenn sie zufällig sich darbot, sofort wieder beseitigte, so dauerte das alte, nunmehr fast peinlich gewordene Verhältniß immer noch fort. Egon, der sonst so Bestimmte, Entschlossene, war unschlüssig wie ein Kind, quälte sich selbst und konnte nicht zur Erkenntniß seines eignen Herzens gelangen. Der Zufall trat dann auch endlich hier, wie in so vielen Fällen, vermittelnd ein.

Egon war mit Elise ausgeritten, nach eben jenem Försterhause, welches sein Vater, als das schöne Kätchen dort noch weilte, so oft besuchte. Unterwegs hatte er seiner Gefährtin jene traurige Geschichte, wenn auch nur in kurzen Andeutungen, erzählt, und Elise fühlte sich von diesem Vertrauen, noch mehr von der zarten und doch tief ergreifenden Weise, wie Egon plötzlich seine Erzählung begonnen und zu Ende geführt hatte, eigentümlich berührt. Bei dem Försterhause selbst war man abgestiegen, weil Egon das Grab Kätchens Elisen hatte zeigen wollen, ein Wunsch, dessen Ausführung für diese in mehrfacher Hinsicht etwas Peinliches hatte. Dennoch vermochte sie nicht seinem Verlangen durch eine Weigerung von ihrer Seite entgegen zu sein, da er die Gewährung desselben fast als einen Beweis von Mitgefühl in Anspruch zu nehmen schien. So hatten sie denn vereint stumm an dem Grabe Kätchens gestanden und das darauf wuchernde Unkraut mit verschiedenen Empfindungen betrachtet. Egon befahl dem Förster, das Grab

mit frischen Blumen zu bepflanzen, dann traten beide den Rückweg an, jedes seinen Gefühlen nachhängend, die durch neu erweckte Erinnerungen in mannigfacher Hinsicht erregt worden waren.

Eine Zeit lang hatten sie so ohne zu reden ihren Weg fortgesetzt, als Egon plötzlich sein Pferd anhielt, und, auf eine alte Buche deutend, mit tonloser Stimme in die Worte ausbrach:

»An dieser Stelle ereignete sich der unglückliche Zufall, der meinem Vater den Tod brachte!«

Elise, welche der, wie es schien, immer düsterer werdenden Stimmung ihres Gefährten gern eine andere Richtung, auch dem bisherigen Gespräch eine andere Wendung geben wollte, erwiderte:

»Verscheuchen Sie die trüben Bilder aus Ihrer Seele; es thut mir leid, daß wir grade diesen Weg zu unserm Spazierritte gewählt haben!«

»Es thut Ihnen leid? ich kann mir das denken, und erkenne mein Unrecht Sie in einer Weise unterhalten zu haben, die allerdings Ihnen wenig Aufheiterung gewähren konnte. – Es ist jedoch fast kein Mensch auf dieser Erde, der nicht einen geliebten Todten zu beweinen hätte, und da müssen Sie es mir verzeihen, daß meine Stimmung mich verleitet hat, Ihnen eine so traurige Geschichte zu erzählen!«

»Wenn Sie ein Unrecht begangen haben, so thaten Sie es in diesem Augenblicke,« entgegnete Elise, ohne dabei aufzublicken.

»In diesem Augenblicke?« sagte Egon, während seine Blicke fragend, aber mit erhöhtem Glanze auf Elisen hafteten. »Wodurch beging ich dieses Unrecht? Sagen sie es mir, es liegt mir viel daran es zu wissen!«

»Wenn es Ihnen Ihr eignes Gefühl nicht sagt,« erwiderte Elise nicht ohne Verlegenheit, »so wäre es nutzlos es Ihnen zu erklären, und ist dies der Fall, so werden Sie mir die Antwort erlassen.«

»Ich glaube Sie zu verstehen, und bitte Sie um Verzeihung,« sagte Egon mit Wärme, »nicht weil ich Ihnen die Geschichte meines Vaters erzählte, sondern weil ich einen Augenblick an Ihrem Mitgeföhle für mich zweifeln konnte!«

»Ich danke Ihnen für diese Erklärung,« flüsterte Elise, indem sie die Augen zu Egon aufschlug, sie aber schnell vor seinen leuchtenden Blicken wieder senkte.

Diese blieben unausgesetzt auf dem Mädchen ruhen, das schweigend, nicht ohne Erröthen mit gesenktem Kopfe an seiner Seite ritt – aber so unruhig sich auch seine Brust hob, er schien vergeblich bemüht den Geföhlen, die ihn so heftig und verschiedenartig bestürmten, Worte zu verleihen. Er schwieg. – –

Elise, welche ein so plötzliches gänztliches Abbrechen des Gesprächs sich nicht zu erklären vermochte, fühlte sich verletzt, und bedurfte gleichfalls längerer Zeit, um das immer peinlicher werdende Schweigen durch eine anscheinend gleichgültige Bemerkung zu unterbrechen. So erreichten beide anscheinend heiter, im Innern aber

erregt und verstimmt, Egon vorzugsweise über sein eigenes Benehmen, das Schloß.

Es war Abend geworden, und Egon, welcher der Einsamkeit bedurfte, suchte sie in den schattigen Gängen des weitläufigen Parks. Eine Zeit lang strich er darin umher, und gelangte endlich zu der bereits beschriebenen Terrasse. Die Stunde, wo er sie erreichte war fast dieselbe, wie jene, an welcher im vergangenen Herbste Malfi den Bitten der Fürstin dort nachgab, sich mit Bruno zu verloben. Eben so wie damals lag der Schimmer der Abendröthe auf der Gegend, und das ganze Bild unterschied sich nur dadurch von jenem, daß es nicht die letzten Gaben des Herbstes, sondern die ersten des Frühlings waren, welche ihren Zauber über die Berge und die Thäler ausgestreut hatten.

Als Egon fast das Ende des Schlangenweges erreicht hatte, welcher zu der Platform des Berges führte, blickte der im Nachdenken Versunkene unwillkührlich auf und gewahrte oben ein weibliches Wesen. Es war Malfi; sie saß ohne Bewegung; ihre zarte liebliche Gestalt erschien wie hingehaucht auf die alterthümliche Bank. Der blondgelockte Kopf war etwas nach vorn gebeugt, die Abendröthe spiegelte sich auf ihrem Gesicht und glänzte in den tiefblauen Augen, die sehnsuchtsvoll und wehmüthig der entschwundenen Sonne nachzublicken schienen. Mit der Wirkung eines elektrischen Schlages traf dieser Anblick Egon, er hemmte seine Schritte, sein Athem stockte, und, wie von einem Zauber berührt, schaute er unverwandt in das rührend schöne Antlitz des Mädchens. Es war ihm,

als würde es plötzlich Licht in seiner Seele, als fielen Schuppen von seinen Augen. *Sie* liebst du! rief es laut in seinem Herzen, du hast sie längst geliebt, du Thor! und hast deine Gefühle einen Augenblick verkennen können? Erst jetzt wird es dir bewußt, jetzt, wo es zu spät ist! – Eine leise Bewegung Malfi's fesselte seine Aufmerksamkeit und gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Er sah deutlich eine feuchte Perle an ihren langen seidnen Wimpern hängen, sie hob ihr Tuch und preßte es an die Augen; das Gefühl, welches sie bewegte, schien sie zu überwältigen und ihr die Kraft zu rauben, ihre Thränen länger zurückzuhalten. – Als sie aufblickte, – stand Egon vor ihr, seine Blicke fest und unverwandt, aber mit dem Ausdrücke des innigsten Mitgefühls, auf sie geheftet. Im jähen Schreck fuhr das Mädchen empor und suchte die Spuren ihrer innern Erregung vor ihm zu verbergen, bald jedoch, die Unmöglichkeit davon einsehend, blieb sie mit niedergeschlagenen Augen, fast zitternd vor ihm stehen.

Egon ergriff ihre Hand, und sie leise drückend, sagte er mit einem Tone, der tiefer als seine Worte in das Herz des Mädchens drang:

»Du weinst Malfi? Schmerz und Kummer lasten auf Deinem Herzen, darf ich die Ursache davon wissen? Soll Dein Bruder – Dein bester Freund, den Du auf dieser Erde hast, ihn Dir nicht tragen helfen?«

»Sprich, theure Malfi, sprich, o! schweige jetzt *nicht*,« fuhr er leidenschaftlicher fort, als des Mädchens Lippen geschlossen blieben, während ihre Hand in der seinigen bebte und sich zu befreien strebte.

»Ich lasse Dich wahrlich nicht von dannen gehen, ehe ich weiß, was Dir fehlt! – Deine Heiterkeit ist längst verschwunden, Du bist dieselbe nicht mehr, wie ehemals! Du bist nicht mehr die freundliche, fröhliche Malfi, die kein Geheimniß hatte vor ihrem Egon! Gedenke unserer Kindheit Malfi, denke daran, wie lieb ich Dich immer gehabt habe und verschweige mir nicht, was Dich jetzt so niedergeschlagen, so traurig macht!«

Statt der Antwort versuchte Malfi nur sich loszureißen, als Egon jedoch ihre Hand nur noch fester umschloß, bat sie mit einer Stimme, welche die Erregung ihres Herzens deutlich verrieth:

»Laß mich, Egon! wenn ich Dir jemals werth gewesen bin, so frage mich nicht mehr und laß mich!«

»Ich lasse Dich *nicht*, Malfi!« rief Egon, in welchem nun die lang verhaltene Gluth der Leidenschaft zur hellen, hohen Flamme emporschoß, »es muß Licht werden zwischen uns! und in diesem Augenblicke, sollte es auch mein Leben kosten! Ich ahne, was Dich bewegt, aber es ist noch immer nur eine Ahnung! o! reiße mich aus dieser Qual, Malfi, ich bitte, ich beschwöre Dich!«

»Und wenn meine Ruhe, mein Glück das Opfer wäre! auch dann?«

»Deine Ruhe, Dein Glück ist längst das Opfer geworden! Du hast Dich an Bruno verlobt, der Mutter wegen, nicht wahr, der Mutter wegen? und Du liebst ihn nicht? Du liebst ihn nicht Malfi, o! sag es mir, daß Du ihn nicht liebst! verrathe es mir durch ein einziges Zeichen und Du gibst mir mein Leben, meine Seligkeit zurück!«

Malfi schrak bei diesen Worten so heftig zusammen, daß sie umgesunken wäre, wenn Egon sie nicht gehalten hätte. Er umschlang das zitternde, fast willenlose Mädchen, preßte sie ungestüm an sich, und fuhr noch leidenschaftlicher fort:

»Ja! Malfi, sag es ohne Rückhalt, ohne Scheu denn *ich* liebe Dich, liebe Dich, nicht wie ein Bruder – ich bin ja nicht Dein Bruder – nein, ich liebe Dich mit der ganzen Kraft meiner Seele, mit der ganzen Gluth meines Herzens! ich habe Dich immer geliebt – immer! von Kindheit an, und nur, weil Du stets um mich warst, habe ich es nicht erkannt! Nur deshalb allein habe ich einen Augenblick zweifelhaft sein können über meine eignen Gefühle! Rede Malfi! Rede! wenn nur ein Funke von Liebe, ja nur von schwesterlicher Liebe in Dir ist, so schweige nicht länger! Sage mir, sage mir, nicht daß *Du* mich wieder liebst – nein, nur, nur, daß Du Bruno *nicht* liebst, nur *dies* sage mir – denn ich könnte es nicht ertragen, wärest Du für ewig mir verloren!«

Das Mädchen, dessen Gefühle plötzlich auf eine so heftige Weise bestürmt wurden, und die das höchste Glück, welches sie ihrem eignen Herzen in kindlicher Verschämtheit selbst niemals hatte gestehen, sondern als etwas Unerreichbares der Pflicht zum Opfer bringen wollen, nun in einer so beredten, leidenschaftlichen Weise von den Lippen desjenigen aussprechen hörte, der schon in die Träume des Kindes die Ahnung der Liebe verwebt hatte – Malfi war kaum mehr ihrer Sinne mächtig. O!

wie gern hätte sie das Entzücken, was ihre ganze Seele erfüllte, und schon siegreich mit den Mahnungen ihres Gewissens rang, in einem einzigen Worte ausgesprochen, wie gern wäre sie an die Brust dessen gesunken, mit dem ihre Gedanken schon seit Jahren fast ausschließlich beschäftigt gewesen waren – aber sie schwieg, sie bebte in namenloser Angst und Seligkeit – aber preßte krampfhaft ihre Lippen aufeinander, als befürchte sie, diese möchten ohne ihren Willen das Geheimniß der Seele verrathen.

Egons leuchtende Blicke hatten während dieses Schweigens unausgesetzt, fast verzehrend auf ihren niedergeschlagenen Augen geruht, nicht ein einziges Mal in dieser Zeit zuckte seine Wimper – dann hob ein tiefer, langer Seufzer seine Brust, und seine Stimme tönte sanft, fast flehend, als er fortfuhr:

»So vergib mir theure Malfi, vergib mir! – ich habe in diesem Augenblicke mein Herz erkannt; die Liebe zu Dir, die erst jetzt bei mir zum Bewußtsein gekommen ist, wird, so lange es schlägt, darin wohnen, wie sie immer darin gewesen ist! Liegt auch das Glück meines Lebens in Trümmer – das Deine soll um so schöner erblühen! ich will es nicht stören, Dir es nicht rauben durch meine Heftigkeit. – Lieben darf ich Dich – Du kannst es mir nicht wehren! – aber meine Liebe soll nicht zerstörend wie ein Gewittersturm die Deinige ergreifen. – Vergib mir meine liebe, geliebte Malfi, hätte ich gewußt, wie es um Dein Herz steht, ich hätte diese Schmerzen von Dir fern gehalten. – Er umschlang sie wieder von seinen Gefühlen hingerissen, und preßte sie an sich, während er einen langen

Kuß auf ihre Stirn drückte. Als er sie los ließ, blickte er in ihre Augen – und diese Augen sahen wieder in die seinen mit dem Ausdrücke der innigsten hingebendsten Liebe; immer länger, immer tiefer senkte sich der Strahl dieser Blicke in die Seelen der Glücklichen – da brach die Kraft des Mädchens! – sie flog an Egons Brust, umschlang ihn: »ich liebe Dich, liebe Dich unendlich« stammelten ihre Lippen – und er hielt entzückt die Bewußtlose in seinen Armen!

So war denn der zündende Funke in die lange gefüllte Mine gefallen und sie war aufgefliegen, Alles mit sich fortreißend. Die Liebe zu Malfi, welche eigentlich immer in Egons Herzen tief und verborgen, ihm selbst unbekannt vorhanden gewesen, sie hatte, von einem unsichtbaren Zauber berührt, plötzlich alle Dämme die sie einengten, durchbrochen, und überfluthete in hoffnungsvollen hochgehenden Wogen die starke Seele des Glücklichen!

Wie das Mädchen in Egons Armen wieder zu sich kam – bereuete, was sie gesagt, wie Er, dem das Entzücken aus den Augen leuchtete, tröstete, sie beredete – sie überzeugte; wie er immer wieder betheuerte, daß er nur *allein* glücklich werden könne durch sie, wie sie glaubte, und *selbst* in diesem Glauben die Seligkeit des Himmels empfand, wie er dann alle Bedenken von ihren Lippen, diesen wunderlieblichen Lippen, wegküßte, so lange, bis

sie ihm selbst versichern mußten, sie seien alle, alle verschwunden, und wie sie zuletzt nur stumm, beglückt neben einander sitzen konnten, Jeder in dem Anblick des Andern verloren – – wer wollte den vergeblichen Versuch machen *das* zu beschreiben! Für das höchste seligste Gefühl und für den tiefsten Schmerz hat die Sprache keine Laute, sie kann nur andeuten und der Phantasie allein ist die Macht gegeben die mangelnde Fähigkeit zu ergänzen. So führe Dir denn die schönsten, seligsten Stunden Deines Lebens vor, theurer Leser, oder ist die Stunde ein zu langes Zeitmaß, nimm Minuten, nimm Augenblicke, und zeichne Dir selbst ein Bild von dem Glücke, das wie ein Vorgeschmack jenes bessern Lebens über die Herzen der Liebenden gekommen war, das sie Alles um sich her vergessen und nur noch empfinden ließ, daß eine Steigerung desselben nicht möglich sei. –

Es war schon spät, als Egon Malfi endlich in das Schloß zurückbrachte und zum letzten Male die Bitte, noch zu verweilen, aussprach.

Wie ganz anders kam sie ihm jetzt vor, als vor wenigen Stunden, und doch war keine Veränderung mit ihr vorgegangen. – Er sah ihr nach, jede kleinste Bewegung ihres Körpers war der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, und als sie nochmals stehen blieb und noch einen Gruß mit der Hand ihm zuwinkte, da wäre er am liebsten vor ihr hingesunken, um so für diesen Beweis ihrer Liebe zu danken. –

Egon liebte! Es waren die ersten stürmischen Wogen jenes Entzückens, welches seine Seele erfüllte, was nur

der versteht, der es gefühlt hat. Das Schloß, der Garten wurden ihm zu enge, es trieb ihn hinaus auf die Berge, auf denen der Mondschein wie eine glänzende Silberdecke lag – die Erde, die Welt wäre ihm zu eng gewesen, und es hätte ihn hinausgetrieben, hätte Malfi nicht in dieser Welt, auf dieser Erde gelebt. O! wie schön, wie herrlich war sie jetzt, wie unendlich schöner, als sonst! Wie lag die Vergangenheit farblos, kalt hinter ihm, wie blühend, wie leuchtend die Zukunft! Egon liebte! seine starke Seele, sein volles, glühendes Herz liebte! wie konnte es da anders sein? – –

Der kalte Wind, welcher der kommenden Sonne voran zieht, kühlte seine heißen Wangen und spielte mit den vom Thau feuchten Locken; noch immer stand er auf der höchsten Firste des Gebirges, und seine Augen leuchteten heller, als die erbleichenden Sterne. Hinab! hinab! zu ihr, zur Mutter, der Tag kommt! tönte es plötzlich in seiner Seele, und schneller, als der Waldstrom sich von den Bergen stürzt, flog er den steilen gefährlichen Weg hinunter, und langte, zugleich mit dem ersten Gruße der Sonne, auf dem Schlosse an.

Dort lag aber noch Alles in den Armen des Schlafes. Verwundert blickte der mühsam erweckte Pförtner, als er das große schwere Thor des Schlosses öffnete, seinem Herrn nach, der ihn so freundlich begrüßt hatte, wie er es noch niemals gethan. Egon eilte auf sein Zimmer und grollte mit der Zeit, die so unendlich langsam fortrückte. Die ernüchternde Wirkung, welche die frühen Morgenstunden in dem engen gewohnten Raume des Hauses

ausüben, war wohlthätig für Egons fast fieberhaft aufgeregten Gefühle. Er vermochte es dadurch seine Gedanken zu ordnen und sich wenigstens einiger Maßen in die Empfindungsweise seiner Mutter zu versetzen, die bald so Ungewöhnliches von ihm hören sollte; dennoch blieb dies Alles sehr untergeordnet, war sehr vorübergehend, er dachte nur an Malfi, wiederholte sich nur immer und immer wieder die reizenden Zauberbilder des vergangenen Abends, und malte sich den Augenblick aus, an dem er sie wiedersehen würde. Dies sollte aber nicht früher geschehen, bis er der Mutter Alles gesagt und sie gebeten haben würde, das Glück ihrer Kinder zu segnen. Bruno und die an diesen Namen sich knüpfenden möglichen Verwicklungen hatten seine Gedanken nicht ein einziges Mal berührt. Endlich war der ersehnte Augenblick gekommen und er eilte hinab in die Gemächer seiner Mutter.

Schon sein erster Anblick erregte bei der Fürstin das Gefühl, es müsse sich etwas besonderes mit Egon zugetragen haben. Rascher als sonst, mit Freude verkündenden Augen kaut er in das Zimmer, sein Anzug befand sich in Unordnung und auf seinem Gesichte lagen die deutlichen Spuren der Erregtheit seiner Seele.

Er trat dicht vor die verwunderte beinah erschreckte Frau und ihre Hand ergreifend, sagte er mit einer fast feierlichen Stimme:

»Mutter, ich habe Dir sehr Wichtiges zu sagen, es ist so wichtig, daß mein eignes Glück und dasjenige noch eines andern Dir sehr lieben Wesens davon abhängt – darum

höre mich ruhig an beste Mutter,« fuhr er schneller mit bebender Stimme fort – seit Du mir das Leben gegeben, wirst Du mir heute die größte Wohlthat erzeigen – und was wäre das Leben, könntest Du mir diese versagen!«

»Fasse Dich mein lieber Sohn, beruhige Dich erst, ehe Du weiter redest,« erwiederte die Fürstin, ihn neben sich auf einen Sessel ziehend, »Du bist aufgeregt, wie ich Dich fast noch nie gesehen, – was es aber auch sei, zweifle nicht an der Liebe Deiner Mutter.«

»Ruhiger kann ich nicht werden Mutter, ich kann es sicher nicht,« setzte er hinzu, als die Fürstin ihn bittend ansah, – »die ganze Nacht bin ich oben auf dem Gebirge gewesen, und doch fließt das Blut wie glühendes Metall in meinen Adern!«

»Die Nacht warst Du draußen? – Du machst mich besorgt, so rede! ich bin gefaßt Dich zu hören – rede mein Sohn!« fuhr sie fort, ihm die verworren über die Stirn hängenden Locken zur Seite streichend, »habe volles, volles Vertrauen zu mir!«

Egon ergriff auch die andere Hand seiner Mutter, aber er vermochte immer noch nicht das Wort, welches zu sprechen es ihn so sehr getrieben hatte, über seine Lippen zu bringen; da durchflog ihn der Gedanke, es möchte in längerem Schweigen eine Art Verleugnung seiner Liebe liegen, und das Band seiner Zunge war gelöst.

»Ich liebe, Mutter,« sagte er mit niedergeschlagenen Augen, sich vergeblich bemühend in die freundlichen der Fürstin zu blicken, »ich liebe und werde wieder geliebt

– wir haben uns verstanden und gefunden, um uns nie wieder zu trennen.«

Als er einen Augenblick schwieg, unterbrach ihn die Fürstin:

»Und das wurde Dir so schwer Deiner glücklichen Mutter zu sagen? Du böser Sohn! ich habe diesen Augenblick im Stillen erfleht – er ist da, ich werde Euch nun Alle glücklich sehen ehe ich sterbe.«

Egon durchzuckte die Ahnung, er könne mißverstanden werden, und ohne sich über die Gefühle seiner Mutter zu freuen, entgegnete er rasch aber fest und bestimmt:

»Ich liebe *Malfi*, Mutter, und *ihre* Liebe ist mein höchstes Glück geworden.«

»Malfi? – Malfi?« stammelte die Fürstin, »hast Du auch recht gesagt mein Sohn? besinne Dich.«

»Malfi, Malfi, Mutter, nicht Elise!« rief Egon begeistert, mein ganzes Leben wird fortan nichts mehr sein als Liebe zu meiner theuren Malfi!«

Der Eindruck, welchen diese Worte auf die Fürstin machten, läßt sich schwer beschreiben, zuerst war es das völlig Unerwartete, das sie überraschte, bald aber begannen die Folgen dieses Ereignisses, eine nach der andern, in ihrer Seele klar zu werden. Sie liebte Malfi zwar mit großer mütterlicher Zärtlichkeit, sie hätte sie fast nicht mehr lieben können, wäre sie wirklich ihr Kind gewesen, dennoch hatte sie es sich niemals auch nur entfernt möglich gedacht, daß ihr Sohn, der reichsunmittelbare Fürst,

eine Neigung zu der Tochter einer Zigeunerin fassen könne. Die Standesvorurtheile in denen sie erzogen, waren zwar durch die Ereignisse der letzten 12 Jahre bedeutend erschüttert, aber in solchem Grade keineswegs zerstört, um mit Gleichgültigkeit an die Verbindung ihres Sohnes mit einem Mädchen von so dunkler Herkunft denken zu können, liebte sie dasselbe gleich wie ihre eigne Tochter.

Es währte deshalb eine geraume Zeit, ehe die Fürstin eine Antwort für ihren Sohn zu finden vermochte. Egon wartete darauf mit immer steigender Spannung, das Blut färbte seine Wangen und in raschen Zügen flog sein Athem.

»Du hast mich überrascht, mein Sohn,« begann endlich die Fürstin, während eine gewisse Unschlüssigkeit auf ihrem Gesichte sich zeigte, und ihre Blicke verlegen und unstät die Gegenstände im Zimmer betrachteten. »Du hast mich wirklich überrascht, daß Du mir Zeit gönnen mußt Dir zu antworten.«

»Bedarfst Du Zeit dazu, Mutter, das Glück Deiner Kinder zu segnen? Liebst Du uns Beide nicht von ganzer Seele? – Erst strahlte die Freude aus Deinen Augen, und nun? – O! Mutter, theuerste Mutter, trübe nicht den schönsten Tag meines Lebens durch die Ahnung, daß Du nicht Theil daran nähmest! So lang ich denken kann, hat meine Seele offen vor Dir gelegen, an Deinen Beifall dachte ich bei allen meinen Handlungen, ihn mir zu erringen und zu erhalten, war stets das Ziel meines Strebens, – wie ein schneidender nie zu vertilgender Mißton würde es mich berühren, müßte ich glauben, Dir wäre es

nicht eine hohe Freude, daß Dein Sohn das Glück seines Lebens gefunden hätte.«

»Hast Du auch wohl bedacht und überlegt, was dieser Schritt, den Du gethan, für Folgen haben muß?«

»Bedacht? – überlegt? – Schritt? – Folgen? – O Mutter, ich habe weder bedacht, noch überlegt – noch habe ich einen Schritt gethan, noch an Folgen gedacht – ich bin nur dem mächtigsten, besten Gefühle gefolgt, das mein Herz jemals erfüllt hat – ich hätte es gethan, wenn es mir in dem nächsten Augenblicke den Tod gebracht! Sprich anders, sprich anders zu mir Mutter! das ist nicht die alte Sprache Deiner Liebe?«

Die Fürstin hatte sich nun wieder gesammelt, ihre in sich selbst klare Seele bedurfte nur wenig Zeit, um zu einem Entschlusse zu kommen. Mit ruhiger Stimme, und Egon mit dem Ausdruck der mütterlichsten Liebe in die Augen blickend, fuhr sie daher fort:

»Vor Allem, mein theurer Sohn, zweifle nie an der Liebe Deiner Mutter, laß es Dir stets gegenwärtig sein, daß die Beförderung Deines Glücks und Malfi's, die Aufgabe meines ganzen Lebens gewesen ist, und sieh Alles, was ich Dir sagen werde, aus diesem Gesichtspunkte an. Meines Segens bedarf es nicht, denn mein tägliches Gebet ist ja fast nichts als die Bitte zu Gott, um Seinen Segen für Euch.«

Egon hatte während dieser Rede die beiden Hände seiner Mutter ergriffen und sie lange und in einer Rührung, die ihm die Sprache raubte, geküßt. Noch immer ruhte sein dunkler Lockenkopf in dem Schoße der Fürstin – sie

sollte die Thräne nicht gewahren, die in seinen Augen zitterte, aber sie fühlte die heißen glühenden Tropfen an den Wimpern ihres Sohnes, den sie so nie gesehen, und auch sie bedurfte einiger Zeit, um die Sprache wieder zu gewinnen. –

»So laß mich denn,« fuhr sie dann fort, »laß mich Dir die Folgen vorführen, mein Sohn, welche für Dich und uns aus diesem Schritt, den Du gethan hast, entstehen müssen – es ist dies meine Pflicht – und wenn sie Dir klar geworden, und Du beharrst auch dann auf Deinem Entschlusse, so will ich Dir nicht entgegen sein.«

Egon hatte sich aufgerichtet, zum Voraus fest entschlossen, was die Mutter ihm auch sagen möge, es solle nicht die geringste Aenderung in ihm hervorbringen.

»Du weißt mein Sohn, Malfi ist Wlarika's Tochter, das Kind einer verachteten, fast möchte ich sagen verworfenen Zigeunerin. Wird es später, wenn der Rausch der Leidenschaft vorüber ist, Dich nicht unangenehm berühren, die mißbilligenden Blicke Deiner Stammgenossen zu sehen, wird dann die Liebe zu Malfi stark genug sein, Dich alle jene kleinen Kränkungen ertragen zu lassen, gegen welche Dir keine Art von Waffen zu Gebote stehen?«

»Wäre es wirklich so, wie Du es schilderst, Mutter,« sagte Egon, der nur mit Mühe seine Ungeduld so lange gezügelt hatte; »wäre alles wirklich so, es würde dennoch Malfi's Liebe mich tausendfach dafür entschädigen! – Kennst Du mich so wenig, daß Du einen Augenblick

darüber zweifelhaft sein konntest? Aber Deine Befürchtungen sind nichts als leere Luftbilder! Wen die letztvergangene Zeit, wo Könige und Fürsten auf das Blutgerüst und in die unterste Sphäre des Lebens herabstiegen, wo die Söhne der ärmsten und niedrigsten Bürger und Handwerker die Zügel der Gewalt ergriffen, und mit nie geahnter, fast nie gekannter Kraft lenkten, wen alle diese Ereignisse noch nicht überzeugt haben von der Werthlosigkeit veralteter Vorurtheile, der wird ewig in der Blindheit herumtappen, dessen Ansicht und Achselzucken wird man verlachen, wenn er es wagen möchte, es kund zu geben. Aber er wird es nicht wagen, Niemand wird es wagen auch nur durch die kleinste Andeutung in meiner Gegenwart meine Wahl zu tadeln, oder er soll erfahren, wie ich Derartiges zu strafen wissen werde.«

»Nicht weiter, mein Sohn, was ich gesagt, ist nur zu wahr; Du überzeugst mich noch mehr davon. Es gibt Kränkungen, die wir nicht vor das Forum unserer Vergeltung ziehen können – und das sind vielleicht diejenigen, welche am tiefsten verletzen – aber ich sehe, wie Du denkst, und will nicht den vergeblichen Versuch machen, Deine Ueberzeugung zu ändern. So beantworte mir noch eine Frage: – bist Du gewiß, daß Dich Malfi eben so liebt? daß auch sie ihre Liebe über Alles dies erheben wird? des Weibes Gefühl ist zarter besaitet als das Eurige, und leichter von rauher Hand verletzbar.«

»Daß mich Malfi wahrhaft und innig liebt, davon bin ich so überzeugt, wie von meinem Leben! O! hättest Du

es gesehen, oder könnte ich Dir es sagen, welch unendlichen Kampf es ihr gekostet hat, dies mir zu gestehen! – Wollte sie doch ihr ganzes Lebensglück zum Opfer bringen, Mutter, nur um die Pflicht der Dankbarkeit gegen *Dich* zu erfüllen – und Du kannst zweifeln, daß ihre Liebe zu mir, die sie schon Jahre lang tief in ihrem Herzen verschlossen, daß meine Liebe, die nie, nie, so lange Athem in meiner Brust ist, aufhören wird, sie nicht *allein* beglücken sollte?«

»Das wollte sie?« sagte die Fürstin in tiefem Nachdenken, »sie liebte Dich schon längere Zeit? – ich glaube fast selbst, daß dem so ist; jetzt mit einem Male wird mir's klar – und sie hat es Dir nun gestanden Egon?«

»Nicht gestanden, Mutter, nicht gesagt,« fuhr Egon leidenschaftlich fort, »o! frage mich nicht, wie ich es erfahren; von ihr weiß ich es, ich bin davon überzeugt, wie von meinem Leben – aber *wie* ich zu dieser Ueberzeugung gelangt bin, das Dir zu erklären, auch nur anzudeuten, liegt außer meiner Fähigkeit.«

»Ich verstehe Dich, mein Sohn, verstehe Dich ganz, und auch meine gute, liebe Malfi. – Ich kann nur Gott bitten, der alles so gefügt, daß er es zu Eurem Glücke führe, das ja, allein mein Wunsch ist! – Ich will denken, er habe es so gewollt, und Eurer Liebe meinen reichsten, vollsten Segen nicht vorenthalten.«

»O! Du liebe, liebe Mutter!« rief Egon, seiner Empfindungen nicht mehr Herr, und sank in die Arme der Fürstin, die ihn lange, vor Rührung sprachlos, an ihr Herz drückte.

Als der erste Sturm eines so mächtigen Gefühls vorüber gerauscht war, fuhr die Fürstin fort:

»Mein Herz zieht mich zu Malfi, mein Sohn, die meines mütterlichen Zuspruchs jetzt gewiß sehr bedürftig ist. – Dir will ich es überlassen mit Bruno zu reden und ihm die nöthigen Eröffnungen zu machen; er thut mir sehr leid, und ich kann es wahrlich nicht über mich gewinnen der Bote einer für ihn so schmerzlichen Nachricht zu werden.«

»Bruno?« sagte Egon, wie aus einem Traume erwachend, »Bruno? – ja, daran habe ich wahrlich bis jetzt noch gar nicht gedacht. – Der arme Bruno! er thut mir auch leid – aber es ist jeden Falls auch für ihn besser, daß es so gekommen; ich werde an ihn schreiben Mutter, das Peinliche einer mündlichen Erörterung wird dadurch vermieden.«

»Thu' das mein Sohn und laß mich jetzt zu Malfi gehen.«

Egon entfernte sich, nicht ohne die Fürstin noch einmal umarmt und mit kindlicher Zärtlichkeit geküßt zu haben.

Malfi hatte, wie Egon, die Nacht schlaflos zugebracht. Als die Aufregung, welche ihr ganzes Wesen so sehr ergriffen, daß sie keines Gedankens fähig war, sich nach und nach einigermaßen gelegt hatte, trat ihre Lage in einem Lichte vor ihre Seele, welches, farblos und düster, das Glück ihres Herzens mächtig herabstimmte. Sie führte es sich vor, daß durch diese Wahl Egons die Pläne und Erwartungen der Fürstin zerstört werden mußten, daß

sie alle die vielen Wohlthaten, welche sie von ihr empfangen, und noch mehr, ihre wahrhaft mütterliche Liebe, mit Undank lohne, und den Abend ihres Lebens statt mit Freude, mit Sorgen und Kummer erfülle. Sie machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie den Bitten Egons nachgegeben, daß sie den Zustand ihres Herzens ihm gestanden habe. Sie war ja mit sich enig und fest entschlossen gewesen ihr Glück, ihr Leben denen, die sie liebte, zum Opfer zu bringen – woher war denn diese plötzliche Schwäche über sie gekommen? – Zweifel und Vorwürfe zerrissen ihre Seele. Dann schwanden allmählig diese düstern Bilder, sie hörte in Gedanken wieder die be rauschenden Worte Egons, sie fühlte im Geiste nochmals das Entzücken jener Minuten, wo sie an seinem Herzen geruht, und der begeisterten Versicherung seiner unwandelbaren Liebe gelauscht hatte – sie fühlte sich erhoben, geistig geadelt durch ihre eigne Liebe, die ihr, je mehr sie dachte und träumte, in einem um so schönern, edleren Lichte erschien. Ihr ganzes Sein, das wurde ihr klar, gehörte nun ihm; ihre Liebe zu ihm war das Höchste, was ihre Seele erfüllte – dieser allein wollte sie leben, und dieser jedes Opfer bringen, was die Zeit und die Verhältnisse von ihr fordern möchten – aber ihr entsagen – nicht mehr, es sei denn sein eigener Wille.

Das war ungefähr das Ergebniß ihres Denkens gewesen, als der Morgen kam, und mit dem Lichte des Tages zugleich die Nothwendigkeit sie erfüllte, daß nun wahrscheinlich nicht bloß Gedanken, sondern auch Handlungen von ihr gefordert werden würden. Sie stärkte sich

dazu durch ein langes inbrünstiges Gebet, und obgleich ihre Pulse noch immer rascher flogen und ihr Busen sich beängstigt hob, so zog doch ein festes unerschütterliches Vertrauen zu Gott, dem Vater der Liebe, in ihre Seele, und wenn auch mit innerer Unruhe, doch in einer heitern, unendlich glücklichen Stimmung, bereitete sie sich vor zu der Fürstin hinunter zu gehen. Was sie dort wollte, das wußte sie selbst noch nicht, aber sie hielt es für nöthig; ihr Herz trieb sie hinab.

Da öffnete sich leise die Thüre und die Fürstin trat in die kleine, helle, freundliche Schlafstube des Mädchens, das in noch nicht völlig geordnetem Anzuge, den blonden Lockenkopf auf den nackten Arm gestützt, in tiefem Nachdenken versunken auf dem Bette saß.

Malfi flog empor, die Blicke der Fürstin verriethen ihr sogleich, daß Egon schon mit ihr gesprochen. Ihre Hände hatten sich unwillkürlich gefaltet, das leichte Gewand war von einer ihrer glänzenden Schultern herabgefallen und hing an der Hälfte des Armes, mit gesenktem Kopfe und niedergeschlagenen Augen, stand sie vor der hohen Frau, welche diese reizende Mädchengestalt, das Bild der reinsten Unschuld und der lieblichsten Verschämtheit – ihres Egons holde Braut – mit mütterlicher Liebe betrachtete.

Stumm umarmte sie das zitternde Mädchen, das sich an ihren Busen schmiegte, und als es die Berührung von den Lippen der Fürstin auf der Stirn fühlte, ihr zu Füßen sank, wohl verstehend, daß sie mit diesem Kusse den Segen der Mutter empfangen habe.

»Steh' auf mein liebes, theures Kind,« sagte bewegt die Fürstin, »komm an das Herz Deiner Mutter, nun ganz Deiner Mutter! – Du verdienst es von Egon geliebt zu werden, liebe auch Du ihn von ganzer Seele, und sei ihm eine treue Gefährtin in den Stürmen des Lebens!«

Malfi konnte nur an die Brust der Fürstin sinken und mit Thränen des höchsten Entzückens, der reinsten Wonne antworten – ihre Seele hatte nicht Raum für so viel Glück als plötzlich auf sie einstürmte.

»Schone, sammle Dich jetzt, mein Kind,« fuhr die Fürstin fort, nachdem sie noch Vieles zu Malfi geredet hatte, und dann komm herunter zu mir. – Egon wartet Dein schon lange.«

Die Fürstin entfernte sich, Malfi in hohem Erröthen ob der letzten Bemerkung zurücklassend. O! wie schön war sie in diesem Rosenschimmer, welchen die Morgenröthe der ersten verschämten, glücklichen Liebe auf ihre Wangen hauchte!

DRITTES KAPITEL.

Capitano, Capitano!

Besser wär's, Dein Schwert zu schleifen!

Freiligrath.

Der Brief Egons an Bruno konnte nicht abgegeben werden, denn dieser war zufällig am selben Tage verreist und kehrte erst in mehreren Wochen zurück. So fiel

denn kein Mißton in den vollen Akkord des ersten Liebesglück der Beiden, die Alles um sich her vergaßen und nur Gedanken hatten Einer für den Andern, nur Empfindungen, Worte, Blicke für sich selbst. Wer kennt nicht jene Frühlingszeit unseres Lebensjahres, jenen Sonnenaufgang unseres Lebenstages, wo die Seele, nur in dem Entzücken der Vereinigung mit einer andern schwelgend, auf den rosigen, leichten Schwingen der Liebe, hoch aufsteigt über diese Erde, und hinstreift bis an die äußersten Gefilde des Himmels, wo selige Geister ihr zuwinken und ihr erzählen von den Freuden die ihrer harren. Fragt doch, die ihr zweifelt! zwei solche Menschen, ob sie an die Unsterblichkeit, an eine Vergeltung nach dem Tode glauben? Sie werden euch lächelnd ansehen und nicht begreifen, wie solcher Zweifel möglich sei. Nur später, wenn der Mensch kälter und schlechter wird, wenn er anfängt das eine Geschenk Gottes, den Verstand, als sein ganzes Ich zu betrachten und sich des andern, des Gefühls, zu schämen, dann quält und bemüht er sich vergebens eine Beweistheorie zu ersinnen, die das Dasein seines eignen Schöpfers außer Zweifel setzen und ihm das offene Grab weniger schreckhaft machen soll; dann erst läugnet er das Gefühl, welches die Liebe Gottes in seine Brust gelegt hat, damit er nicht verzweifeln, wenn des Schicksals mächtige Hand ihm die Güter dieser Erde raubt, und setzt an seine Stelle ein Rechenexempel, ohne jemals dadurch die unbekannte Größe zu finden. –

Nur Eine war den Glücklichen nahe, deren Herz blutete, fast zu verbluten drohte und deren Kraft fast in dem

Versuche erlag ihre Schmerzen vor den Augen der Andern zu verbergen. Es war Elise – die arme Elise, die jetzt erst zum vollen Bewußtsein ihrer Liebe zu Egon gekommen war. Egon und Malfi selbst mangelte die Fähigkeit Beobachtungen zu machen – sie zeigten die zärtlichste Theilnahme für Elise, aber sie bemerkten es gar nicht, wenn sie längere Zeit sich zurückgezogen. Der Fürstin, obgleich sie mit dem Glücke ihrer Kinder sehr beschäftigt war, entging doch die in Elisens Benehmen sich zeigende Veränderung nicht, und da sie nach einigen Tagen anfang leise anzudeuten, daß ihr Besuch in Greifenstein jetzt schon so lange gewährt habe, deshalb ihre Anwesenheit in Steinau wohl nothwendig sein möchte, erkannte die Fürstin bald, was in des Mädchens Herzen vorging. Am meisten litt Elise durch Malfi selbst, die mit offener Hingebung sie zur Vertrauten ihres Glückes machen wollte; es war ihr unmöglich dies länger zu ertragen und sie beschloß daher Greifenstein um jeden Preis, sobald als möglich zu verlassen.

Inzwischen kehrte Bruno zurück. Er fand Egons Brief vor, und sah seine schlimmste Befürchtung in Erfüllung gegangen. Er liebte Malfi wirklich, wenn auch nicht frei von Eigennutz, und seine Wuth, theils über das Scheitern seines Planes, theils über Malfi's Liebe zu Egon, kannte keine Grenzen.

Es war noch früh am Tage, Egon saß am offenen Fenster und blickte in süßen Erinnerungen schwelgend, auf die von der Morgensonne beleuchtete Gegend. Hie und da in den engen Thälern kämpften die Nebel mit

dem Lichte, aber die Strahlen der Sonne drückten sie nieder und senkten sich auch in die stillsten heimlichsten Wiesengründe, drangen durch den grünen Blätterbaldachin der Wälder und spielten in neckischen Formen mit den Moosen und Farrenkräutern unter ihnen. Aus den wogenden Saaten stiegen die Lerchen singend in den Aether empor, und in allen Bäumen und Blüthen sprachen die Vögel in tausendfaltigen Melodien mit ihren brütenden Gefährtinnen. Es war ein stiller, heiliger Frühlings-Morgen, der in die Seele eines jeden guten Menschen Ruhe und Friede ausgießt. Da klopfte es an Egons Thür. Als er sich wandte und sein Auge die sonnenbeleuchtete Gegend verließ, um das Bild des dunkeln Zimmers in sich aufzunehmen, durchzuckte eine Ahnung kommenden Unheils seine Seele. Eine Ahnung, wie sie häufig blitzesschnell durch unsere Brust fliegt, oft unbeachtet, oft unbegründet. –

Auf seinen Ruf, trat Bruno herein. Nicht ohne einige Verlegenheit schritt Egon ihm entgegen, diese schwand jedoch sogleich. Sein Herz war jetzt zu voll als daß es sich nicht mit Wärme dem Gefährten seiner Jugend hätte nähern sollen. Er suchte seine Hand zu ergreifen, da ihm dies jedoch nicht gelang, blieb er vor ihm stehen und sagte, ihm voll Theilnahme in die Augen sehend:

»Zürne mir nicht Bruno, wahrlich es thut, mir von Herzen leid, daß mein Glück für Dich irgend die Quelle des Schmerzes werden kann, aber bei ruhiger Ueberlegung – und laß uns recht ruhig und offen mit einander reden – wirst Du selbst finden, es sei besser, daß Malfi's wahre

Gesinnung jetzt zu Tage gekommen, als wenn sie ihren Entschluß ausgeführt und – – und Dein Weib geworden wäre, ohne Dich zu lieben.«

Eine dunkle Röthe bedeckte bei den letzten Worten Egons Bruno's Gesicht, er schien sich zu sammeln und bald schwebte jener häßliche höhnische Zug um seinen Mund.

»Ew. Durchlaucht gehen von einer sonderbaren Voraussetzung aus,« begann er seltsam lächelnd, »von einer Annahme, die –«

»Bruno, ich bitte Dich! Bruno, welcher Ton!« unterbrach ihn Egon, indem er sich abermals bemühte die Hand des vor ihm Stehenden zu ergreifen, was dieser jedoch durch eine entschiedene Bewegung verhinderte. – »Komm, setze Dich zu mir! ehe Du weiter redest, sammle Dich und entferne diesen fremden Mißton, der jetzt am allerwenigsten zwischen uns paßt.«

»Ew. Durchlaucht möchten mich gern mit einer Hand voll Herzlichkeit abspeisen, nachdem Sie sich nicht gescheut haben mir meine verlobte Braut zu stehlen, und glauben wirklich, ich würde damit zufrieden sein! Da kennen Sie mich denn doch schlecht.«

»Bruno,« sagte Egon mit ruhiger Stimme, obgleich das Blut verrätherisch seine Wangen färbte, »Bruno, dem Zustande Deiner Seele, den ich mir denken kann, will ich jene Aeüßerung zu gut halten, ich bitte Dich nochmals, höre mich ruhig an –«

»Sie wollen zu gut halten? Ew. Durchlaucht wollen zu gut halten? welch' eine Großmuth!« rief Bruno mit höhnischem Lächeln, »halten Sie zu gut, was Sie Lust haben,

aber ich bin nicht gekommen mich zum Narren halten zu lassen, sondern um meine verlobte Braut von Ihnen zurückzufordern. Es ist nicht schwer ein junges unerfahrenes Mädchen zu bethören, besonders wenn man den Fürsten gegen den schlichten Bürger in die Wagschale legt – aber wenn noch ein Funke von Ehre in Ihnen lebt, so fordere ich, daß Sie selbst mir mein Eigenthum zurückgeben – hören Sie es! ich fordere es von Ihnen,« rief er mit starker Stimme.

Egon war während dieser Rede vor Bruno stehen geblieben und betrachtete ihn mit durchbohrenden, funkelnden Blicken, die Adern auf seiner Stirn waren angeschwollen und sein Gesicht mit Gluth bedeckt; Bruno blickte ihm eben so fest und auffordernd in die Augen. – Egon, dessen Herz jetzt so wenig zu Haß und Streit geneigt war, und der so gern Bruno unter jeder nur annehmbaren Bedingung losgeworden wäre, war der erste, der seine Blicke abwandte, und sie über die sonnige Frühlingslandschaft, die der Rahmen des hohen Bogenfensters magisch einfaßte, streifen ließ. Er trat, Bruno den Rücken kehrend, an das Fenster, athmete tief auf, wandte sich dann wieder und entgegnete mit ruhiger, sanfter Stimme:

»Bruno, Du bist jetzt nicht in der Stimmung über einen Gegenstand von solcher Wichtigkeit mit mir zu reden; Dein Blut ist in Wallung, und wir bedürfen beide der möglichsten Ruhe unseres Geistes, um uns zu verständigen. Laß uns daher, ich bitte Dich herzlich darum, jetzt

unsere Unterredung abbrechen, was Du mir gesagt, wird Dir bei ruhigerer Ueberlegung leid thun.«

»Ich habe, so glaube ich wenigstens, mich deutlich genug ausgedrückt, und bin weder gesonnen mich mit Redensarten abspeisen, noch die Sache in eine unbestimmte Zukunft hinausschieben zu lassen, bis es Ew. Durchlaucht gefallen möchte, mir ihr Bedauern auszudrücken. Sie haben meine Rechte verletzt, meine Ehre gekränkt, ein Mädchen bethört, das viel zu eitel und unerfahren ist, um solchen planmäßigen Verlockungen Widerstand zu leisten! – Ist es denn wirklich Ew. Durchlaucht Absicht sie zu heirathen, oder –«

»Kein Wort weiter!« rief Egon mit einer Stimme, die Bruno für den Augenblick verstummen machte, »wahre Deine Zunge Bruno!« setzte er sanfter hinzu, »jede Beleidigung meiner Person – ich habe es mir fest vorgenommen – will ich unserer Freundschaft und dem sonderbaren Verhältnisse in das wir gerathen sind, zu gut halten – aber wage es nicht, auch nur eine einzige Andeutung zu machen, in der für Malfi Verletzendes läge!«

»Wenn Sie Lehren geben wollen, so fangen Sie bei sich an, der Sie die Braut Ihres sogenannten Freundes verlocken, und Selbst es nicht sagen mögen, ob Sie dieselbe zu Ihrer Gemahlin oder zu Ihrer Maitresse erheben wolle. – Ich halte Sie für einen ehrlosen Wicht, wenn Sie mir mein Eigenthum nicht zurückgeben, wenn –«

»Bemühe Dich nicht weiter Beleidigungen auszusprechen,« sagte Egon mit Eiseskälte, »nicht weil Du Schimpfworte gegen mich ausgestoßen, sondern weil Du so grenzenlos gemein sein kannst, ein so niedriges Wort und den Namen Malfi in einen Satz zubringen, will ich Dir zu Willen sein!«

»Sie wollen? und in welcher Art?« fragte Bruno, als Egon eine Zeit lang in Nachdenken verloren geschwiegen hatte.

»Sei Morgen früh mit Sonnenaufgang bei der großen Eiche im Wildholz – für Pistolen werde ich sorgen, bringe Du einen Arzt mit. Du hast den ersten Schuß! die Entfernung sei 10 Schritt! Und nun geh!« sagte er mit eben so ruhiger, kalter, doch unmerklich bebender Stimme, »ich möchte sonst etwas thun, was mich gereute, und Dich in meinem eignen Zimmer niederschlagen.«

Mit diesen Worten wandte er ihm den Rücken und trat wieder an's Fenster.

»Ew. Durchlaucht sollen nicht vergebens warten! rief Bruno höhnisch und verließ das Gemach.

Egon blieb noch eine Zeit lang stehen und blickte, aber mit ganz andern Empfindungen, wieder hinaus in die sonnige, ruhige Frühlingslandschaft. Sie war noch unverändert, noch eben so lieblich, noch immer das lächelnde Bild eines friedlichen, glücklichen Stilllebens. Doch, wie anders sah es in seinem Innern aus! Ein dunkles, drohendes Gewitter hatte sich an dem klaren Himmel seiner Liebe aufgethürmt, und, mochte es kommen wie es wollte, soviel schien unvermeidlich – der Sturm würde wüthen,

der Blitz zucken und der Donner toben; und dazu war es zweifelhaft, ob das Wetter schnell vorüber ziehen und den blauen Aether wieder hervortreten lassen würde, oder ob es der Bringer trüber langer Regentage werden sollte. Mit dem größten Widerwillen hatte er endlich die Harmonie seiner Seele dem feindlichen Angriffe Bruno's geopfert; ach! er hätte sie Malfi's wegen, um jeden nur annehmbaren Preis erhalten! Dafür war er nun auch fest entschlossen für das ihm abgedrungene Opfer den höchsten Werth zu fordern. Sein Benehmen während des Tages ließ eine bemerkbare Veränderung nicht wahrnehmen, nur gegen Malfi schien er weicher und hingebender, als dies ihm sonst eigen war, und am Abend, als er sich verabschiedete, küßte er seine Mutter zärtlicher und länger. Auf seinem Zimmer schrieb er noch zwei lange Briefe an die Mutter und an Malfi. Bei dem letzten traten ihm mehrmals die Thränen in die Augen und er mußte die Feder fortlegen, um seine innere Bewegung vorüber gehen zu lassen. Er nahm ja Abschied – nicht nur von dem Leben – nein von seiner Liebe – von dieser Liebe, die sein ganzes Sein erfüllte, deren berauschenden Becher er eben erst mit Entzücken an seine Lippen gesetzt hatte! Wer wollte deshalb diese Thränen belächeln, die er auf ihrem Altare opferte! Wer es thun kann, dessen Seele hat niemals in dem Allerheiligsten dieses Tempels gestanden!

Bruno war den Tag über nicht sichtbar geworden, Abends hatte er Greifenstein verlassen und war erst gegen Mitternacht wieder zurückgekehrt.

Der Morgen dämmerte im Osten, hie und da glänzte noch ein Stern mit mattem, erbleichendem Lichte; die Gebirge strebten noch in großen, ungetrennten, dunkeln Massen gegen den wolkenlosen Himmel, den schon die ersten Strahlen des kommenden Lichtes küßten, als Egon Greifenstein verließ und der verabredeten Stelle zuschritt. Ein leichter Reitermantel hing um seine Schultern, wahrscheinlich, um den Pistolenkasten zu verbergen, den er unter dem Arme trug. Als er eine Zeit lang gegangen war, blieb er stehen und sah lange wehmuths- und gedankenvoll nach dem Schlosse seiner Väter zurück, das eben im Scheine der steigenden Sonne zu glühen begann. Die Fenster von Malfi's Schlafgemach blickten strahlend zu ihm herüber, dahinter ruhte sie, von leichten, wonnigen Träumen umgaukelt! – die er vielleicht auf ewig zu zerstören im Begriff war! Eine Lerche stieg dicht neben ihm aus der grünen Saat empor und verlor sich singend und steigend in die lichten Räume des Himmels! Ein tiefer langer Seufzer hob Egons Brust, gewaltsam riß er sich los, und blickte, während er weiter ging, nicht wieder rückwärts.

Es war ihm wohlthuend, als der Schatten des Waldes ihn aufnahm, und das hohe grüne Gewölbe der alten Buchen den blauen hellen Himmel verdeckte. Mitten unter den schlanken, glatten, weißen Stämmen, stand auf einer etwas lichtern Stelle eine uralte Eiche, deren dunkle, rauhe Rinde, und vielfach verworrenes knorriges Geäste, seltsam gegen die zierlichen Schwestern abstach. Hierhin war Bruno beschieden. Noch war Niemand dort, als

Egons Schritt die Stille des Waldes unterbrach. Er setzte sich auf einen alten Baumstamm, warf seinen Mantel ab, und, als wolle er seinen Gedanken absichtlich eine Beschäftigung geben, öffnete er den mitgebrachten Kasten, und nahm seinen glänzenden Inhalt heraus. Er ließ den Ladestock in jeden Lauf fallen, versuchte die Schlösser, schärfte die Steine, und verschloß den Kasten erst wieder, als ein fernes Geräusch ihm das Nahen kommender Menschen verkündete.

Bruno kam in Gesellschaft eines Arztes aus dem nahen Städtchen, welcher selbst die letzten Feldzüge mitgemacht und zu dem Geschäfte, das man hier von ihm verlangte, in jeder Hinsicht befähigt war. Man bot sich kurz und förmlich einen guten Morgen, und der Arzt zog sich mit der Bemerkung zurück, daß er sofort erscheinen würde, wenn man seiner bedürfen sollte, daß er aber von Herzen wünsche, es möge dies nicht nöthig sein.

Egon und Bruno blieben allein.

Mit sichtbar innerem Kampfe trat Egon zu diesem heran, und das Auge fest und kalt auf ihn gerichtet, sprach er mit ruhiger Stimme:

»Ehe wir weiter schreiten, noch ein Wort. Du warst gestern in leidenschaftlicher Aufregung, für die ich der Entschuldigungsgründe selbst viele anerkenne. Nimm zurück, was Du gesagt! – und es sei Alles wieder zwischen uns, wie es gewesen.«

»Wenn Du Deine Ansprüche auf Malfi aufgeben willst,« erwiderte Bruno mit gleicher Ruhe, »so bin ich dazu bereit, weil dann die Voraussetzung, welche mich zu meiner

gestrigen Erklärung bewogen, eine falsche sein würde; willst Du das aber nicht, so kann ich nur wiederholen, was ich gesagt, ja ich füge noch hinzu –«

»So sparen wir die weitem Worte,« unterbrach ihn Egon mit schneidender Kälte, »und schreiten die Entfernung ab.«

Es erfolgten nun schweigend jene unheimlichen Vorbereitungen, welche auf die Empfindung der Theilnehmer oder Zuschauer eines Zweikampfes beängstigender wirken, als dieser selbst. Der gegenseitige Standpunkt wurde bestimmt, nachdem die dazwischen liegenden 10 Schritte, der Verabredung gemäß abgegangen waren. Egon lud im Beisein Bruno's die Pistolen und bot sie ihm zur Auswahl an. Als dieser die Waffe empfangen, und auch er die seinige ergriffen hatte, sagte Egon, seinen Gegner mit festem ruhigem Blicke ansehend:

»Eins habe ich Dir noch zu sagen: Ziele sicher! denn wenn Du fehlst, schieß' ich Dich todt!«

Bruno antwortete nicht, nur ein kaum bemerkbarer spöttisches Zug schwebte um seinen Mund, als er seine Stelle einnahm. Er hob das Pistol; Egon blickte kalt und unverwandt in die dunkle gegen ihn gerichtete Mündung – – da stürzte plötzlich mit ausgestreckten, abwehrenden Händen ein Weib hervor und warf sich zwischen die Kämpfenden.

»Halt!« schrie sie, »halt! 'S ist alles vergeblich! alles vergeblich! hören Sie mich an Ew. Durchlaucht! ich will es sagen, und sollte es mein Tod sein!«

Sie hatte sich mit diesen Worten vor Egon niedergeworfen und seine Kniee umklammert.

»Wie kommst Du hieher, Weib!« rief dieser mit finsterer Miene, »wie kannst Du es wagen uns zu stören?«

»Ich suchte Reiser hier,« antwortete Wlarika, denn diese war es, »als ich Sie kommen sah, versteckt' ich mich hinter'm Baum, und da hab ich Alles gesehen und gehört, was Sie gemacht haben; ich hab gehört, wie der Junker da zu Ew. Durchlaucht gesagt haben, Sie sollten ihm das Fräulein abtreten, und wie Sie darüber erzürnt gewesen; und da ich nun gesehen, daß Sie sich deshalb todtschießen wollen, muß ich's sagen, und wenn ich auch selbst sterben sollt'.«

»Was mußt Du sagen?« rief Egon zornig, indem er sich von der Alten losriß und einen Schritt zurücktrat.

»Daß Fräulein Malfi nicht meine Tochter ist! ich muß es ja sagen, da Sie sich deshalb todtschießen wollen, und sollt' es mir selbst auch das Leben kosten!« wiederholte Wlarika noch immer kniend und die Hände ringend.

»Nicht Deine Tochter? Malfi nicht Deine Tochter?« entgegnete Egon, und jede Muskel seines Gesichts verrieth die Spannung seiner Seele, »wer ist sie denn, Weib, sprich! sprich! warum zauderst Du?«

»*Sie ist die Tochter des armen Kätchens und Ew. Durchlaucht leibliche Schwester!*« sagte Wlarika, indem sie die Augen niederschlug, als fürchte sie sich die Wirkung zu sehen, welche ihre Worte auf Egon hervorrufen würden.

Diese war auch in der That schwer zu beschreiben, – er wankte rückwärts, Leichenblässe bedeckte sein Gesicht, unwillkürlich griff seine Hand in die rauhe Rinde der alten Eiche, als wolle er sich daran festhalten, während seine Augen, wie zwei leuchtende Flammen, die Alte anstierten. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe er so viel Gewalt über sich erlangte wieder zu sprechen; während dieser stand Bruno, an einen Baumstamm gelehnt, die Pistole nachlässig in der herabgesunkenen Hand haltend, und betrachtete mit höhnischem Lächeln die Stille, welche sich vor ihm entwickelte.

Ein tiefer rascher Athemzug gab Egon die Sprache wieder; er hob die Pistole, und die Mündung auf die dicht vor ihm kniende Wlarika richtend, sagte er mit Lauten, die sich immer noch mit Mühe seinen Lippen entwandten:

»Sprich jetzt eine Lüge, Wlarika! – und Du trittst mit dieser Sünde vor Deinen höchsten Richter! – Nun sag’ mir noch einmal *wer* ist Malfi?«

Die Alte bebte sichtlich zusammen, als sie in das wildentschlossene Auge Egons sah und die gefährliche Waffe in so bedenklicher Nähe erblickte.

»Wenn Sie mich auch todtschießen, Ew. Durchlaucht,« stammelte sie, »ich kann nicht anders sagen! ich will die Beweise bringen, will alles gestehen! ach! ermorden Sie mich deshalb nicht!«

Egons Arm senkte sich langsam. Seine linke Hand bedeckte eine Zeit lang seine Augen – ein tiefer langer Seufzer entquoll seiner Brust – dann ermannte er sich.

»Wir sind wohl fertig mit einander?« wandte er sich kalt zu Bruno, und als dieser als Zeichen der Bejahung stumm seinen Kopf neigte, zu Wlarika:

»Du folgst mir auf das Schloß!«

»Lassen Ew. Durchlaucht mich erst nach Haus geh'n und das Päckchen holen, was ich nöthig haben werde da oben.«

»Das magst Du thun, ich will Dich begleiten.«

»Was wollen Ew. Durchlaucht den weiten Umweg machen; in einer Stund' bin ich zurück, Ew. Durchlaucht können ruhig hinaufgehen.«

»Fort!« herrschte Egon mit einer Stimme, die keinen Widerstand räthlich machte, winkte Bruno kurz mit der Hand und verließ mit Wlarika einen Ort, wo er mehr verloren, als seine schlimmsten Befürchtungen für möglich gehalten hatten.

Bruno sah den beiden Fortgehenden eine Weile nach, dann rief er dem Arzte:

»Die Sache ist beigelegt, Herr Doctor,« sagte er heiter zu dem Näherkommenden, »völlig beigelegt!«

»Das freut mich von Herzen,« erwiderte dieser.

»Mich ebenfalls recht sehr!«

»Hier herein,« sagte Egon, Wlarika in das Zimmer seiner Mutter führend, welche eben zu frühstücken begonnen hatte und sich einen so frühen Besuch kaum zu erklären vermochte.

»Da ist Wlarika! fuhr er mit erzwungenem Lachen fort, und vergaß den weißen Reitermantel, ja selbst den Hut abzunehmen, »sie will Dir eine Geschichte erzählen, Mutter! daß Malfi Kätchens Tochter – meines Vaters leibliche Tochter – also meine Schwester sei! Es wird Dich ergötzen Mutter! höre ihr aufmerksam zu!«

»Egon!« rief die Fürstin voll Schreck und Erstaunen, »Egon! wie redest Du sonderbar! Lege doch Mantel und Hut ab, mein Sohn!« setzte sie besorgt hinzu, indem sie aufstand, um ihm behülflich zu sein. Egon warf Hut und Mantel auf den Tisch, und den Pistolenkasten, den er noch immer unter dem Arme trug, darauf, so daß der Deckel aufsprang und die glänzenden Waffen dem bestürzten Auge der Fürstin sich zeigten.

»Um's Himmels Willen, was bedeutet dies Alles?« sagte die Fürstin, deren Besorgniß immer mehr zunahm. – »Erkläre Dich Egon! was soll dieser sonderbare, beunruhigende Auftritt?«

»Beunruhigend? fängt es schon an beunruhigend zu werden, Mutter? – Sie will Dir's erzählen! So rede, Weib!« rief er heftig, »aber denke daran, was ich Dir gesagt habe! keines Menschen Gegenwart schützt Dich, sprichst Du eine einzige Lüge.«

Die Fürstin sah erwartungsvoll auf Wlarika, diese kreuzte, nach Art der Zigeuner, ihre alten abgemagerten Arme über ihre Brust und begann:

»Ich hätt's noch länger verschwiegen, Ew. Durchlaucht, denn sie hatt' es mir so befohlen, als sie im Sterben lag,

aber da sie sich todtschießen wollten, mußt' ich's doch sagen –«

»Todtschießen?« unterbrach sie die Fürstin, »wer wollte sich todtschießen? welche Räthsel?«

»Weiter!« rief Egon, »weiter!«

»Der junge Herr Fürst und der Junker Bruno wollten sich todtschießen, bei der großen Eich' im Wildholz, und hätten's auch gethan, wenn ich –«

»Schweig!« unterbrach sie Egon, »sprich kein Wort, als was zur Sache gehört, nun weiter! weiter!«

»Ich muß't also sagen, und will's nicht mehr leugnen, das Fräulein Malfi ist nicht meine Tochter, sondern die Tochter des hochseligen Herrn Fürsten und des armen Kätchens.«

»Kätchens Kind? – Malfi Kätchens Tochter? – weißt Du es auch bestimmt, Wlarika?« fragte die Fürstin mit erstauntem ängstlichem Tone.

»O! sie hat Beweise, Mutter! Beweise! Warte nur, das Beste kommt noch! Weiter Wlarika! weiter!«

»Ja, 's ist gewiß und bestimmt ihr Kind Ew. Durchlaucht; ich will die Geschichte erzählen, wie sie sich zutragen: Es mocht' einige Wochen her sein, nachdem man sich erzählte, daß Kätchen, die früher der hochselige Herr Fürst oft besuchte, der aber zu jener Zeit gerade abwesend war, vom Försterhause verschwunden sei, als ich eines Tags oben über den Nisterkopf ging, und unter mir in einer Schlucht ein Mädchen sitzen sah. Ich schlich mich hinab und erkannte Kätchen, die sehr krank und abgezehrt aussah; sie saß auf einem großen Stein

und blickte immer vor sich nieder. Als ich sie anredete, wollt' sie fort; ich holte sie aber ein, sie war nicht mehr sehr flink auf den Beinen. Da bat sie mich mit Thränen in den Augen, ach! sie flehte und lamentirte, daß mir's Herz im Leibesweh that, ich sollt' Niemand sagen, daß ich, sie gesehen. Wer hätt's ihr abschlagen können? ich konnt's nicht! Ich besuchte sie nun jeden Tag, und als sie mehr Vertrauen zu mir gefaßt, gestand sie mir, was ich ihr längst angesehen, daß sie bald Mutter werden würde. Sie weinte immer, oft den ganzen Tag, und ihre größte Betrübnis war die, was aus dem Kind werden sollt', wenn sie stürbe, was jeden Falls geschehen werde. Ich tröstete sie, so gut es ging, aber 's half wenig, da versprach ich ihr, das Kind, wenn sie wirklich sterben sollt', zu mir zu nehmen und wie mein eignes zu erziehen. Anfangs wollt' sie davon nichts wissen, später aber ging sie d'rauf ein, und ich mußst' ihr versprechen, Niemanden zu sagen, daß es ihr Kind wär', es sei denn, daß ein groß' Unglück für das Kind selbst aus länger'm Stillschweigen entstand'. Inzwischen war der Sommer verschwunden; ich hatt' ihr erzählt, daß der Herr Fürst zu Tod gekommen, und da hat sie wieder immer geweint und konnt' gar nicht aufhören. Aus dem Walde ging sie niemals heraus, und Nachts schlief sie in einer Höhle, wo ich ihr ein Lager von Moos gemacht. Jeden Tag bracht' ich ihr Nahrung – ach! 's war schlecht genug, wir armen Leut' haben nicht viel. Sie war so heruntergekommen, daß sie Niemand mehr gekannt hätt'. – Als ich einmal, 's war schon kalt geworden, zu ihr kam, fand ich sie nicht auf der gewöhnlichen Stelle; ich

ging zur Höhle und – da lag sie, ein neugeborenes Kind in ihren Armen, das sie in ihr zerrissenes Halstuch gewickelt hatte! – Sie war schon halb todt und konnt' kaum mehr reden, sie dankte mir, drückte das kleine Wesen an sich und blickte nach den Steinen oben an der Decke. Mit großer Angst gab sie mir noch einen kleinen Zettel, und dann wurde sie ganz still. – Ich ging heraus, hinunter an den Bach, um Wasser zu holen, weil ich mir dachte, sie würde wohl durstig sein, – als ich wieder kam – war sie todt. – Ich konnt' sie nicht wieder lebendig machen, so leid mir's auch that, daß sie gestorben war. So nahm ich dann zuerst das kleine halbnackte Kind, wickelte es ein und trug es, als es dunkel geworden war, zu den Unsri-gen, wo es verpflegt wurde. Andern Tags ging ich wieder hinauf, und machte ein Grab an derselben Stelle, wo sie immer gern zu sitzen pflegte, da legte ich sie hinein, und da hat sie gelegen, bis man sie später gefunden hat.«

Die einfache, fast rührende Art, wie Wlarika diese traurige Begebenheit erzählt hatte, verfehlte nicht einen tiefen Eindruck, sowohl auf die Fürstin, als auf Egon zu machen.

Längere Zeit herrschte eine lautlose Stille in dem Gemache.

»Und Malfi ist dieses Kind?« fragte die Fürstin, »welche Beweise hast Du dafür?«

»Hier sind sie,« antwortete diese, ein kleines Packet hervorziehend, indem sie das alte vergelbte Papier, womit es umgeben war, davon ablöste. Es zeigte sich ein kleines goldnes Kreuz an einem schwarzen Bande, mit

einem Schieber in Form eines Herzens, worauf die Buchstaben K. S. eingegraben waren; ein roth und grün carirtes, halb zerrissenes Tuch, mit denselben Buchstaben gezeichnet, und ein schmutziges Stück Papier, die mit Bleistift kaum mehr leserlichen Worte enthaltend: »Mein Kind, das ich hier oben im Walde geboren, habe ich an Wlarika gegeben, um es als ihr eignes zu erziehen, kurz vor meinem Tode, und ihr verboten – – –

Kätchen.

Die letzten Worte waren unleserlich geworden.

Die Fürstin betrachtete alle diese Sachen lange und mit wachsender Aufmerksamkeit, eben so Egon, dem man aber deutlich das Verlangen ansehen konnte, womöglich etwas darin zu finden, das die Aussage der Zigeunerin verdächtigen mochte.

»Und was stand hier noch auf diesem Zettel?« fragte er, Wlarika fest anblickend.

»Ich kann's nicht sagen Ew. Durchlaucht, so hab' ich den Zettel erhalten und ihn eingepackt, ich kann nicht lesen und weiß noch nicht was d'rauf steht.«

»Du hättest Niemand darum gefragt?« bemerkte zweifelnd die Fürstin.

»Niemand Ew. Durchlaucht, als meinen Mann, der todt ist, und der sagt', 's wäre gut und alles in Ordnung, ich sollt' nur thun, wie mir geheißen wär'.«

»Alles ist erlogen Mutter!« rief Egon, »das Weib lügt! wie hatte sie verheimlichen können, daß sie ein fremdes

Kind zu sich genommen, und dies für ihr eignes ausgeben? Sie lügt! lügt einzig in der Absicht, um Vortheil daraus zu ziehen!«

»Um uns're Kinder, Ew. Durchlaucht, bekümmert man sich nicht viel, die Unsrigen wußten's wohl, aber die sagen nichts. Und um Vortheil zu haben, sollt' ich jetzt lügen! Wenn ich das wollt', da schwieg ich wohl besser, denn könnt' ich einen größern Vortheil von der Geschichte haben,« setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, »als wenn Ew. Durchlaucht das Fräulein geheirathet hätten, und man sie für mein Kind gehalten?«

Die Richtigkeit dieser Bemerkung schien so einleuchtend, daß selbst Egon ihr nichts entgegenzusetzen vermochte. Er hielt noch immer den Zettel in der Hand und starrte die verhängnißvollen Worte an. Der Gedanke, daß wenn auch Malfi Kätchens Tochter, sei, es immer doch noch in der Möglichkeit läge, sie wäre nicht seine Schwester, flog durch seine Seele, aber er wies ihn sofort, als seiner unwürdig zurück und verfiel in ein dumpfes Hinbrüten; es wogte und tobte in seinem Gehirn und seinem Herzen, aber zu einer klaren Vorstellung konnte er nicht gelangen. Er scheute sich die Beweise, welche für die Wahrheit von Wlarika's Aussage sprachen, anzuerkennen, und bemühte sich vergebens etwas aufzufinden, um sie zu widerlegen.

»Die Sache soll genau geprüft werden, Wlarika!« begann die Fürstin nach einiger Zeit. »Geh jetzt und schweige so lange gegen Jedermann, ich befehle es Dir.«

»Wie Ew. Durchlaucht befehlen,« erwiederte Wlarika unterthänig, »ach! ich hätt's gar nicht gesagt, wenn ich's nicht hätt' thun müssen.«

»So geh' und sei bereit, wenn man Dich ruft.«

»Egon,« begann die Fürstin, nachdem Wlarika sich entfernt und sie ihren Liebling mit der zärtlichsten Theilnahme eine Zeit lang betrachtet hatte, »Egon, fasse Dich! Sei ein Mann! ich fühle mit Dir, was Du verlierst – aber vergiß nicht: Malfi, die Du so sehr liebst, *sie* ist Dir nicht verloren! – sie ist Deine Schwester geworden, und hat als solche einen vollgültigen Anspruch auf Deine Liebe!«

Egons Brust hob ein tiefer langer Seufzer; die gewohnten theilnehmenden Töne zogen wohlthuend in seine zerrissene Seele, und brachen das eiserne feste Band des qualvollsten Schmerzes. Er bedeckte seine Augen mit der Hand, und es war fast, als wolle der Friede der Entsagung ihn mild umfassen – da wogte plötzlich die Leidenschaft wieder in ihm auf und der Gedanke seines Verlustes erfüllte allein sein Herz.

»Ich liebe sie aber nicht als meine Schwester!« rief er in wilder Aufwallung, »ich habe sie *nie* so geliebt, und deshalb *kann* sie auch nicht meine Schwester sein, sie darf, sie soll es nicht sein! Laß Dir ein Märchen aufbinden, Mutter, von dem alten Zigeuner Weibe! thu' es, wenn es Dir Freude macht, aber ich will es nicht! Die Wahrheit soll an das Tageslicht und müßt ich alle Zigeuner aufknüpfen und ihre Höhlen dem Erdboden gleich machen lassen! Und ich will es thun! Wlarika zuerst! Sie sollen erfahren, daß sie mit dem Liebsten ihres Fürsten und Herrn, ja

mit ihm selber kein frevelvolles Spiel treiben dürfen! Sie kennen mich nicht, wenn sie wähnen, ich sei ein leichter Spielball ihrer ränkevollen Bosheit! – Ihr alle, Du, Keiner kennt mich! aber Ihr sollt es erfahren, wie gefährlich es ist, die Hand nach dem Höchsten und Theuersten, was ich besitze, auszustrecken!«

»Egon!« unterbrach ihn die Fürstin, ihren Sohn, der, so lange er lebte, noch niemals eine solche Sprache gegen sie geführt hatte, mit kummervollem, doch theilnehmendem Auge betrachtend, »Egon! diese Sprache ist Deiner nicht würdig! Nicht die Menschen sind gegen Dich, sondern die Verhältnisse – Du wirst vergeblich dagegen ankämpfen, und dadurch auch das verlieren, was Dir geblieben ist.«

»Was mir geblieben ist? Mir ist nichts geblieben; wenn ich verliere, was man mir nehmen will! Malfi! – Malfi! – Dich! – – Malfi soll meine Schwester sein? toller, wahnsinniger Gedanke! in dem wirren Gehirn einer alten Zigeunerin ausgeheckt! – und Du glaubst daran Mutter? glaubst wirklich daran? – Es kommt mir lächerlich vor!« fuhr er mit wildem Lachen fort, »wie kann eine so verständige Frau, wie Du Mutter, eine so erfahrene Frau, solchen Unsinn glauben? – Aber glaubt es, oder glaubt es nicht – mir gilt es gleich! *Ich* glaube es *nicht*, und darauf kommt es einzig und allein an!«

»Und Malfi?« sagte ruhig die Fürstin.

»Malfi?« wiederholte Egon mit unsicherer Stimme, »Malfi? – Sie wird es auch nicht glauben,« setzte er wieder leidenschaftlich hinzu, »*ich* werde es ihr beweisen, so

klar, so deutlich, so unumstößlich, daß sie es nicht glauben *kann*! ich will flehen, bitten, auf meinen Knien will ich sie anflehen, es nicht zu glauben, mir zu Liebe nie, nie davon zu reden, und sie wird es thun, Mutter! glaub mir, sie wird es thun! thät ich es doch, wenn *sie* es wollte, und so wird *sie* es *auch* thun!«

»Täusche Dich nicht mein Sohn! – wozu das Alles, wenn Du ruhiger sein wirst –«

»Ruhiger? *noch* ruhiger?« rief Egon, sie wild unterbrechend, »wahnsinnig kann ich werden, rasend! aber ruhiger? – Welch wunderliche Zumuthungen – macht mir meine eigne Mutter? Wenn Du mich irgend lieb hast, so sprich mir nur nicht von ruhiger werden! Soll ich lammfromm zusehen, wenn man mich zur Schlachtbank führt? oder mich bedanken, wenn man meine Lebensader aufschlägt, nur um sich einen Spaß mit dem rothen zuckenden Strahl zu machen? – O! das paßt Alles, Alles nicht! was man mir nehmen will, ist weit mehr! mehr, als mein Leben und mein Herz, es ist meine Seele, meine Seligkeit! Greife danach, wem es gelüstet! Strecke die Hand danach aus, wer den Muth hat! – aber ich werde mich wehren, wüthender als der wilde Tieger der Wüste! Sie ist *nicht* meine Schwester, Mutter!« rief er, mit einer Stimme, daß das Gemach davon wiederhallte. »So lange Du einen Sohn hast, ist Malfi nicht seine Schwester!« Damit warf er jenes verhängnißvolle Blatt, welches er, während er gesprochen, krampfhaft in der geballten Faust gehalten und zerknittert hatte, auf die Erde und stürzte aus dem Zimmer.

Die Fürstin sah ihm lange mit dem Ausdrücke des tiefsten Schmerzes nach; »armer Egon, mein armer Egon!« sprach sie vor sich hin, und eine Thräne benetzte ihr Auge, »Du wirst viel leiden – mehr als ich dachte!«

VIERTES KAPITEL.

Was ist's, o Vater, was ich verbrach?
Du brichst mir das Herz, und fragst nicht dar-
nach.

Ich hab' ihm entsagt, nach Deinem Befehl,
Doch nicht ihn vergessen, ich hab' es nicht Hehl.

Adelbert v. Chamisso.

Vor ihrer Unterredung mit Malfi wollte die Fürstin den vollen Beweis von der Glaubwürdigkeit der Aussage Wlarika's sich verschaffen. Sie ließ zu dem Ende den Schwager und die Schwester Kätchens sogleich aus das Schloß rufen, und zeigte ihnen die vorgelegten Gegenstände. Beide erkannten das Kreuz als das Eigenthum der Todten an und setzten hinzu, daß sie es stets am Halse getragen habe; des Tuches konnte sich nur die Schwester noch dunkel erinnern, dagegen versicherten beide wieder bestimmt, daß die Handschrift auf jenem Blatte, die ihrer verstorbenen Verwandten wäre. Der Förster erbot sich einige Briefe, welche er noch von ihr besäße, zu holen; es geschah, und deren Vergleichung bestätigte das eben Gesagte.

Um ganz sicher zu sein, ließ die Fürstin noch zwei alte Zigeuner – Bobby war seit längerer Zeit verschollen – vernehmen, und auch diese gestanden endlich, nachdem ihnen schwere Strafen für ferneres Leugnen angedroht waren, daß Malfi nicht Wlarika's Tochter sei, daß diese zu jener Zeit gar nicht Mutter geworden, vielmehr Malfi als ein fremdes Kind mitgebracht, es für ihr eigenes ausgegeben, und daß es damals allgemein unter den Zigeunern verlautet habe, die Mutter davon sei das unglückliche Kätchen, welche, nachdem sie im Walde oben niedergekommen, gestorben sei.

So war denn kein Zweifel mehr darüber, daß Wlarika die Wahrheit gesagt, was schon von Anfang an deshalb viel für sich gehabt hatte, weil es jeden Falls mehr ihrem Interesse gemäß gewesen wäre, die Sache für immer zu verschweigen. Fast den ganzen Tag über hatten diese Untersuchungen gedauert; er war dadurch unruhig und in seiner Ordnung gestört vorübergegangen. Die Fürstin, welche sowohl Elise als Malfi hatte bitten lassen, auf ihrem Zimmer zu essen, da wichtige Geschäfte sie in Anspruch nähmen, bereitete sich jetzt vor, eine nothwendige, aber schwere Pflicht zu erfüllen, und Malfi die sie betreffende so wichtige Nachricht mitzutheilen. Aber hierbei hatte sie ihres Sohnes so heftig erregte Leidenschaft außer Acht gelassen.

Egon war von dem Zimmer seiner Mutter sofort zu Malfi gestürmt. Er stand plötzlich vor dem erschreckten Mädchen, das eben beschäftigt war ihre Blumen zu pflegen, und nun fast das Gefäß mit Wasser aus der Hand

fallen ließ, als sie Egon mit wildem verstörtem Aussehen so unerwartet vor sich erblickte.

Auf seinen Lippen schwebte schon die Fortsetzung jener leidenschaftlichen Rede, womit er seine Mutter verlassen – aber ein Blick auf sie, die seine ganze Seele erfüllte, fesselte die wilden Geister, die darin tobten. Was die Bitten derer nicht vermocht, die ihn geboren, und die bis auf den heutigen Tag nur für ihn gelebt hatte, das vermochte die besorgte stumme Frage jener lieben Augen, die, ach! vielleicht zum letzten Male mit solchem Ausdrucke auf ihm ruhten! Er preßte die geballte linke Hand fest auf die Stelle, wo sein Herz so wild klopfte, streckte ihr die rechte flehend entgegen – Thränen füllten seine Augen – und, eh' noch das bestürzte Mädchen Zeit hatte eine Frage zu thun, stürzte er ihr zu Füßen und drückte ihre beiden Hände an sein fieberhaft brennendes Gesicht.

»Was ist geschehen mein Egon?« stammelte Malfi, seinen Kopf aufrichtend, so daß seine dunkeln thränenfeuchten Augen schmerzvoll zu ihr aufsahen, »o! sag mir, was bewegt dich so?«

»Sie sagen,« erwiderte Egon, der noch immer vor ihr kniete und ihre Hände in den seinen hielt, während er sie flehend ansah, als sollten seine Blicke den Eindruck seiner Worte mildern, »sie sagen,« erwiderte er mit sanfter leiser Stimme – – »Du wärest meine Schwester, Malfi – und ich Dein Bruder!«

Das Mädchen bebte sichtlich zusammen; konnte ihre Seele sich auch nicht alle die Folgen vorführen, welche

diese Nachricht haben mußte, so war doch der Eindruck bewältigend und niederschmetternd, wie überall da, wo das Schicksal plötzlich und unerwartet uns mit seiner Riesenfaust ergreift und widerstandslos fortschleudert.

»Mein Bruders Egon?« flüsterte sie, die so gern sich selbst bethören wollte, »Du warst ja stets mein lieber, theurer Bruder.«

»O Malfi!« rief Egon, in dem der Gedanke an seinen Verlust die nur schlummernde Leidenschaft wieder geweckt hatte, »Malfi!« rief er, sie umfassend, und die nicht Widerstrebende heftig an sich pressend – – »täusche Dich nicht! Sie sagen, ich sei Dein leiblicher Bruder – Du meine Schwester – Du wärest nicht Wlarika's Tochter – sondern Kätchens und meines, *meines* Vaters! Aber laß sie schwatzen und Albernheiten ersinnen – was kümmert's uns! wir bleiben, was wir sind! ich will sehen, wer es wagt mir entgegen zu treten und Dich mir zu rauben! Dich! Dich! ohne die mir Alles auf dieser Welt – auch drüben in jener – nichts, nichts mehr ist!«

Er preßte seinen Kopf, da die innere Aufregung so gewaltsam wurde, daß sie ihm die Sprache raubte, eine Zeit lang an den Körper des vor ihm stehenden Mädchens – bald fuhr er jedoch fort:

»Nicht wahr, Malfi, Du bleibst mir treu? Du verläßt Deinen Egon nicht? wenn sie auch Alle gegen ihn sind! – Sei Du nur mit mir, dann ist alles Uebrige gleichgültig!«

Malfi hatte, während der letzten Rede Egons, sprachlos, willenlos vor ihm gestanden, von seinen Worten war

fast nur der Klang in ihr Ohr gedrungen, und nur die letzten fanden erst wieder den Weg zu dem Sitze ihrer Seele. Allmählig begann es klarer in ihr zu werden, und sie fing nun an zu begreifen, welche Aenderung ihres Schicksals plötzlich eingetreten war. Sanft löste sie Egons Arme, die sie noch immer umschlungen hielten, und ihn mit einem Blicke voll unendlicher Liebe ansehend, sagte sie, indem sie seine Hände in den ihrigen gefesselt hielt:

»Steh auf mein theurer, lieber Egon, sei nicht so wild, so verzagt – die Liebe Deiner Malfi – bleibt sie Dir nicht immer?«

»O! sprich nicht so,« rief Egon, indem er aufsprang, seine Hände los riß und Malfi gewaltsam an sich drückte, »sprich nicht so kalt, so überlegt! Du könntest mich wahnsinnig machen, denn ich müßte Zweifeln, ob Du mich je geliebt!«

»Egon!« bat Malfi mit so rührender Stimme, daß er nicht zu widerstehen vermochte, »sei ruhig und sanft; Du hast mir es so oft gesagt in den wenigen Wochen, daß ich Dir das Theuerste auf der Erde, wäre, – nun zeig es mir auch!«

»Thu' ich es nicht!« erwiederte Egon noch immer leidenschaftlich aber um vieles milder. Als Malfi kaum merklich mit dem Kopfe schüttelte, fuhr er fort: »Nichts – was verlangst Du denn? so sag es mir? Alles, Alles soll geschehen, nur Eins verlange nicht, hörst Du Malfi, verlange nicht, nicht daß ich Dir entsagen soll!«

Das Mädchen, dessen Gefühle so heftig erregt waren und dem immer noch nicht die eigentliche Veranlassung

in solchem Umfange mitgetheilt war, um selbst sich ein Urtheil über das bilden zu können, was ihr bevorstehe, war kaum im Stande Egon zu antworten; weniger daher, um mehr Näheres zu erfahren, als um selbst Zeit zu gewinnen sich zu sammeln und einen Entschluß zu fassen, bat sie Egon zu erzählen, was sich begeben habe. – Und Egon erzählte – er verschwieg ihr nichts, sondern ging nur über die Veranlassung seines beabsichtigten Zweikampfs mit Bruno schnell fort – es wäre ihm nicht möglich gewesen ihr geht eine Lüge zu sagen oder die Wahrheit zu verheimlichen. Malfi hörte ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, mehrmals erbebte sie unwillkürlich, und die Farben wechselten schnell auf ihrem Gesicht. Nachdem er geendet, war sie in ihrem Innern überzeugt, daß Wlarika die Wahrheit gesagt. Hatte doch die Stimme der Natur in ihrem Herzen gegen diese niemals geredet, worüber sie sich oft Vorwürfe gemacht. Sie war nun ruhig, sogar heiter; ihre reine unschuldsvolle Seele vermochte es noch nicht sich zu vergegenwärtigen, was sie verlieren sollte; sie hatte wohl ein unbestimmtes Gefühl, daß sie an dem Wendepunkte ihres Glückes stehe, aber Egon – blieb er ihr nicht? durfte sie ihn nicht lieben wie zuvor? – war sie nicht mit eben so heiligen engen Banden an ihn gefesselt? Dennoch ahnte sie, was Egon so schmerzlich bewege, und es war ihr, als ob auch sie bald ein gleicher Schmerz berühren müsse. Freundlich und mit dem Ausdruck der herzlichsten Liebe blickte sie Egon in die Augen, als sie auf seine oft abgebrochene und wieder fortgesetzte Erzählung erwiederte:

»Und darüber bist Du so unglücklich, so außer Dir, mein theurer Egon? ja, gern und gewiß will ich Dich lieben wie bisher, immer, bis ich sterbe; – ich bin nun Deine Schwester geworden, aber meine Liebe zu Dir wird sich deshalb nicht ändern.«

»Malfi! Malfi! muß ich Dir erst sagen, daß die Liebe zwischen Bruder und Schwester eine andere ist, als die unsrige? Weißt Du es nicht selbst? bedarf es, meiner Worte? darf ich Dich küssen, wie ich es bisher gethan? Dir wonnetrunken in die Augen sehen, in Deine lieben, lieben Augen, so wie bisher? Gibt es kein heiligeres, innigeres Band, als das zwischen Geschwistern? hast Du Dich in Deinen geheimsten, seligsten Träumen niemals anders, niemals – warum soll ich es nicht sagen – niemals als meine Gattin gesehen? Malfi! Malfi! und das Alles sollen wir hingeben für die kalte gemessene Zärtlichkeit des Bruders zur Schwester? Willst Du das, meine Malfi? meine geliebte, meine unendlich geliebte Malfi, willst Du das?« rief er wieder mit dem ganzen Feuer seiner Leidenschaft, indem er fast ungestüm des Mädchens Hände, womit sie während seiner Rede ihr Gesicht bedeckt hatte, davon entfernte.

Auf diesem lieblichen schönen Gesichte aber lag die Gluth der Schaam und der Schmerz der Erkenntniß. Egon sah es und bereute, daß er mit so rauher Hand eine Täuschung zerstört habe, die ja nur zu bald von selbst entschwunden sein würde.

»Sprich Malfi! sprich zu mir!« flehte er, noch immer ihre Hände festhaltend. »Dein Schweigen tödtet mich, wie soll es zwischen uns sein?«

»Egon!« sagte Malfi nach einiger Zeit, anfangs mit kaum hörbarer, dann aber festerer Stimme, »wie es sein soll? o! das weißt Du so gut, besser wie ich – kann es anders sein, als wie es sein *darf*? Ich will Alles, Alles für Dich thun – wenn Du es willst – auch Dir es sagen, wie es sein soll – aber mein Herz thut mir unendlich weh dabei, und da Du mich so sehr liebst, so bitte ich Dich, mache den Kampf meiner Seele nicht zu schwer!«

Egon sah die Geliebte, denn das war sie ihm noch immer mit einem Gefühl an, das Entzücken und Schmerz, die höchste Liebeslust und das tiefste Weh so eng in sich vereinte, daß er selbst nicht wußte, was er empfinde. Schöner, edler, lieblicher hatte er Malfi nie gesehen – und doch, das wurde ihm nun klar – das eitle Gebäude seiner Hoffnungen! Hoffnungen, von solcher Art, daß er sich ihrer selbst zu schämen begann – das reine, lautere Gefühl des Mädchens, obgleich ihr Herz dabei im heftigsten Schmerze aufzuckte – hatte nicht einen Augenblick geschwankt es völlig zu zerstören. Je länger er Malfi ansah, aus deren Gesicht das tiefe Weh ihres Herzens sichtbar war, und die sich doch unablässig bemühte, Egon durch Blicke der innigsten, zärtlichsten Liebe Stärke und Kraft zu verleihen, als ob sie selbst des Trostes und des Mitleids gar nicht bedürfe – je länger Egon in diese rührend schönen Züge sah, die sich zu lächeln zwangen, während die Thränen des Schmerzes dir freundlichen Augen erfüllten,

je mehr schämte er sich seiner wilden Leidenschaft, je mehr erstarkte seine edle Seele zu einem festen, wenn auch schmerzlichen Entschluß. Er stürzte Malfi zu Füßen.

»Sei Du mein Schutzgeist, mein Engel! die Geliebte meiner Seele! sei meine *Schwester*, Malfi! – mein Alles! was ich auf dieser Erde habe!« rief er, »o! ich will Dich nie, *nie* wieder betrüben!«

Malfi legte ihre beiden Hände um seinen Hals, er blickte zu ihr empor, in ihre lächelnden, weinenden Augen – rasch sprang er auf – umschloß sie fest und innig – ein langer Kuß, gegeben und erwiedert – dann riß sich das Mädchen los, und, kaum ihrer Sprache mächtig, sagte sie leise:

»Laß uns scheiden, scheiden mein Egon – mein Bruder – und uns heute nicht wiedersehen – es ist nöthig – mir zu Liebe,« setzte sie hinzu, und Egon senkte die fragend gehobenen Wimpern. – »So geh, lieber Egon, Deine Schwester bedarf der Einsamkeit – ich bitte Dich sehr darum – und sei stark – gut, mein Egon! – thue es mir zu Liebe!«

Sie nickte ihm freundlich, wehmüthig lächelnd zu; – er sah ihr tief und lange unverwandt in die Augen, dann winkte auch er eben so stumm, ebenso schmerzvoll ein Lebewohl – und verließ mit einem langen gepreßten Athemzuge das Gemach.

Als er fort war, brach die so künstlich erhaltene Kraft des armen Mädchens, unaufhaltsam entstürzten die Thränen ihren Augen, sie warf sich in das Sopha und weinte Stunden lang. Je länger sie dachte und weinte,

je mehr traten alle Einzelheiten des verlorenen Glückes vor ihre Seele, je mehr erkannte sie erst, daß die Blüthe ihrer Lebensfreuden für immer geknickt sei. Sie dankte Gott im Stillen, daß er ihr Kraft verliehen habe, als Egon bei ihr war, und der Gedanke an den allliebenden Vater, von dem auch dieses Leid komme, war der erste leise Hauch des Trostes in die brennende, leere Wüste ihres Schmerzes. Sie kniete an derselben Stelle, wo Egon gekniet hatte, und betete lange mit heißer Inbrunst – aber, nicht wie sonst, zog Ruhe und Friede auf den Schwingen des Gebetes in ihre Seele; selbst während sie zu Gott flehte um Stärke und Ergebung, waren ihre Gedanken bei Egon, schweiften sie hin in den glänzenden Zaubergarten vergangenen, nun, ach! für immer vergangenen Glücks, und ohne erhalten zu haben, warum sie gefleht, erhob sie sich wieder.

So fand sie die Fürstin. Der Anblick des Mädchens sagte ihr, daß Egon bei ihr gewesen, und sie fühlte sich einigermaßen verlegen über ihr Verhalten, da sie nicht wußte, welches Ergebniß diese Unterredung gehabt habe. Malfi sah sehr angegriffen und verweint aus, selbst in ihrer Gegenwart gelang es ihr nicht die Thränen zu bekämpfen, und da sie vergeblich zu reden versuchte, so warf sie sich endlich stumm und weinend an die Brust, wo sie so oft geruht, in welche sie so oft ihre kleinen kindischen Schmerzen niedergelegt, um auch für diesen gewaltigen dort Trost und Beruhigung zu suchen.

Die Fürstin drückte das weinende Mädchen sanft an sich, küßte ihre hohe weiße Stirn, und hielt sie lange umschlungen, ehe sie redete:

»Meine Malfi! meine liebe, liebe Tochter! beruhige Dich mein theures Kind; die Zeit wird diese Schmerzen sicher mildern, das rechte, wahre Gefühl gegen Egon wird Deine Brust erfüllen; zweifle nicht daran, danke mit mir dem ewigen Gott, daß seine Barmherzigkeit jetzt dies Geheimniß enthüllt hat. – O! meine innig geliebte Tochter,« fuhr sie von ihren Gefühlen hingerissen fort, »mein Herz hat doch nicht gelogen, ich habe Dich immer wie mein Kind geliebt, ehe ich es wußte, wie nah Du mir standest! Gib auch der Freude, daß Du eine Mutter gefunden, Raum in Deiner Seele, mein Kind!,«

»Wo ist das Vermächtniß meiner armen Mutter?« erwiderte träumerisch Malfi, »gib es mir, es ist ja Alles, was sie ihrem Kinde hinterlassen konnte.«

Darauf war die Fürstin nicht gefaßt, und doch war diese Regung so natürlich.

»Wie oft,« fuhr Malfi fort, »habe ich an ihrem Grabe gestanden, ohne eine andere Empfindung, als die des gewöhnlichen Mitgeföhls mit dem Unglücke, o! meine gute, meine arme Mutter, die Du so viel Schmerz und Leid auf dieser Erde gehabt hast, wirst Du Deinem Kinde vergeben, daß es Deiner nicht früher in Liebe gedacht hat?«

»Nicht solche Vorwürfe, nicht solche absichtliche Selbstpeinigung mein Kind,« tröstete die Fürstin, jetzt bist Du *meine* Tochter; ich habe ein doppeltes heiliges Recht auf Deine Liebe – sagt Dir das Dein Herz nicht, Malfi?« setzte

sie hinzu, als diese immer still sinnend vor sich hinblickte.

»Und ganz allein, von Allen verlassen ist sie oben im Walde gestorben? – Nur Wlarika war bei ihr, sie allein hat sie gepflegt, ihre letzten Seufzer gehört? – O! die gute, liebe Wlarika, auf meinen Knien will ich ihr danken für diese Liebe, und es ihr vergelten, wie ich nur kann. – Keine Sorge soll sie mehr drücken, ich will für sie arbeiten, ihrer warten! hat sie doch allein meiner armen Mutter das Leben gefristet – und sich auch meiner, der Hülflösen, erbarmt.«

Der Fürstin war es fast lieb, daß die Ideen des Mädchens diese Richtung genommen, und sich so von dem eigentlichen Brennpunkt ihres Schmerzes abgezogen hatten. So weh es ihrem Herzen daher auch that, daß Malfi grade in diesem Augenblicke, was sie bestimmt erwartet hatte, sich nicht in noch größerer Liebe zu ihr neigte, so ging sie doch auf ihre jetzigen Gefühle ein, es von der Zeit erwartend, daß das verworrene Chaos derselben sich nach und nach entwirren und zum ruhigen klaren Strome gestalten werde. Sie sprach deshalb lange und ausführlich mit ihr über Kätchens Schicksale, erzählte ihr nochmals umständlich Wlarika's Aussage, beschrieb, auf des Mädchens Frage, das Aeußere der Verstorbenen, und kam sogar auf jene Unterredung zurück, welche sie selbst in der Geißblattlaube am Försterhause mit ihr gehabt hatte. Je länger sie sprach, je mehr löste sich das beengende pressende Gefühl in Malfi's Brust in sanfte

Wehmuth auf, denn die Fürstin wußte aus eigener Erfahrung, daß die scharfe Lauge des Schmerzes viel leichter die ätzende Kraft verliere, wenn man sie über eine große Fläche ausgieße, als wenn man sie sich selbst verzehren lasse.

So kamen Malfi's Gefühle nach und nach dahin, wo es die Fürstin so sehnlich gewünscht hatte, auf das neue zwischen ihnen und Egon sich gestaltete Verhältniß. Die näheren Beziehungen, in welche sie zu ihrer Pflegemutter getreten war, thaten dem Herzen des Mädchens unverkennbar wohl, und die Fürstin unterließ es nicht, diese so enge als möglich zu knüpfen. Malfi sollte jetzt in ihr mehr als ihre Stiefmutter, sollte ihre wahre wirkliche Mutter in ihr lieben, erblickte sie doch selbst in dem lieblichen Kinde ihres verstorbenen Gatten die eigne Tochter, wonach sie sich so lange vergebens gesehnt hatte, die es nun nicht durch die Heirath mit ihrem Sohne, sondern durch die Bande der Natur geworden war. Lange sprach sie mit ihr noch über Egon, sie fand Malfi jetzt ruhiger, gefaßter, als sie es selbst erwartet hatte; der Gedanke, zu welch schrecklichen Verwicklungen das längere Verschweigen dieses Geheimnisses geführt haben würde, den die Fürstin anzudeuten nicht unterlassen hatte, schien mit Eiseskälte das Herz des Mädchens ergriffen zu haben.

Als die Fürstin sie verlassen und sie allein war, weinte sie nicht mehr, sie war still, ihre Züge bedeckte eine leichenartige Blässe, und zuweilen flog ein leichter Schauer darüber hin. Ach! wie viel wohlthuender war

jene Fluth von Thränen, als diese leere kalte Oede, einer ausgebrannten Brandstätte gleich. Ihre frühere Liebe zu Egon, das Ideal ihrer Seele, kam ihr nun fast wie ein Verbrechen vor; nicht nur die Zukunft mit all ihren Hoffnungen, mit dem ganzen Frühling voll Blüthen und Sonnengold war ihr geraubt, sondern auch die Vergangenheit mit dem rosigen duftigen Zaubergarten der Erinnerungen!

Auch Egons leidenschaftliche Aufregung hatte sich gelegt. Er war zum Bewußtsein gekommen, daß es außer der Möglichkeit liege gegen die Verhältnisse anzukämpfen. Durch keine Gewalt der Erde würde er sich Malfi's Besitz haben rauben lassen, und bis zum Verlust des eigenen Lebens darum gestellten haben – aber kaum hätte es Malfi's rührender Hinweisung auf das, was noth thue und geschehen müsse, bedurft, um ihn zu sich selbst zurückzubringen. Zwar wurde es ihm noch immer unendlich schwer von dem Ideale seines Glückes zu scheiden, und immer schwelgte seine Seele, indem sie die Bilder vergangener schöner Stunden zurückrief – aber er war sich klar in seinem Wollen und Handeln. Er machte sich Vorwürfe über sein Benehmen gegen Malfi, auf deren schwache Kraft er den ganzen Sturm des Schicksals hingeführt hatte, das ihn selbst mit sich fortgerissen. Und wie hatte sie keinen Augenblick angestanden, sich diesem Sturme entgegenzustellen? sie, die sonst nur an ihn, den Starken, sich anschmiegte, sie hatte ihn mit ihren zarten schwachen Ranken emporgehalten, bis die Kraft des Wetters

gebrochen war! O! er liebte sie noch immer, die Liebliche, sein Herz wollte immer noch nicht den Brudernamen anerkennen, und so sehr er sich selbst auch deshalb verdamnte und Vorwürfe machte, immer lebte in ihm noch die leise Hoffnung, es könne doch wohl noch möglich sein, daß es anders wäre. Aber ernstlich ging er mit sich zu Rathe. Er *mußte* jetzt der Bruder der geliebten – Schwester sein, er mußte es sein, das fühlte er, oder selbst aufhören sich zu achten und auf die Achtung Anderer – auf ihre Achtung – Anspruch zu machen.

So bemühten sich denn, alle, welche das Geschick so unerwartet getroffen hatte, die für sie darin liegenden Schmerzen vor einander zu verbergen und den dafür gebotenen Ersatz im rosigen Gewande der Freude zu zeigen. Wie das Herz auch manchmal dagegen anstrebte, es mußte gehorchen, und für den berauschenden entzückenden Trank gegenseitigen Liebesglücks ward ihnen der besänftigende beruhigende einer schweren Pflichterfüllung. Es läßt sich kaum ein zarteres Verhältniß denken, als es sich nach und nach zwischen Egon und Malfi gestaltete; wer es sah und die seinen tiefen Beziehungen verstand, der konnte diesen rührenden elegischen Hauch, der darüber schwebte, nicht ohne die innigste Theilnahme betrachten. Und dazu der Fürstin mütterlich sorgendes Walten und der Freundin stilles sich nicht kundgebendes und doch ganz gefühltes Verstehen! – es war, als ruhe der reinste tiefste Friede in diesen Herzen, die doch alle so ungeduldig verzagt und verlangend klopfen!

Auf Elise hatte diese Wendung ebenfalls einen sehr bedeutenden Eindruck gemacht. Egon, den, wie sie sich selbst nicht mehr verhehlte, ihre Seele mit der ganzen Stärke und der ganzen Hingebung liebte, die sie beide in hohem Grade besaß, Egon, der dies Gefühl, vielleicht selbst unbewußt, bei ihr erweckt hatte, dem deshalb – das fühlte sie – ihr ganzes inneres Leben geweiht sein würde, möchten sich die Verhältnisse gestalten, wie sie wollten – Egon war – der *Bruder* Malfi's!

Auch die edelste, beste Seele vermag den Trieb der Selbsterhaltung in sich nicht völlig zu unterdrücken, vermag den Schrei der Freude nicht zurückzuhalten, wenn der unvermeidliche Tod, auf den sie sich mit Muth und Ergebung vorbereitet hat, plötzlich in ein neues hoffnungsreiches Leben sich verwandelt.

Es ist dies die nie ganz zu besiegende Schwäche der menschlichen Natur, die zwar durch religiöse und sittliche Bildung in hohem Grade veredelt, niemals aber völlig unterdrückt werden kann. Wäre dies möglich, so würden wir aufhören Menschen zu sein, was wir aber bleiben müssen, so lange unsere Seele in diesem Hause von Fleisch und Blut ihre Wohnung hat. Sehne Dich! kämpfe, dulde, entsage! – aber verliere nie die göttlichste der Tugend, die Demuth! denn der Augenblick wird *nimmer* wieder und wiederkehren, in dem Du fühlst, daß Deine Schwäche größer ist als Deine Stärke!

Diese Erfahrung machte auch Elise. – Ihr erstes Gefühl, als sie die Veränderung in dem Gesichte Egons und Malfi's vernahm, war – Freude, ihr zweites – Schaam über

sich selbst und inniges Mitgefühl mit denen, die sie so sehr liebte. Ihrem edlen und sich selbst bewußten Herzen gelang es bald, ihre Gefühle auf den ihrer würdigen Standpunkt zu erheben, aber sie vermochte es nicht, die Prüfung, die ihr noch bevorstand, mit gleicher Stärke zu bestehen. Malfi suchte Trost an dem Busen ihrer Freundin, sie führte sie in die geheimsten Kammern ihres Herzens, und Elise mußte erfahren, daß Malfi doch immer eigentlich noch nicht wie eine Schwester an Egon denke, sollte dies erfahren, wenn auch nur aus Andeutungen, welche diese sich selbst nicht gestehen mochte. Sollte sie helfen ein Gefühl ausrotten, das, obgleich vor der strengen Moral verwerflich, ein Glück in seinem Gefolge hatte, welches sie doch nur mit dem Begehren, es selbst zu erhalten, vertilgen konnte? War dies Gefühl in ihrer Brust, der Freundin gegenüber, die ihr mit so offenem, fast kindlichem Vertrauen entgegentrat, nicht eben so verwerflich, und doch durfte sie einer an sich unerlaubten Regung bei der Freundin nicht das Wort reden.

Dazu kam noch, daß auch Egon sein volles Vertrauen ihr zuwandte und ein Glück darin zu finden schien, wenn auch in der zartesten Art, mit ihr über sein Verhältniß zu Malfi zu reden. Auch hier mußte sie mit Schmerzen gewahren, daß die Flamme wohl gedämpft und unterdrückt, keineswegs aber gänzlich erloschen sei. Sie fühlte, wie wohlthuend es für Egon war, gegen sie sich aussprechen zu können, und ertrug es – ihm zu Liebe – bis eben diese Liebe ihre Kraft überstieg. Dennoch war sie

fest entschlossen siegreich aus diesem Kampfe herauszutreten, – nie sollte er, nie sollte Malfi auch nur eine Ahnung davon haben, daß sie selbst Egon liebe. Als es ihr zu schwer wurde, als sie auch den mütterlichen, vielsagenden Blick der Fürstin, den sie allein verstand, nicht mehr ertragen konnte, da beschloß sie ihren Plan, der nur in der letzten Zeit wieder in Vergessenheit gekommen war, auszuführen und abzureisen.

Mit Schmerz hörte die Fürstin diesen Entschluß, und da Elise ihren Vorstellungen sanft aber entschieden die Nothwendigkeit entgegensetzte und sie zugleich benachrichtigte, daß ihrem Vetter Rudolph bereits geschrieben sei und dieser wahrscheinlich in wenigen Tagen eintreffen werde, um sie abzuholen, sah die Fürstin in der Entfernung des Mädchens das Scheitern einer stillen Hoffnung, die erst jetzt selbst bei ihr zum Bewußtsein gelangte. Was hofft nicht eine liebende Mutter, wenn es das Glück ihres einzigen Kindes gilt!

»Elise will uns verlassen, mein Sohn,« sagte sie zu diesem, »meine Bitten, sie möge hier bleiben, sind ohne Erfolg gewesen.«

»Elise uns verlassen?« fragte Egon mit Erstaunen und Theilnahme, »hast Du es gehört, liebe Malfi, oder weißt Du es schon?«

»Ich höre es jetzt erst, aber ich ahnte es längst,« antwortete diese.

»Du ahntest es längst, und verschwiegst mir Deine Befürchtung? – aber es darf nicht sein,« fuhr er fort, »grade jetzt darf es nicht sein.«

»Warum grade jetzt mein Sohn?« fragte nicht ohne Spannung die Fürstin.

Egon warf einen kurzen scheuen Blick auf Malfi, deren Augen niedergeschlagen blieben, dann erwiderte er:

»Wir haben uns Alle so an sie gewöhnt – sie ist so theilnehmend, so gut und verständig – es würde mir viel, viel fehlen, könnte ich nicht mehr in ihr klares freundliches Auge blicken.«

»Am meisten würde ich dabei verlieren,« bemerkte Malfi, ich verlöre den so unendlich wohlthuenden Umgang meiner treuen mich ganz verstehenden Freundin.«

»O! wir wollen sie alle bitten, recht, recht sehr bitten,« rief Egon, »und sie wird nachgeben.«

»Ich bezweifle es fast,« sagte die Fürstin, »doch will ich wünschen, daß Du recht haben mögest.«

Schon wenige Stunden nachher hatte Egon Gelegenheit seinen Vorsatz auszuführen. Er traf Elise im Garten, wo sie still sinnend in einer der hohen schattigen Lindenalleen auf und abging. Er folgte ihr unbemerkt und als sie sich wandte, stand er plötzlich vor ihr; sie erschrack und sagte lächelnd:

»Sie haben mich erschreckt, und wie es scheint fast absichtlich, denn Sie sind so leise hinter mir hergegangen, daß ich ihre Schritte gar nicht vernahm.«

»Die Schuld liegt nicht an mir, sondern an Ihnen,« erwiderte Egon, »Sie bemerken unsere Schritte nicht mehr, weil es Ihnen kein Vergnügen mehr macht sie zu hören.«

»Ich verstehe Sie nicht,« erwiderte Elise, nicht ohne Verlegenheit.

»Sie verstehen mich nicht? wirklich nicht? Sie wollen mich nicht verstehen; aber es hilft Ihnen nichts,« setzte er scherzend hinzu, »ich werde mich deutlicher ausdrücken.«

»Ich bin begierig,« lächelte Elise.

»Aber die Sache ist wirklich nicht von der Art, um damit Scherz zu treiben,« sagte Egon ernst, fast traurig. – »Ist es denn wahr, was meine Mutter mir sagte, ist es wahr, theuerste Elise, Sie wollen uns verlassen?«

Diese nickte zum Zeichen der Bejahung stumm mit dem Kopfe.

»Und weißhalb gerade jetzt, und so plötzlich?«

»Meine Anwesenheit in Steinau ist nothwendig; Rudolph, der in einigen Tagen kommt, wird es bestätigen,« erwiderte sie ausweichend, ohne Egons auf sie gerichteten Blicken begegnen zu können.

»Rudolph soll es bestätigen?« fragte langsam Egon, »bedarf Ihr Wort bei uns der Bestätigung? Und ist Ihre Anwesenheit in Steinau eben so nothwendig als sie hier ist?«

»Als hier? ich wüßte wahrlich kaum –«

»Sie wissen es nicht Elise?« fuhr Egon fort, dem schon längst die freundschaftlichen Beziehungen, in welchen er zu ihr stand, das Recht gegeben hatten, sie mit ihrem Vornamen anzureden, »Sie wissen es wirklich nicht?«

»In wiefern meine Gegenwart hier nothwendig sei?« sagte Elise kaum hörbar mit niedergeschlagenen Augen, »nein, das weiß ich wirklich nicht.«

»Das thut mir von Herzen leid – ich kann es kaum sagen, wie sehr leid es mir thut, denn ich habe nie einen Augenblick daran gezweifelt, daß Sie es wüßten.«

Elise schwieg.

»So will ich Ihnen sagen, und Sie dann recht sehr bitten uns – mich jetzt nicht zu verlassen – handeln Sie dann, wie es Ihnen Ihr Herz vorschreibt. Als vor wenigen Monaten jene Entwicklung Malfi's und meines –«

»Reden Sie nicht weiter,« bat Elise ängstlich, »wozu Ihre Schmerzen erneuern – ich weiß es, weßhalb Sie wünschen, das ich bleiben soll,« setzte sie leiser hinzu.

»Und Sie wollen dennoch abreisen? Fühlen Sie auch, wie verlassen, wie vereinsamt wir jetzt ohne Sie sein müssen, Malfi und ich?«

»Malfi und Sie?« – wiederholte sie traurig.

»Ja, Sie fühlen es, theuerste Elise, was Sie uns sind? Sie fühlen es und werden uns nicht verlassen! Ist irgend etwas, was Sie sonst hier unangenehm berührt? Ist einer von uns nicht freundlich, nicht theilnehmend genug gegen Sie? – o! rechnen Sie es uns nicht zu, unsere Herzen wissen nichts davon; Sie sehen ja, wie sehr uns schon die Furcht Ihres Verlustes bewegt – Sie sind wahrlich hier nöthiger, als in Steinau, schlagen Sie mir die Bitte nicht ab Elise,« flehte er ihre Hand ergreifend, »bleiben Sie bei uns!«

Elise vermochte nicht zu antworten; welche Masse widersprechender Gefühle wogte in ihrem Innern, Die Hand bebte in der seinen – sie schwieg und blickte stumm zu Boden.

»Darf ich dieses Schweigen günstig deuten, theuerste Elise – darf ich?« rief Egon in freudigem Tone, »noch einen Augenblick warte ich und wenn Sie auch dann nicht reden – nehme ich an, meine Bitte sei gewährt!

Er hielt ihre Hand und sah sie mit so frohen Blicken an, als sie lange nicht bei ihm gesehen hatte – sie senkte davor ihre Augen, eine tiefe Röthe überzog ihre Wangen, aber sie schwieg. – Du armes Herz, das war zu viel für deine Stärke!

»Erhört! Erhört!« jubelte Egon. Dank! Dank! von ganzer Seele Dank – aber nun fort, Malfi und der Mutter die frohe Nachricht zu verkünden!«

FÜNFTES KAPITEL.

Wer doch durch des Festes Hallen
Waltet mit dem Kranz im Haar?
Ach! die Beste ists von Allen,
Sie, die uns die Liebste war,
Und wer tritt mit freud'ger Eile
Schön und stolz an ihrer Hand?

Adelbert v. Chamisso.

Elise blieb. Die Freude darüber war bei Allen gleich groß, denn ihre gewinnende Liebenswürdigkeit, ihr heller klarer Verstand, die Bescheidenheit, welche sie ungeachtet ihrer überwiegenden Persönlichkeit überall kundgab und dadurch diese für Niemand fühlbar machte und ihr die Weihe echter Weiblichkeit ausdrückte, hatte sie längst bei Allen in Greifenstein beliebt gemacht. Für die Fürstin, Malfi und Egon war der Tag, da letzterer Elisens Entschluß abzureisen geändert hatte, ein wahres Fest. Seit Monaten hatte die Freude nicht so aus ihren Augen gelacht, und besonders war es Egon, der, in seiner lebhaften Empfindungsweise, nicht Worte genug finden konnte, um seinen Dank und seine Freude auszudrücken. Als am Abend noch, unerwartet auch Rudolph eintraf und den lang entbehrten Freund an sein Herz schloß, da floh zum ersten Male der Geist des Schmerzes, wenn auch nur auf kurze Zeit, ganz aus der Seele der Geschwister.

Rudolph vernahm gern, daß seine Reise in so fern eine vergebliche gewesen, als er ohne Elise zurückkehren sollte. Er hatte nur mit Widerstreben dem dringenden Wunsche des Mädchens nachgegeben, denn Steinau, wo er jetzt einsam hauste, war wirklich kein passender Aufenthalt für Elise, und da er sich im Frühjahr zu verheiraten gedachte, so hatte er immer gewünscht, der Besuch seiner Cousine in Greifenstein möge, wenigstens bis dahin fortdauern.

Die wenigen Tage seines Aufenthaltes brachte er fast lediglich in dem lang entbehrten Genusse seines Freundes zu. Der unglückliche Feldzug des Jahres 1800 hatte ein inniges Herzensbündniß zwischen den beiden jungen Kriegern geschlossen, die sich seit dem Augenblicke, wo Egon die Armee verlassen, nicht wieder gesehen hatten. Um so mehr benutzten sie die kurze ihnen vergönn- te Zeit, zum Austausch ihrer Ansichten und Gefühle, so- wie zur Mittheilung dessen, was sich mit Jedem von ih- nen zugetragen und Egon hatte viel zu erzählen. Was er gegen Elise nur andeutungsweise aussprechen durf- te, und was doch seinem vollen Herzen allein zu tragen so schwer wurde, das konnte er dem Freunde mittheilen, dessen Ansicht, dessen Rath darüber hören. Dies waren die Ursachen, weßhalb Rudolph seinen Besuch noch um acht Tage verlängerte, und mit den besten Wünschen von Allen begleitet, die ihn ungern ziehen ließen, viel später, als er gewollt hatte, Greifenstein verließ. Egon begleitete den Freund bis zum nächsten Städtchen und noch weiter hinaus, bis zu dem höchsten Punkt, den die Straße, das Gebirge übersteigend, erreicht, und schied erst hier, wo sowohl der Weg den sie zurückgelegt, als derjenige, wel- chen der Freund zu machen hatte, den weithin schwei- fenden Blicken offen lag.

Es mochten an jenem Tage ungefähr drei Monate seit jenem Vorfalle im Wildholze vergangen sein. Bruno hatte in der ganzen Zeit äußerst zurückgezogen gelebt, jedes

Mitglied der fürstlichen Familie gemieden, Niemand hatte ihn aufgesucht, und er war selbst einem zufälligen Zusammentreffen durch häufige Abwesenheit von Greifenstein zuvorgekommen. Obwohl man durch den beabsichtigten Zweikampf mit Egon jede Art der Verbindung mit dem fürstlichen Hause für abgebrochen ansah, so war es doch in dieser Hinsicht zu keiner förmlichen Erklärung gekommen, welche man um so mehr erwartet hatte, als Bruno's Verlobung mit Malfi öffentlich bekannt gemacht worden war. Es schien fast, als suche Bruno absichtlich eine solche Erklärung zu vermeiden, die, wie er wohl wußte, nicht günstig für ihn ausfallen konnte. Mochte er von der Zeit die Ausgleichung des entstandenen Mißverhältnisses hoffen, oder hatte er selbst seinen früheren Plan ganz aufgegeben – Keiner wußte es, denn er war, wie gesagt, von jenem Tage an verschlossen, zog sich ganz in sich zurück und verkehrte mit Niemand.

Egon hatte bereits das Städtchen wieder verlassen und die Hälfte des drei Stunden langen Weges zwischen diesem und Greifenstein zurückgelegt, als er, um eine Waldecke biegend, einen Reiter wahrte, der Jemanden zu erwarten schien. Näherkommend erkannte er Bruno. Anfangs hatte er Lust einen andern Weg einzuschlagen, um ein für ihn unangenehmes Zusammentreffen zu vermeiden, da er jedoch sah, daß Bruno ihn bereits bemerkt habe, ritt er weiter. Jener blieb halten, und grüßte Egon, der bei ihm vorüberzog; dann wandte er plötzlich sein Pferd und schlug, an Egons Seite kommend, dieselbe Richtung wie dieser ein.

»Ich will es nicht leugnen, ich habe Dich hier erwartet Egon,« redete er diesen an; ich wußte, daß Du dem Grafen von Steinau das Geleit gegeben, und harrte hier Deiner Rückkehr, um eine Unterredung von Dir zu erbit-
ten, welche Du mir hoffentlich nicht abschlagen wirst.«

»Du siehst mich dazu bereit,« erwiderte Egon kalt.

»Wir haben uns seit jenem unglücklichen Tage, wo meine Leidenschaft mich hinriß, Dich zu beleidigen, nicht wieder gesehen. Ich bereue, so gegen Dich gehandelt zu haben, und wartete schon lange vergeblich auf eine Gelegenheit, Dich deshalb um Verzeihung zu bitten.«

»Es bedarf dessen wahrlich nicht,« sagte Egon ohne daß eine Veränderung in seinen Zügen bemerkbar geworden wäre, »hast Du mir sonst noch etwas zu sagen?«

»Allerdings Egon, noch Vieles; ehe ich es aber thue, gib mir die Ueberzeugung, daß kein Groll gegen mich mehr in Deinem Herzen wohnt. – Beurtheile mich,« fuhr er fort, als Egon schwieg, »nicht zu scharf, höre auch das, was zu meinen Gunsten spricht. Malfi war meine verlobte Braut, seit Jahren hatte meine Seele nur den einen Wunsch mir ihre Liebe zu gewinnen, mein ganzes Streben war darauf gerichtet; an meiner Hand sollte sie beglückt durchs Leben gehen! Die Erfüllung meiner Hoffnungen schien nahe, ihr eignes Geständniß, der Segen Deiner theuren Mutter hatte sie zur Gewißheit gestaltet; ich dachte und träumte nichts mehr als Malfi's Besitz und das Glück, welches damit verbunden sein mußte – da plötzlich trittst Du zwischen mich und meinen Himmel, um mit einem Hauch Deines Mundes zu zertrümmern,

woran ich Jahre lang gebaut. – Ich will nicht rechten mit Dir Egon, denn Niemand ist seiner Leidenschaft Herr – aber grade darin solltest Du auch eine vollgültige Entschuldigung für mich finden. Frage Dich selbst, ob Du mit derselben Leidenschaft, wie Du sie damals für Deine liebenswürdige Schwester empfandest, immer ganz Herr Deiner selbst hättest bleiben können? daß Du es konntest mir gegenüber, war erklärlich, denn Du wolltest das Glück empfangen, was ich verlieren sollte. – Prüfe Dich selbst Egon, wenn es umgekehrt gewesen, ob Du dieselbe Ruhe hättest behaupten können! ob auch Dich die Leidenschaft nicht würde fortgerissen haben zu einem Unrecht gegen den Freund! – und dann sage mir, ob für mich, den darum Bittenden, in Deinem Herzen kein Ton der alten Neigung mehr laut wird?»

Egon blickte, während Bruno sprach, nachdenkend auf den Hals seines Pferdes, und nur zuweilen zuckte seine Oberlippe.

»Ich sagte Dir Bruno,« erwiederte er nach einiger Zeit, in welcher er offenbar bei sich überlegt hatte, was er antworten sollte, »ich sagte Dir, daß Malfi selbst mir erklärt habe, sie liebe Dich nicht, sie habe sich Dir nur verlobt, um der vermeintlichen Pflicht der Dankbarkeit gegen die Mutter zu genügen – dadurch war die Sache meiner Ansicht nach abgethan und als Mann von Ehre mußt Du zurücktreten.«

»O! frage Dich selbst Egon,« erwiederte leidenschaftlich Bruno, »frage Dich selbst, ob Du an meiner Stelle sofort zurückgetreten wärest? Wenn Du diese Frage offen

und ehrlich mit Ja beantworten kannst, so will ich kein Wort zu meiner Entschuldigung gesagt haben!«

»Ich würde Malfi selbst darum gefragt haben,« sagte Egon, für den die Unterredung anfangs peinlicher zu werden.

»Das wäre allerdings der natürlichste Weg gewesen, aber ist man im Sturm der Leidenschaft immer Herr seines Verstandes, seiner Gefühle? – Bist Du es immer gewesen? Warst Du es, als nicht einmal ein Mensch, sondern das Schicksal Dir entgegentrat? – Und kannst Du immer noch die dargebotene Hand der Versöhnung zurückweisen?«

Die letzten Fragen Bruno's ließen sich, das fühlte Egon, kaum zu seinen eignen Gunsten beantworten, ebenso klar war es jedoch in ihm, daß das Gefühl der Freundschaft zu Bruno in seiner Seele erloschen sei, und, ob selbst der Verstand sein Vertheidiger werden mochte – die Wiederherstellung des gewesenen Verhältnisses war nicht möglich.

»Ich will die Gründe, welche Du für Deine Handlungsweise anführst, nicht widerlegen Bruno,« antwortete er daher nach einigem Stillschweigen, »ich will sie sogar theilweise anerkennen – aber dennoch müßte ich heucheln, wollte ich Dir die Hand reichen und sagen: der Eindruck, den das Alles in meiner Seele zurückgelassen, ist verwischt, ich will wieder der Alte gegen Dich sein, und wir wollen uns bleiben, was wir gewesen sind. – Ich habe keinen Groll mehr gegen Dich im Herzen, aber die Verhältnisse sind in einer Weise zwischen uns getreten,

haben eine Scheidewand zwischen uns aufgethürmt, die auch die Zeit wohl kaum wieder ganz entfernen wird. – Mehr kann ich Dir nicht sagen – ich würde unwahr gegen Dich sein, wenn ich es thäte.«

»Es ist nicht viel, was Du mir gibst Egon,« sagte Bruno, der wieder eine längere Zeit schweigend neben diesem geritten war, »doch danke ich Dir auch für das Wenige, die Zeit wird, so hoffe ich dennoch, hier vermittelnder eintreten, als Du es für möglich hältst; aber nun beantworte mir noch eine Frage, die eben so wichtig für mich ist, als meine frühere Bitte: wirst Du mir entgegen sein, wenn ich meine Bewerbung um Deine Schwester erneuere?«

»Du willst wieder um Malfi werben?« entgegnete Egon schnell und mit einer Stimme, die sehr von seiner bisherigen weisen Sprachweise abstach.

»Ja das will ich,« antwortete Bruno bestimmt, »ich würde es sogar versuchen, wenn Du es mißbilligtest – das Hinderniß, was meiner Liebe sich entgegenstellte, ist gehoben, diese Liebe selbst aber hat keinen Augenblick aufgehört – noch immer ist Malfi meine verlobte Braut, durch Niemanden ist eine Erklärung erfolgt sie sei es nicht mehr! Warum soll ich jetzt, da die Verhältnisse sich geändert, nicht der Hoffnung wieder Raum geben, das Glück meines Lebens dennoch zu erreichen? Wenn ich Dir, dem Bruder, im Kampfe auf Leben und Tod gegenüber gestanden, so geschah dies, als ich nicht wußte, daß Du ihr so naher Verwandter warst; habe ich damals

gegen Dich gefehlt, so habe ich es nicht gegen den Bruder, also nicht gegen sie. Sie ist und bleibt immer das Ziel meines Strebens, und deshalb nahe ich mich zuerst wieder Dir, bekenne meine Uebereilung, erbitte mir Deine jetzt doppelt nöthige Verzeihung, und frage Dich nochmals ehrlich und frei, wirst Du auch jetzt meiner Bewerbung entgegen sein?»

Es dauerte lange, ehe Egon eine Antwort finden konnte, all die mühsam eingeschläferten Geister seiner Leidenschaft drohten sich wieder zu erheben, und so oft er sich auch sagte, daß die Frage Bruno's natürlich sei, daß Malfi's Verheirathung an einen ihrer würdigen Mann in der Natur der Sache liege, ja von ihm selbst gewünscht werden müsse – er konnte immer mit einer Antwort auf eine für ihn so überraschende Frage nicht fertig werden. Endlich ermannte.

»Sprich mit Malfi,« sagte er mit gepreßter Stimme, »sie allein hat ja hier zu entscheiden.«

»Das werde ich, Egon,« erwiederte Bruno, »und ich weiß auch, daß von ihrem Munde das Urtheil über mein Glück oder Unglück gefällt werden muß, aber vorher möchte ich gern wissen, ob nach dem, was zwischen uns vorgefallen, Du, der Bruder, mir nicht entgegen sein willst?«

»Sprich mit Malfi,« wiederholte Egon in demselben Ton, »ihrem Willen werde ich niemals entgegen sein! und nun leb wohl, ich sehe dort einen Mann, den ich längst sprechen wollte, leb wohl,« – und seinem Pferde

die Sporn gebend, flog er in wilder Carriere über die Fel-
der fort und entschwand bald den Blicken des ihm in tie-
fen Gedanken nachsehenden Bruno.

Sprich mit Malfi, hatte Egon zu Bruno gesagt, das war
seine ganze Antwort gewesen, und es ging aber doch so-
viel daraus hervor, daß, würde Malfi seinen Anträgen Ge-
hör geben, Egon der Verbindung nicht hemmend in den
Weg treten wolle. Es kam also allein darauf an, Malfi's
Gunst wieder zu gewinnen, welches Bruno nicht für so
schwierig hielt. Um Egon nicht Zeit zu lassen, vielleicht
noch vorher mit Malfi zu reden, und so, einen seinen
Wünschen nicht entsprechenden Eindruck dort hervor-
zurufen, entschloß er sich so rasch als möglich zu Wer-
ke zu gehen. Er setzte sein Pferd in Trab und langte
bald in Greifenstein an. Sorgsam ordnete er seinen An-
zug und ging, nach langer Zeit zum ersten Male, wie-
der auf's Schloß. Er ließ sich bei Malfi melden, erhielt
aber zur Antwort, das Fräulein von Greifenstein, diesen
Namen hatte Malfi, dem ausdrücklichen Willen der Für-
stin gemäß angenommen, befinde sich mit der Gräfin von
Stein au im Garten, wohin der Thee bestellt sei.

Er fand die beiden Mädchen auf der Terrasse, Mal-
fi's Lieblingsplatz, und überraschte sie dort nicht wenig
durch seine Ankunft.

»Entschuldigen Sie meine Damen,« mit diesen Worten
führte er sich nicht ohne einige Verlegenheit ein, »daß
ich es gewagt habe Ihnen hieher zu folgen, der Bediente,
durch den ich mich melden ließ, wies mich hieher.«

»Und so finden Sie uns hier, Herr von Winter,« erwiderte Elise, da sie sah, wie sehr Malfi durch Bruno's plötzliches Erscheinen bewegt worden – »einigermaßen erstaunt, welchem besonderen Umstande wir die Ehre Ihres Besuches zu danken haben.«

So wenig einladend dieser Empfang auch sein mochte, Bruno war nicht der Mann, sich so leicht aus dem Felde schlagen zu lassen; er sah jedoch ein, daß er in Gegenwart Elisens schwerlich dem Gespräche diejenige Wendung geben könnte, welche es erhalten mußte, sollte er seinem Ziele näher kommen, und beschloß daher ohne weitere Einleitung grade darauf los zu gehen.

»Die Ursache des Kommens,« fuhr er deshalb fort, »betrifft lediglich Fräulein Malfi, und nur gegen sie allein wird es mir möglich sein, mich näher zu erklären.«

Elise war mit seinem fragenden Blicke auf ihre Freundin aufgestanden, und machte Miene die Terrasse zu verlassen, als Malfi sie daran hinderte.

»Bleib Elise, ich bitte Dich darum, bleib! – was Du mir zu sagen hast, Bruno,« wendete sie sich zu diesem, »werde ich nur in Gegenwart meiner Freundin anhören.«

Es deutete diese Antwort Malfi's zwar allerdings darauf hin, daß sie keineswegs gesonnen sei, Anträgen, wie sie Bruno ihr zu machen beabsichtigt, ein günstiges Gehör zu leihen, auf der andern Seite hatte das vertrauliche »Du«, welches Malfi in ihrer Rede gegen ihn sich bedient hatte, »für diesen wieder etwas Ermuthigendes, da er selbst zweifelhaft gewesen war, in welcher Weise er sie anreden solle.

»Ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen Malfi,« erwiderte er daher, schon um vieles sicherer, »es ist dies von der Art, daß ich vor Allem die Bitte zu wiederholen genöthigt bin, Du mögest mir nur auf eine kurze Zeit allein Gehör schenken.«

»Ich habe vor meiner Freundin kein Geheimniß,« sagte Malfi ohne Zögern. »Alles, es sei was es wolle, darf sie hören, und ich bitte Dich daher wiederholt liebe Elise, nicht fortzugehen,« wandte sie sich zu dieser, welche abermals den Versuch machte sich zu entfernen, »oder ich werde mit Dir zugleich diesen Ort verlassen.«

Diese Entschlossenheit hatte Bruno nicht erwartet, er sah nun ein, daß er in Gegenwart Elisens sprechen, oder sein Vorhaben, wenigstens für jetzt, ganz aufgeben müsse. Um Letzteres zu thun, das fühlte er, war er schon zu weit gegangen; er entschloß sich daher, so unangenehm es ihm war, Elisen, die er in mancher Beziehung fürchtete, zum Zeugen seiner Anträge an Malfi zu machen.

»Wenn es gleich sehr schmerzlich ist Malfi, daß Du mir eine so unbedeutende Bitte abschlägst, so glaube ich doch auf der andern Seite in der Gräfin von Steinau eine Fürsprecherin für das zu finden, was ich Dir zu sagen habe, und nehme daher keinen Anstand auch in ihrer Gegenwart zu reden. – Ich bin gekommen,« – fuhr er mit etwas unsicherer Stimme fort, »um Dich, nachdem ich Dich lange gemieden, und Dir völlige Zeit gelassen habe, meine Handlungsweise zu beurtheilen – das Für und Wider in Erwägung zu ziehen, um Dich zu fragen – wie es ferner zwischen uns sein soll? – ich bin gekommen Dich zu

bitten, von Grund meines Herzens zu bitten mir zu vergeben, wenn ich gefehlt habe – nur die Liebe, die wahrste Liebe zu Dir hat mich auch dazu getrieben! Monate der unsäglichsten Qual sind mir vergangen, in denen ich Dich meiden mußte, um Dein Gefühl nicht zu verletzen. – Du hast einst gelobt Malfi, die Meinige zu sein – in Leid und Freud mir anzugehören, treu und immer – ich habe dies Versprechen keinen Augenblick vergessen, das meinige nie verletzt – was ich that, ich bereue es, und habe Egon deshalb um Verzeihung gebeten, aber nur die Liebe zu Dir war die Ursache meines Handelns und Deine Liebe allein muß mich entschuldigen. – Sprich Malfi, gib mir das Leben wieder, das ohne Dich keinen Reiz für mich besitzt. – Lebt noch eine Stimme in Deinem Herzen, die mir das Wort redet?«

Malfi war während dieser Rede Bruno's leichenblaß geworden; nicht im Entferntesten war es ihr in den Sinn gekommen, Bruno werde jemals seine Ansprüche auf ihren Besitz erneuern, und dazu sie an das ihm gegebene Wort erinnern, was sie als längst gelöst betrachtete. Sein Antrag kam ihr daher völlig unerwartet und sie bedurfte einer längeren Zeit, um ihre Gedanken zu sammeln. In ihrem Innern war sie jedoch keinen Augenblick zweifelhaft, was sie ihm sagen müsse, sie vermochte nur die passende Form dafür nicht zu finden. Während des langen Schweigens, in dem sie beharrte, stand Bruno unbeweglich mit unverkennbar ängstlicher Spannung vor ihr; Elise hatte die kalte bebende Hand der Freundin ergriffen,

und ihr Worte der Theilnahme zugeflüstert, welche diese jedoch völlig überhörte. Endlich hatte Malfi die Kraft gewonnen zu antworten, sie stand auf und ihr schönes Auge voll Mitgefühl aus Bruno gerichtet, sagte sie mit sanfter bewegter Stimme:

»Lieber Bruno, was Du mir sagtest, mag wahr und richtig sein, auch spreche ich Dich von jeder Schuld frei – aber dennoch kann ich niemals die Deinige werden. – Du hast Dein Wort gegen mich nicht gebrochen, aber ich gebe es Dir jetzt in diesem Augenblick mit mehr Bewußtsein und mehr Ueberlegung zurück, als Du es einst von mir empfangen hast. – Jede Schuld nehme ich deshalb auf mich – aber unser Verhältniß war schon längst völlig gelöst und niemals kann es wieder angeknüpft werden! – Bereite mir keinen neuen Schmerz, indem Du Deine Bitte erneuerst,« fuhr sie fort, als Bruno zu reden versuchte – »ich könnte Dir immer nur wiederholen, was ich eben sagte – daß ich niemals Dir angehören kann! – Es ist dies meine ganz bestimmte, unabänderliche Erklärung.«

Bruno's Gesicht überzog, während Malfi sprach, eine dunkle Gluth, nur mühsam bekämpfte er die innere Aufregung, als sie geendet hatte, verbeugte er sich stumm gegen jedes der beiden Mädchen, und verließ, ohne ein Wort der Erwiderung oder des Abschiedes hervorbringen zu können, die Terrasse.

Sobald seine Gestalt in den Windungen des Weges vetschwunden war, sank Malfi am ganzen Körper bebend auf ihren Sitz zurück. Elise umfing sie, küßte ihre Stirn,

und bat sie mit den theilnehmendsten Tönen ihrer Stimme, sich zu beruhigen. Es dauerte eine längere Zeit, ehe es ihr gelang die Wogen der Erregung bei der Freundin einigermaßen zu stillen. Erst als dies geschehen war, fragte sie:

»Hast Du auch nicht zu schnell, zu hart gegen Bruno gehandelt, meine theure Malfi?«

»Hart wollte ich nicht sein Elise,« erwiderte Malfi, »es sollte mir Leid thun, wenn ich es gewesen wäre; aber gleich und bestimmt mußte ich ihm sagen, was mein Herz erfüllt, und was Du ja weißt – daß ich ihn nie, niemals geliebt habe, und deshalb auch niemals die Seinige werden kann.«

So endete der Versuch Bruno's, die alten Verhältnisse wieder anzuknüpfen, fast schon in dem Augenblicke, wo er ihn gemacht hatte. Grimm und Haß im Herzen kehrte er in seine Wohnung zurück. Nur noch wenige Wochen blieb er in Greifenstein, während welcher Zeit er öfter mit Wlarika heimliche Unterredungen pflog, dann verschwand er, – Niemand konnte sagen wohin.

Ein Jahr war vergangen, seit das kurze Liebesglück Egon's und Malfi's auf eine so gewaltsame Weise in die sanfte Bahn einer Geschwisterneigung zurückgedrängt worden, ohne daß sich irgend etwas von Bedeutung in dem Verhältnisse der Bewohner Greifensteins zugetragen hätte. Während des Winters, der diesmal gar nicht enden

wollte, und noch mehr, als die rauhen scharfen Stürme mit seltsamen Liedern den jungen Frühling einwiegen, hatte die Fürstin häufig gekränkt, und oft bange Befugniß die Herzen der sie Umgebenden erfüllt. Ihre Brust litt heftig und ihr Zustand war mehr als einmal sehr bedenklich gewesen. Die sorgsamste Pflege, in welcher Malfi selbst Elise weit übertraf, hatte der Leidenden Genesung wieder herbeigeführt. Während ihres langen Kränkels und Krankseins gestaltete sich zwischen ihr und Malfi eine so innige Verbindung der Seelen, wie sie nur zwischen Menschen, bei welchen das innere Leben überhaupt so sehr überwiegend ist, als es hier der Fall war, möglich sein kann. Malfi errieth die Gedanken ihrer Mutter, ehe sie sie ausgesprochen, es war ihr oft, als seien sie gleichzeitig in ihr mit entstanden; sie fühlte das Steigen und Fallen der Krankheit, ja sie vermochte es oft, es vorher zu sagen, und Trost und Beruhigung in den bedenklichsten Augenblicken zu spenden. Die Fürstin dagegen, so lieb ihr die Uebrigen waren, und so sehr ihr Herz auch an ihrem Sohne hing, war unruhig, wenn Malfi nicht bei ihr war; es fehlte ihr etwas Nothwendiges zu ihrem Sein; der Schlaf floh sie, ja in den schlimmsten Stadien ihrer Krankheit ging diese geistige oder Seelenverbindung sogar so weit, daß sie sofort aus ihrem Schlummer erwachte und nach Malfi fragte, wenn diese, auch noch so leise, das Zimmer verlassen hatte. Je mehr die Gesundheit der Fürstin zunahm, je mehr nahm dieser Zustand wieder ab und hörte mit ihrer Genesung in so weit ganz auf, daß

nur eine wo möglich noch größere Liebe für die treue Pflegerin ihrer schlimmen Tage bei ihr zurückblieb.

Jetzt war der Frühling zum starken blühenden Jüngling emporgewachsen, voll Leben und Kraft schritt er über Berg und Thal durch Wiesen und Wälder, und überall duftete und grünte es unter seinen Füßen, überall riefen seine Blicke Leben und Schönheit hervor.

Während Malfi noch immer sehr viel in Gesellschaft der Fürstin zubrachte, bildete sich zwischen Egon, und Elise ein sehr inniges, und doch in Beziehung auf die Empfindungsweise beider Personen ganz verschiedenes Verhältniß. Elise liebte Egon; sie hatte ihn geliebt, seit jenem Abende, wo sie mit ihm nach dem Balle über das Gebirge gefahren war, er hatte die erste Empfindung der Liebe in diesem reichen edlen Herzen erweckt – wie war es daher anders möglich, als daß es ihm immer angehören mußte. Dies Gefühl zu bekämpfen, zu verbergen, in dem täglichen vertraulichen, so oft verlockenden Umgange zu verbergen, das war die Aufgabe, welche Elise zu lösen hatte, und die sie bis jetzt ihrer würdig gelöst hatte. Nur in Malfi's Herz war eine Ahnung davon gedrungen, nur sie hatte mit dem ihr eignen Vermögen den innersten Zustand verschwisterter Seelen gleichsam als ihren eignen zu empfinden, auch einen Blick in das Geheimniß ihrer Freundin gethan, aber ihre Erkenntniß tief in sich verschlossen.

Egon – hatte *einmal* geliebt – er fühlte und sagte es sich täglich, daß dies Gefühl, welches ihn damals erfüllt,

niemals wiederkehren könne. So wie es ihm nicht möglich gewesen war, sich vorher auch nur ein schwaches Bild jener begeisternden, entzückenden, Alles in sich aufnehmenden Empfindungen zu machen, so wenig konnte es möglich sein, daß *dies* jemals wiederkehre. Auch war diese Liebe noch keineswegs erloschen, Malfi, zwar seine Schwester, aber sie blieb immer Malfi, und es bedurfte auch immer oft des kältenden Zurufs seines Verstandes: Thor, sie ist ja deine Schwester! um die nach Freiheit dringenden Geister seiner Leidenschaft zu bannen. Dennoch fühlte er sich auf eine Weise zu Elise hingezogen, über die er sich selbst nicht Rechenschaft zu geben vermochte. Er schätzte, achtete sie so hoch, wie irgend Jemand auf der Welt – das war es aber nicht allein; dachte er sein Leben ohne sie, so kam es ihm, wenn nicht öde, doch seines besten Schmuckes beraubt vor; er hätte das seinige unbedingt hingegeben, um das ihrige zu erhalten, ja selbst um ihr zeitliches Glück zu fördern, – und doch überschritt die Aeüßerung seiner Neigung zu ihr nie die Grenze der Freundschaft, die allein ihn gegen Elise zu beseelen schien.

Die Fürstin war zum ersten Male wieder ins Freie gegangen, an einem Tage, wo der Frühling den Vorhang vor seinem Zauber und Feentheater ganz aufgerollt und die entzückendsten Bilder ausgestellt hatte. Die Luft war von einem kurzen, nur mit der Sonne spielenden Morgengewitter abgekühlt und gesättigt, alle Blüthen hatten ihre Kelche weit geöffnet, und ihre ätherischen Duftwellen wogten spielend durch einander. Die Vögel sangen

und flogen, kos'ten und bauten ihre kleinen hängenden Häuser, die Käfer, die Bienen summten und schwärmten – Ueberall Leben, ämsiges, hoffnungsvolles Leben! Auch in der Menschen Herzen senkte sich diese hoffnungsreiche, ruhige und doch bewegte Stimmung; sie klopfen leichter und rascher; sehnten sich mehr nach jenem unbestimmten Etwas, was wir nie erreichen, und doch immer erstreben, wonach wir am meisten verlangen, in den besten Augenblicken unseres Lebens, das uns ewig unbefriedigt läßt, und dennoch Frieden und Glück in unserer Seele erzeugt.

Egon stand vor der Mutter, die auf einem Sessel saß, und ihr Auge bald über die Wunder der Natur, bald über ihren in seinen Gedanken verlorenen Sohn hinschweifen ließ. Schon längere Zeit schien sie mit einem Entschlusse zu kämpfen, und jetzt mit sich einig geworden zu sein.

»Setze Dich mein Sohn,« begann sie, auf einen Stuhl deutend, »setze Dich zu mir, ich fühle mich heute zum ersten Male nach langer Zeit ganz wohl und heiter.«

»Das freut mich von ganzer Seele,« erwiderte Egon, indem er dem Wunsche seiner Mutter Folge leistete und zugleich ihre Hand ergriff, »Du wirst jetzt, nachdem Du diese Krankheit überstanden hast, wieder recht kräftig und gesund werden.«

»Täusche Dich nicht lieber Egon,« sagte die Fürstin, melancholisch lächelnd den Kopf schüttelnd, »täusche Dich nicht! ich fühle es sehr deutlich und bestimmt, nur eure so sehr liebevolle Pflege hat das mir gesteckte Lebensziel um eine kurze Spanne Zeit hinausgerückt –

aber im Herbst, jeden Falls im Frühling, werdet Ihr den Schmerz ertragen müssen, mich scheiden zu sehen.«

»Noch immer diese trüben Bilder, teuerste Mutter! verscheuche sie endlich; Du bist wieder hergestellt – und wirst noch lange, recht lange bei Deinen Kindern weilen.«

»Gib Dich nicht solchen Hoffnungen hin mein Sohn, bereite Dich vielmehr vor auf das, was kommen muß, und was ganz gewiß sehr bald kommt.«

Egon küßte bewegt die Mutter, und diese hielt ihn längere Zeit umfassen. Dann fuhr sie fort:

»Einen Wunsch habe ich noch, dessen Erfüllung mich sehr beglücken, der mir den Abschied von Euch erleichtern würde.«

»O! sprich ihn aus, meine beste Mutter, kann einer von uns etwas zu seiner Erfüllung beitragen, so bedarf es, wie Du weißt, ja nichts weiter, als daß wir ihn erfahren!«

»Die Erfüllung, mein Sohn, hängt fast allein von Dir ab, und doch fürchte ich mich, ihn Dir zu gestehen, denn ich möchte nicht, daß die Liebe zu mir Dich allein bestimmen möchte.«

»Was es auch sei Mutter, was es auch sei Mutter!« rief Egon lebhaft, »ich verspreche zum Voraus keinen Augenblick zu zögern, zu thun wie Du wünschst; – konntest Du überhaupt einen Augenblick daran zweifeln?«

»Ich nehme dies übereilte Versprechen nicht an, lieber Egon, Du sollst frei und ohne Rücksicht auf mich handeln; aber Deine Bereitwilligkeit gibt mir den Muth, den heißesten – auch wohl den letzten Wunsch meines Herzens Dir nicht länger vorzuenthalten.«

»Du bist so feierlich Mutter, es muß etwas sehr Wichtiges sein, was Du von mir begehrt.«

»Das ist es auch mein Sohn – ich möchte Dich vor meinem Tode gern vermählt sehen! – Kannst Du das, so würde Deiner Mutter das Scheiden von Euch leichter werden.«

»Mutter! Mutter! wie ist das möglich?« rief Egon bestürzt.

»Wie das möglich ist mein Sohn? Elise liebt Dich – liebt Dich schon lange, ich habe es gesehen und weiß es, so sehr sie auch strebt es zu verheimlichen, und auch Du liebst sie, Egon, Du hältst das Gefühl, was Dich beseelt, zwar nicht für das der Liebe, aber es ist doch kein anderes. Lange habe ich Dich beobachtet, wenn auch die Aeußerungsweise dieser Neigung nicht so lebhaft sein mag, so ist sie selbst deshalb vielleicht um so tiefer und in ihrer Wirkungen beglückender. Und könntest Du je eine bessere, eine Deiner würdigen Wahl treffen als Elise, welche die trefflichsten besten Eigenschaften des Herzens und des Verstandes mit hoher äußerer Schönheit und Anmuth verbindet?«

Es erregt bei dem Manne stets ein eigenthümliches Gefühl, wenn er erfährt, daß ein weibliches Wesen, das er überhaupt seiner Achtung und Zuneigung werth hält, ihn liebt. Sehr häufig wird dadurch eine gleiche Empfindung erweckt, welche erst leise entsteht, dann immer mehr

wächst und sich zuletzt zur unbegrenzten Herrschaft emporschwingt. Es hat dieser Zug des männlichen Charakters nicht sowohl seinen Grund in dem Gefühle geschmeichelter Eitelkeit, dies könnte nur bei Männern gewöhnlichen Schlages der Fall sein, sondern in dem durch eine solche Kunde nothwendig angeregtem höheren Mitgefühl und Interesse für diejenige, die wir dann mit ganz andern Augen, zuerst mit mehr Aufmerksamkeit, bald auch mit wachsender Neigung betrachten, bis dann jene verlockenden Beziehungen, welche ein solches sich bewußte und doch unbefangen erscheinende Verhältniß mit sich führt, die Sache zum nicht mehr zweifelhaften Ausgange fördern.

Auch auf Egon machte die Mittheilung seiner Mutter einen unverkennbar großen Eindruck.

»Du täuschest Dich liebe Mutter!« sagte er, mit leiser Stimme und niedergeschlagenen Augen nach einiger Zeit, »das Gefühl, was Elise für mich hegt, ist nur das der Freundschaft, und ein gleiches das meinige gegen sie.«

»Ich täusche mich nicht mein Sohn,« erwiderte die Fürstin, »glaube Deiner Mutter, es ist so, wie ich Dir sagte – Elise liebt Dich schon lange – mir ist der Kampf ihres Herzens nicht entgangen, und daß Du dies nicht bemerkt, ist mir grade ein Beweis, daß Du nicht unbefangen beobachtet hast.«

Egon saß lange in tiefem Nachdenken verloren, seine Blicke hafteten planlos auf dem Boden, auf dem er Figuren in den Sand zog und oft durch rasche Striche seines

Stabes wieder zerstörte. Die Fürstin blickte ihn unverwandt an, ohne ihn zu unterbrechen. Sie deutete dieses Schweigen zu ihren Gunsten, und erst als es gar nicht enden wollte, nahm sie wieder das Wort:

»Nun mein Sohn, welche Antwort hast Du für Deine Mutter?«

Egon fuhr wie aus einem Traume empor, blickte die Fürstin zweifelhaft an und senkte seine Augen wieder:

»Liebe Mutter,« sagte er dann, ohne seine Stellung zu ändern, »Elise ist mir, nach Dir und Malfi, das theuerste Wesen, welches die Erde trägt, ich schätze ich ehre sie, so sehr es möglich ist – aber *das* Gefühl, was ich einmal empfand, das ist es nicht, was mich bewegt, und dies allein müßte es doch sein, wollte ich zu ihr hintreten, und ihr sagen: sei die Meinige für dieses Leben, denn ich liebe Dich von ganzer Seele – dies Gefühl, Mutter, werde ich nie wieder empfinden – und daher, siehst Du wohl, bin ich mit dem besten, redlichsten Willen außer Stande Deinen Wunsch zu erfüllen.«

»Beschließe nicht zu schnell, mein Sohn,« unterbrach ihn die Fürstin, »nicht jetzt verlange ich Deine Antwort – eine Sache von so hoher Wichtigkeit läßt sich nicht in einem Augenblicke entscheiden; Du bedarfst Zeit mit Dir selbst zu Rathe zu gehen. – Glaube mir, Egon, es ist nur Dein eignes Glück, was ich von Dir verlange, und zugleich der letzte sehnlichste Wunsch meiner Laune. – Auch Deine Schwester wird Dich darum bitten, ich habe mit ihr geredet –, sie weiß es auch, daß Elise Dich liebt und Deiner Liebe werth ist.«

»Malfi? Malfi? Mutter!« rief Egon erregt, »auch Malfi wünscht dies?«

»Sollte sie es nicht? Egon! – aber geh' jetzt, mein Sohn, laß uns ein Gespräch jetzt beenden, das mich mehr bewegt hat, als ich glaubte – geh', schicke mir Malfi hieher, und beherzige, was ich Dir gesagt habe.«

Egon küßte stumm der Mutter Hand und entfernte sich in tiefen Gedanken.

In Egon wogte nach dieser Unterredung mit seiner Mutter eine neue Welt von Ideen und Empfindungen. Er hatte sich Elise nie anders als seine Freundin gedacht; jetzt führte ihm seine Phantasie, er mochte sich noch so sehr dagegen auflehnen, sie als seine Braut, als seine Gattin vor, in einem neuen verschönertem Lichte. Je mehr er sein, Herz prüfte, desto lebhafter fühlte er, daß sein Leben den größten Theil seines Reizes verlieren würde, denke er es sich ohne Elise. Seine Brust zog sich beengend zusammen bei dem Gedanken, daß sie über kurz oder lang Greifenstein verlassen und er dann allein, fern von ihr, dort zurückbleiben müsse. Seine Phantasie verweilte gern bei dem freundlichen Bilde, in welchem er neben Elise stand, und um sie bunte, lachende Hoffnungen, denen er verschämt keine Gestalt geben mochte. Auch sein Verstand redete ihm das Wort, du kannst nie eine bessere, edlere Gattin finden, die dich so versteht, so liebt wie sie, sprach er. Es ist eine Thorheit, daß du auf das höchste Glück des Lebens verzichten willst – und in deinem Verhältniß zu Malfi wird dadurch irgend etwas geändert? Kann überhaupt der Gedanke an deine

Schwester von irgend einem Einflusse auf deinen Entschluß sein? darf er es? – Auf der andern Seite lebte ein Gefühl in ihm, eine Stimme, die immer, wenn auch ganz leise, doch sehr vernehmbar redete: Es ist nicht Liebe, was dich zu Elise zieht, du hast einmal geliebt! – liebst vielleicht noch – und wie sich die Verhältnisse auch gestaltet haben mögen, es bleibt immer eine Untreue, ein Verrath, ein doppelter Verrath, den du begehst. Dann dachte er wieder an seine Mutter, an die Freude und den Schmerz, welche ihr zu bereiten in seiner Macht stand. – Hatte sie nicht mehrmals gesagt, es sei ihr letzter sehnlichster Wunsch? und erfüllte ihn nicht selbst die bange Ahnung ihres baldigen Todes? Welche Vorwürfe würde er sich machen müssen, wenn sie gestorben wäre, ohne die Erfüllung dieser Bitte von ihm erhalten zu haben – so trieben die widersprechendsten Empfindungen in Egons Brust ihr Spiel, den von jener Stunde an eine nicht zu stillende Unruhe verzehrte. Er vermied die Gesellschaft anderer Menschen, suchte die Einsamkeit und brachte die Nächte schlaflos zu. Die Fürstin sah seine innere Bewegung und darin zugleich gute Hoffnungen für ihren Lieblingwunsch Malfi, mit der dieselbe wirklich vorher geredet hatte, war ebenfalls still und nachdenkend geworden. Egons Zustand entging ihr nicht, sein innerer Kampf lag aufgedeckt vor ihrem geistigen Auge, und sie suchte nur nach einer Gelegenheit, denselben, so weit es an ihr liege, zu Ende zu bringen.

Es war am vierten Tage nach jener Unterredung mit der Fürstin, als er in Gedanken versunken auf einer der

Bänke des Gartens saß, die unter hohen schattigen Bäumen an einer weiten üppigen Wiesenfläche aufgestellt, dem darauf Ruhenden ein heiteres friedliches Stilleben vorführten. Sein Auge schweifte über die von der Abendsonne hell erleuchtete freundliche Gegend, und sein Herz sehnte sich, es möge diese Ruhe der Natur auch sich in seine Brust hinabsenken. Da fühlte er eine sanfte Berührung der Hand und Malfi stand an seiner Seite:

»In welch tiefem Nachdenken bist Du versunken, lieber Egon,« sagte lächelnd das Mädchen, indem sie vor dem Sitzenden stehen blieb und ihm es verwehrete, gleichfalls aufzustehen, »welch' wichtiger Gegenstand hat Deine Stirne so sinnend gemacht, darf Deine Schwester Dir nicht ein wenig helfen in diesem anstrengenden Denken?«

Egon blickte sie lange unverwandt an, als wollte er durch den Spiegel ihrer Augen bis in ihre Seele hinab sehen, er hatte ihre Hände ergriffen, und, wie unbefangenen Malfi auch zu sein sich bemühte, sie mußte vor seinen Blicken die ihrigen niederschlagen und ihre Wangen färbten sich unwillkürlich höher.

Diese stumme und doch so beredte Sprache Egons hatte mit einmal ihre Absicht, das, was sie ihm zu sagen hatte, in das Gewand des Scherzes zu kleiden, vereitelt, es war ja Alles ganz anders gekommen, als sie es sich gedacht hatte. Noch immer hielt Egon ihre Hände, noch immer ruhte sein Auge mit demselben tieffragenden Blicke auf ihr, als sie leise und bewegt zu ihm sagte:

»Deine Schwester vereint ihre Bitten mit denen der Mutter, mein Bruder, erfülle ihren Wunsch, und Du wirst recht glücklich werden.«

»Darum bittest *Du* mich, *Du* Malfi?« rief Egon aufspringend und ihre Hände loslassend.

»Sehr, sehr! aus dem Innersten meines Herzens,« hauchte Malfi, und war, bevor Egon noch eine Antwort finden konnte, verschwunden.

So hatte also diejenige, nach deren Besitz er einst mit der ganzen Kraft seiner Seele gerungen, ohne deren Liebe er sich nicht denken konnte, sie selbst hatte ihn gebeten, einer Anderen anzugehören, und dadurch die Scheidewand, welche das Geschick äußerlich zwischen sie hingestellt, und die sein Herz immer noch nicht anerkennen wollte, auch innerlich fest und unzerstörbar aufgerichtet. Aber war dies nicht natürlich? war dies nicht ein folgerechtes Ergebnis der obwaltenden Verhältnisse? wäre es nicht thöricht, sogar widernatürlich gewesen, wenn sie anders gehandelt? Weshalb wollte er denn, der Schiffbrüchige, nicht lassen von dem Brette, auf dem er im hohen Meere umher trieb und Besitz ergreifen von dem stolzen schönen Fahrzeuge, das ihm Rettung und Glück anbot? – Noch ein kurzer Kampf – dann war er entschlossen. Er eilte zur Mutter und verkündete der Hoherfreuten, daß er bereit sei, ihren Willen zu erfüllen, und zwar nicht allein, weil es ihr Wunsch sei, sondern dem Triebe des eigenen Herzens folgend.

Es war der glücklichste Abend, den die Fürstin seit langer Zeit erlebt hatte, sie hätte gern sogleich selbst das

Glück ihrer beiden Lieblinge befestigt, aber hierin mußte sie Egon nachgeben, welcher bat, es ihm allein zu überlassen Elise zu gewinnen. Jetzt, wo er sich entschieden hatte, begannen Zweifel darüber, ob sie seine Bewerbung nicht zurückweisen würde, ihn zu quälen, und, wie bei allen lebhaften Gemüthern, beschäftigte ihn jetzt nur der Gedanke an Elise. Er konnte es sich nicht oft genug wiederholen lassen, daß ihre Liebe zu ihm keinen Zweifel unterliege. Mit der größten Spannung hörte er nun auf die beredten Erzählungen seiner Mutter, welche eine Menge kleiner einzelner Züge anzuführen wußte, woraus die Richtigkeit ihrer Behauptung hervorgehen sollte. Er bat wiederholt ihm völlige Zeit zu lassen, und ihn nun in keiner Weise mehr zu drängen. Gern wurde ihm dies zugestanden. Die Entscheidung seines Geschicks sollte jedoch schneller herbeigeführt werden, als er es selbst glaubte. Elise, die natürlich von diesem Allen keine Ahnung hatte, und deshalb gegen Egon so unbefangen war, als sie dies überhaupt sein konnte, lud ihn selbst am andern Morgen ein, sie auf einem Spatziergange, wie er öfter gethan, zu begleiten. Schon die Art und Weise, wie Egon sich dazu bereit erklärte, und hastig die nöthigen Vorbereitungen traf, hatte etwas Auffallendes; als Malfi aber, gegen ihre Gewohnheit, es ablehnte mitzugehen, und Egon nichts that, um sie dazu zu bereden, vielmehr mit ungewohnter Unruhe an den Aufbruch erinnerte, da war sie einen Augenblick unentschlossen, ob sie gleichfalls nicht bleiben solle.

Es war ein herrlicher sonniger Frühlingsmorgen als Egon und Elise durch die Anlagen des weiten Parkes schritten, und sich der Grenze derselben näherten, um einen daran stoßenden mit Buchen bewachsenen Berg zu ersteigen, von dessen Gipfel man eine weite Aussicht übers das Thal hatte. Um dieses Genusses besser theilhaftig werden zu können, war die Spitze des Berges von den hindernden Bäumen befreit und mit einer gegen Wind und Wetter schützenden Mooshütte geschmückt.

Das Gespräch zwischen den beiden Spatziergängern wollte immer nicht recht zu Stande kommen. Egon war befangen, sein Herz klopfte hörbar, und Elise, welcher dies nicht entging, wurde es dadurch gleichfalls. So gelangten sie allmählig bei der Mooshütte an, oft lange schweigend nebeneinander gehend, zuweilen dieses Schweigen durch einige allgemeine Bemerkungen unterbrechend.

»Es ist entzückend schön hier oben und besonders in der Morgenbeleuchtung,« sagte Elise, welche sich bemühte das peinlich gewordene Schweigen zu unterbrechen und zugleich seinen sinnenden lange auf ihr ruhenden Blicken auszuweichen. »Die Gegend um Greifenstein,« fuhr sie fort, da Egon immer noch schwieg, »gehört doch zu den schönsten und romantischsten, die ich je sah, und besonders ist es der friedliche Charakter derselben, welcher mich so sehr anspricht.«

»Es wird nur von Ihnen abhängen, Elise,« erwiderte Egon mit schüchterner Stimme, »diese Gegend nie zu verlassen.«

»Sie wissen, daß dies unmöglich ist, daß ich scheiden muß, wenn auch mit Schmerz, sobald Vetter Rudolph verheirathet sein wird, d. h. in wenigen Monaten.«

»Scheiden sie wirklich mit Schmerz von uns Elise?«

»Ist es nöthig diese Frage zu beantworten? Wer würde einen Ort verlassen, wo es ihm so wohl ergangen, wo er mit solch großer Liebe und Freundschaft ausgenommen war, ohne Schmerz zu empfinden; ich denke schon jetzt mit tiefer Wehmuth daran, wenn ich von Ihrer theuren Mutter, von meiner geliebten Malfi – und von Ihnen scheiden werde.«

»Auch von mir?« sagte Egon mit sanfter betonender Stimme.

»Ja – auch von Ihnen – wie können Sie zweifeln,« erwiederte Elise, indem sie sich bemühte, so unbefangen als möglich zu scheinen.

»Wenn ich Sie nun aber bäte mich nicht zu verlassen, sondern immer bei mir zu bleiben – welche Antwort würden Sie für mich haben?« fragte Egon, und das Beben seiner Stimme verrieth die Erregung seiner Seele.

»Habe ich Ihnen nicht schon die Antwort gegeben?« lächelte Elise, die nicht wußte, wie sie dieses Benehmen deuten solle, und die nur mit Mühe ihre äußere sorglos scheinende Haltung behauptete.

»Nein, nein nicht so!« sagte Egon, Elisens Hände ergreifend, und sie mit tiefen fast melancholischen Blicken ansehend. – – »Wollen Sie die Meine sein? – mir angehören Elise? so fragte ich Sie! nun antworten Sie – aber nicht zu rasch – lassen Sie sich nicht bestimmen durch

mädchenhafte Schüchternheit – bedenken Sie das Glück meines Lebens wird in Ihrer Antwort liegen!«

Elise, die sonst sich so klar Bewußte, war kaum ihrer Sinne mächtig, die ganze Gegend, die Berge, die hell erleuchteten jungen Wälder, die fernen dunklen Gebirgsmassen, Alles verschwamm zu einem undeutlichen Chaos und begann sich im Kreise um sie zu drehen. Sie hatte nur eine Empfindung, den sanften Druck der Hand Desjenigen, den ihre Seele so unendlich liebte; in ihren Ohren klangen nur die Laute seiner Stimme, die einen Himmel für sie aufschlossen, den sie längst als unerreichbar sich hingestellt hatte ihre Gedanken schwanden, ihr Körper bebte, und nur mit Mühe vermochte sie zu athmen.

Egon sah den Zustand seiner reizenden Gefährtin; seine Seele jauchzte auf, denn nie hatte er die Aeüßerung eines so bewältigenden Eindrucks bei Elise gewahrt, der ihm jetzt als die vollgültige Bestätigung dessen galt, was seine Mutter ihm vertraut hatte.

»Wollen Sie Ihr Spiel mit mir treiben Egon?« waren die ersten Worte, welche kaum hörbar Elisens Lippen entflohen.

»Ein Spiel mit Ihnen treiben!« sagte Egon – »o! das war wohl nicht Ihr Ernst Elise – aber ich glaube Sie zu verstehen – so hören Sie mich an. So lange ich Sie kenne, vom ersten Augenblicke, da ich Sie gesehen, hat ein Gefühl, worüber ich mir selbst nicht Rechenschaft geben konnte, mich zu Ihnen hingezogen. – Meine Gedanken verweilten immer bei Ihnen – fern, bei dem einsamen Wachtfeuer des Lagers, im Gewühl der Schlacht, wenn der Tod

vor und neben mir seine Aerndte hielt – dachte ich an Sie; gerade in solchen Augenblicken mußte ich immer und am meisten Ihrer gedenken, – da sah ich Sie wieder, – hier – und unerwartet, mir selbst unerklärlich, aber mein ganzes Wesen erfüllend zog die Liebe, die Liebe zu ihr, die jetzt meine Schwester ist, in meine Seele. – Ich will es Ihnen nicht verschweigen, dies Gefühl, was mich damals bewegte, was mich Alles um mich her vergessen ließ, dem ich Alles geopfert hätte,« fuhr er leidenschaftlicher fort, »mein Leben, mein Selbst, meine Seele, wenn sie es verlangt hätte, – dies ist es nicht – auch *jetzt* nicht, was mich zu Ihnen zieht. Und dennoch, ich erkenne es tief und wahr, ist es die Liebe, die aus hoher Achtung hervorgegangene Liebe! Nicht ein brausendes, schäumendes Bergwasser – sondern ein klarer, tiefer, ruhig fließender Strom – und darum vielleicht, so hoffe ich von Gott und von Ihnen, Segen und Frieden spendend. – Ich kann mein Leben nicht denken ohne Sie Elise; wenden Sie sich von mir, ist es öde und todt – kann ich Ihnen auch nicht jene leidenschaftliche Gluth bieten – ich liebe Sie wahrhaftig und innig! O! stoßen Sie mein Herz, mein armes Herz, das immer noch an seiner Wunde blutet, nicht von sich! Sie, nur Sie können geben und gewähren, wonach es sehnd verlangt!«

»Und die Mutter – und Malfi?« stammelte Elise kaum hörbar.

»Es ist Beider sehnlichster Wunsch – Sie wissen es, daß ich heute die Entscheidung meines Schicksals von Ihnen erbitte – wird es Ihnen so schwer es auszusprechen?«

Er hielt noch immer ihre Hände in den seinen, jetzt da sie schweigend erröthend mit niedergeschlagenen Augen vor ihn stand – zog er sie sanft an sich und drückte die nicht Widerstrebende an seine klopfende Brust.

»So sprich – sprich meine Elise,« sagte er sanft – »Du meine theure, meine liebe Braut!«

Aber Elise konnte nicht reden, ihr dunkler Lockenkopf ruhte auf seiner Schulter, und nur ein leiser Druck der Hand war ihre Antwort. Da bebte ein Kuß auf ihren Lippen und sie fühlte, daß nun ihr Geschick wonniglich mit Egons verbunde sei.

Die Beklenmienheit, welche sie sprachlos gemacht, wich dem Gefühle des Entzückens, das sie durchbebte, sie schlug die glänzenden Augen zu Egon auf, der sie sanft aber mit dem Ausdrücke des höchsten Glückes anblickte – in einem langen, langen Blicke zog Seele in Seele, dann sagte sie leise:

»So nimm mich hin Egon! treu und wahr will ich Dir angehören für das ganze Leben, so wie ich jetzt es Dir gelobe!«

»Du meine liebe, theure Elise!« flüsterte Egon – stumm hielten sie sich noch lange umfassen – und fast ohne zu reden, nur immer wieder Auge in Auge blickend, gingen sie hinab durch die blühende, sie anlächelnde Natur – um der beglückten Fürstin die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches zu verkünden.

Allgemein war die Freude über dies Ereigniß in Greifenstein. Jeder nahm Theil an dem Glücke des jungen

Fürsten, den Alt und Jung liebte, und der schönen Elise, deren leutseliges Wesen auch hier längst alle Herzen gewonnen hatte. Die Fürstin beschäftigte nur ein Gedanke, – die Hochzeit ihres geliebten Sohnes. Mit mütterlicher Geschäftigkeit wurde Alles dazu bereitet, und, ihren vielfach ausgesprochenen Wünschen gemäß, der Tag dazu im September festgesetzt, da Rudolph, der seine freudigen Glückwünsche sandte, gebeten hatte, daß die Vermählung seines Freundes und seiner liebenswürdigen Cousine an einem Tage mit der seinigen gefeiert werden möchte.

Elise blühte auf wie die Rose, deren Blätter die Morgensonne küßt; schöner, bezaubernder war sie nie gewesen. Das Gefühl eines hohen Glückes leuchtete aus ihren dunklen strahlenden Augen, und der Ausdruck inneren Friedens war über ihr ganzes Wesen verbreitet. Welch einen nicht zu beschreibenden Zauber goß die Liebe über diese schönen, edlen, geistreichen Züge! welch warmen sonnigen Ton hauchte sie darüber hin!

Auch in Egon war wieder ein neues hoffnungsvolles Leben erstanden; die Freude blickte wieder aus seinen Augen, und Stunden des reinsten Glückes waren es, die er im Umgang mit seiner reizenden Braut zubrachte, welche jetzt allein für ihn lebte. Malfi war wohl stiller und zurückgezogener geworden als sonst, aber auch sie freute sich des Glückes derer, die sie so sehr liebte; sah sie auch zuweilen bleich aus, die Spuren der Thränen, die sie einsam weinte, waren verschwunden, wenn sie in die Gesellschaft der Menschen kam. Aemsig beschäftigte sie

sich mit den Zubereitungen zur Hochzeit. Es wurde an Elisens Ausstattung gearbeitet, und da gab es der Werke so viele für eine weibliche Haud, daß auch die ihrige nicht einen Augenblick ruhen durfte.

So rückte denn der Tag der Vermählung immer näher heran. Die Rosen waren verblüht; schon blickte hie und da eine Georgine neugierig auf die noch schlummernden Schwestern, und die Asten, die Kinder des Herbstes, begannen ihre Knospen zu entwickeln. Der zur Wohnung für das junge Paar bestimmte Flügel des Schlosses stand völlig eingerichtet und die freundlichen, hellen Gemächer schienen in ihrem Schmucke zu fragen, warum kommen sie nicht bald die Glücklichen, welche wir aufnehmen sollen. Malfi vorzüglich hatte hier mit sinniger Thätigkeit geordnet und gewirkt; und manchen Dank, manches Liebeswort dafür von der Fürstin empfangen, die Alles aufbot, was mütterliche Liebe zu ersinnen vermochte, um jeden nur möglichen Wunsch Egons und Elisens im Voraus zu begegnen.

Rudolph hatte geschrieben und sein und Egons Hochzeitstag war festgesetzt; auch dieser kleine Zwischenraum sank ins Meer der Zeit und der lang ersehnte Morgen tagte. Er kam zum ersten Male im Gewande des Herbstes. Nebel lagen auf dem Thale, jede Aussicht verhindernd. Die Sonne kämpfte mit ihnen, zuweilen schien es, als ob sie siegreich durchbrechen wolle, aber dann gewannen die Nebel wieder die Oberhand, und, obgleich der Tag heiter und schön zu werden versprach, so wollte

sich doch immer noch nicht die Bläue des Himmels zeigen.

In Elisens Zimmer schmückte Malfi die glückliche reizende Braut. Ein weißes seidnes Gewand schmiegte sich weich und faltenreich um die schöne Gestalt, die üppigen dunklen Locken wogten aus ihrem blendenden Nacken, und wurden durch die zarte Myrthe gehalten. Malfi setzte der Freundin den Brautkranz auf das Haupt, sie selbst hatte ihn gewunden aus einer Myrthe, die sie gezogen, und der sie jetzt alle ihre Blätter und Blüthen genommen. Als Elise sich beugte, und Malfi den Kranz befestigte, da fiel eine Thräne aus ihrem Auge, blieb eine Zeit lang wie ein glänzender Thautropfen an der zarten spröden Blüthe hangen und verschwand dann darin – ungesehen, wie sie entstanden.

Die Carossen rollten, die Glocken läuteten, von den Zinnen des Schlosses wehte die Fahne, und, weithin in die Gegend verkündete der Donner des Geschützes den Ehrentag Elisens. Da trat Egon zu ihr in das Gemach, er sah die reizende erröthende Braut – er sah Thränen der Wonne, des Entzückens in ihren Augen – sah auch Malfi im einfach weißen Schmuck – aber nicht deren feuchte Wimper, denn in diesem Augenblicke hatte er nur einen Gedanken, und dieser eine war – Elise. Wohl zuckte ein leiser stechender Schmerz durch seine Brust, aber er war wie das ferne Wetterleuchten bei dem heitersten Himmel – er wußte selbst nicht, wie er entstanden, und er verschwand fast noch im Entstehen.

Er empfing die zitternde Sand Elisens und der Zug schritt zur Kirche. Alles wogte und drängte sich ihm nach. Der Priester begann die feierliche Handlung und nur seine Stimme allein war hörbar in den weiten, menschengefüllten Hallen des Gotteshauses. Egons Seele war voll von Entzücken und Glück, sie flog auf im heißen Danke zu dem Schöpfer, und doch wußte er selbst nicht, dankte er Dem, der ihm diese Stunde geschenkt, oder Der, durch die Er sie ihm gewährt. In stummen Rührung blickte er auf zu Elisen, die bebend und weinend an seiner Seite stand – da fiel sein Blick auf eine Gestalt, die stumm an einen Pfeiler gelehnt war, und ihn mit kalten höhnischen Blicken zu betrachten schien.

Es war Bruno. Wie ein erkältender eisiger Strahl traf dieser Blick in die Gluth seines Entzückens; aber er wendete sich ab, und während der ganzen feierlichen Handlung dachte er nur an Elise.

Die Ringe waren gewechselt – der Segen des Allmächtigen dem Bündnisse erfleht, und durch den Mund des Priesters darüber ausgesprochen.

Wieder läuteten die Glocken, donnerten die Geschütze, und als in der wogenden Menschenmasse unter lautem Jubel die Neuvermählten die Kirche verließen, da brach die Sonne durch den Nebel, und ihr voller glänzender Strahl begrüßte die Glücklichen.

Schon hatten sie den kurzen Weg von der Kirche bis zum Schlosse fast zurückgelegt, als Egon Bruno neben sich erblickte.

»Entschuldige,« sagte er mit eigenthümlichen Lächeln, »entschuldige, daß auch ich es mir nicht versagen konnte, Dir an dem heutigen Tage meinen Glückwunsch darzubringen.«

»Du machst mir eine Freude dadurch,« erwiderte Egon mit Herzlichkeit, »Du wirst es doch nicht verschmähen unser Gast zu sein.«

»Es thut mir leid,« war die kurze Entgegnung, »eilige Geschäfte zwingen mich gleich wieder abzureisen; darf ich auch Ihnen meinen Glückwunsch zu Füßen legen Ihre Durchlaucht,« wandte er sich zu Elisen, »möge dieser Tag der Anfang eines nie getrübtten Glückes für Sie sein! auch für Sie, mein Fräulein!« setzte er spöttisch hinzu gegen Malfi gerichtet, verbeugte sich, und verschwand wieder in der Menge, ehe ihm eine Erwiderung zu Theil werden konnte.

Das Unangenehme, fast Unheimliche seines Erscheinens verlor sich bald in den Freuden des Tages. Noch spät in die Nacht hinein, als die Neuvermählten längst aus den erleuchteten Sälen verschwunden waren, erschallte zu ihren Ehren der Lärm des Festes, und erst als der Morgen im Osten zu dämmern begann, wurde es still in Greifenstein, ruhig und still – nur das leise heimlich verborgene Flüstern der Liebe – es währte noch fort.

SECHSTES KAPITEL.

Es wallt das Gewölk herüber,
Verhüllt, verfinstert meinen Stern.
Es faltet sich trüb' und trüber

Die Stirne meines theuren Herrn.

Adelbert v. Chamisso.

Es war wenige Wochen nach seiner Vermählung, als Egon eines Morgens neben seiner jungen reizenden Gattin saß, und seine Zeit in jenen entzückenden Liebesspielen vertändelte, die wir später zwar belächeln, woran wir aber doch stets mit Wonne zurückdenken. Er ordnete Elisens lange dunkle Locken, und verwirrte sie wieder, indem er jede einzelne küßte, dann die hohe Stirn, dann den lieblichen Mund. Nun zog er den ganzen Lockenkopf an seine Brust, und vermehrte dadurch noch die Verwirrung. Dieser aber schmiegte sich nur um so fester an ihn, und die glänzenden dunkeln Augen blickten so lange mit dem Ausdrücke hohen, tief empfundenen Glückes zu ihm auf, bis er jeden dieser leuchtenden Sterne mit seinen Lippen bedeckte. Dann ruhten sie eine Zeit lang träumerisch geschlossen, denn das Auge der Seele schwelgte, indem es die Bilder dieser entzückenden Gegenwart an sich vorüber gleiten ließ. Ein leiser Seufzer hob Elisens Busen, von den überwallenden Empfindungen ihres Herzes erzeugt. Egon betrachtete still beglückt diese reizende sanft hingegossene Gestalt – wer weiß, wie lange er so stumm gesessen hätte, wäre er nicht durch eine äußere Störung in das wirkliche Leben zurückgeführt werden.

Ein Bedienter brachte einen Brief.

Gleichgültig nahm ihn Egon an, sein Auge verfinsterte sich jedoch, als er Bruno's Schriftzüge erkannte. Er öffnete, und als er las, wich das Blut aus seinen Wangen und das Papier bebte in seiner Hand. Dennoch faltete er dasselbe zusammen, und bemühte sich heiter zu scheinen. Das scharfe Auge der Liebe hatte aber längst die Bewegung seiner Seele gewahrt.

»Was ist Dir mein Egon?« sagte Elise, seine Hand mit ihren beiden kleinen Händen umspannend, »Du hast eine unangenehme Nachricht erhalten, darf ich sie nicht wissen? willst Du sie Deiner Elise nicht mittheilen und ihr auch davon ihren Antheil zukommen lassen, der Du ihr so viel, so unendlich viel Glück geschenkt hast?«

»Jetzt nicht, jetzt nicht Elise,« sagte Egon, nur mühsam seine Fassung behauptend, »ich muß nothwendig auf mein Zimmer – ein unaufschiebbares Geschäft zwingt mich, Dich jetzt zu verlassen.«

Er drückte einen Kuß auf ihre Lippen und entfernte sich. Sie blickte ihm gedankenvoll nach; es war das erste Mal, seit sie seine Gattin geworden, daß ihn ein anderer Gedanke mehr, als sie selbst beschäftigte.

Sobald Egon mit anscheinender Ruhe das Zimmer verlassen hatte, stürzte er fort nach dem seinigen, warf sich in einen Sessel, und las den verhängnißvollen Brief noch einmal. Er lautete:

»Ich hasse Dich Egon! hasse Dich mehr, als ich Dich je geliebt habe. Die Lieber Dir, von welcher der Knabe einst träumte, war eben nichts, wie ein kindischer Traum, den schon der Jüngling verlachte, als Du Dich quältest den

Fürsten in dem Freunde zu verbergen, den der Mann verachtete, als Du die angeborne durchlauchtige Hoheit nicht mehr zu unterdrücken vermochtest. Denke jenes Augenblicks bei der Batterie, wo Deine eigentliche Natur zu Tage kam! Das ist der Zeitpunkt, wo der Haß gegen Dich in meine Seele zog. Dennoch wäre vielleicht Alles gut geworden, hättest Du Dich nicht zwischen mich und meine Liebe gedrängt! Was hattest Du da zu suchen? Glaubte Deine Fürstlichkeit Alles für sich nehmen zu können, was ihr beliebte? Eitler, stolzer Thor! als Du die Hand danach ausstrecktest, und mit gleichgültiger vornehmer Miene mich und mein Glück zertreten wolltest, da wußtest Du freilich nicht, daß ich, der zur Seite Geschobene, die Mittel besitze, Dich so elend zu machen, als es meine Rache nur wünschen kann. Dich, die stolze Elise und die läppische Malfi, Euch alle drei! Wie so bald fand Dein Herz Raum für eine neue Liebe! Dein fürstliches, überschwängliches Herz! Warum konnte das nicht früher geschehen? Aber nun will ich Dir ein Lied singen, das Dich aufrütteln soll aus Deinem süßen Schlaraffenleben, in dem ich Dich eine Zeit lang nicht gestört habe, damit der Wechsel um so pikanter für Dich werde. *Malfi ist nicht Deine Schwester* mein fürstlicher Gönner! – Nicht wahr, das ist jetzt unangenehm? Ich wußte es längst Egon, wußte es schon, als ich noch mit Dir Soldat spielte und dem Traume der Ehre nachjagte. Wlarika hatte es mir für ein Stück Geld vertraut – ich ihre Zunge gefesselt. Sie, die mich zu ihrem Werkzeuge machen wollte, mußte mit Widerstreben meinem Willen gehorchen. Ich

hatte die Macht erhalten, Malfi zu Deiner Schwester zu erheben, oder sie nicht solche sein zu lassen, wie ich es wollte. Ich machte sie zu Deiner Schwester, als Du die freundschaftliche Absicht hattest mich tod zu schießen – sie hätte es bleiben können, wenn Du sie mir nachher noch gegeben – jetzt soll sie es *nicht* mehr sein, und der Fortsetzung Deiner ewigen Liebe steht also nur Deine Verheirathung entgegen. Daß Alles Wahrheit ist, was ich Dir schreibe, und *wer* Malfi ist, wird Dir Wlarika sagen. Ich entbinde sie hiedurch ihres Versprechens – sie hat von meiner Rache nichts mehr zu fürchten! Dies mein Hochzeitsgeschenk! Wohl bekomm's Euch Allen! Ich gehe in französische Dienste – vielleicht treff' ich Dich einst!

Bruno.

»Egons erstes Gefühl, nachdem er diesen Brief gelesen hatte, war Zorn – mehr als Zorn, war Wuth gegen Bruno. Es trieb ihn denselben aufzusuchen, um ihn für ein so teuflisches überlegtes Bubenstück zu züchtigen; nicht im ehrlichen Zweikampf – nein, er hätte ihn zu Boden schlagen, mit seinen Zähnen zermalmen können, wenn er in diesem Augenblicke vor ihm gestanden. – Doch, das waren nur kurze Minuten, seine edlere Natur stieß bald diese Empfindung als ihrer unwürdig von sich, auch ließ der Gedanke an seine eigne Lage und an diejenigen, die ihm so nahe standen bald keinen andern mehr aufkommen. Ein heftiger namenloser Schmerz durchzuckte seine Seele – Malfi nicht seine Schwester! wie tobte, wie loderte es wieder in seinem Herzen! und Elise, die edle, treue

– geliebte Elise! – Wie werden sie beide jetzt sich gegenüberstehen? – Schon in diesem Augenblicke wieder ein Kampf in ihm – schon jetzt andere Empfindungen, wenn er an Malfi dachte. Er bebte vor seinen eignen Gefühlen, vor der kleinsten Gedankensünde gegen diejenige, der er Treue bis zum Tode gelobt – und schon hatte er sie verletzt. Wie die Geister geliebter Todten erstanden die Erinnerungen an seine erste Liebe; – gern hätte er sie wieder in den Schlaf gelullt – vergebens! vergebens! Er fürchtete sich vor ihnen – dennoch nahten sie sich, immer näher, immer näher! je mehr er sie erblickte, je lieblicher kamen sie ihm vor – zuletzt sah er Malfi selbst in all ihrer jugendlichen unschuldsvollen Schönheit – und hinter ihr stand Elise, blaß und kummervoll!

»Nein! nein!« rief er, »so soll es nicht werden! Bin ich nicht Mann's genug diesen Plan der Rache eines Elenden scheitern zu machen? Kann ich nicht in meine Brust dies Geheimniß niederlegen, wie in das Grab? Ich werde die Kraft haben es zu tragen, so zu tragen, daß nicht das Zucken einer Muskel auf meinem Gesicht jemals davon Kunde geben soll – du bist für immer für mich verloren Malfi! der höchste Beweis meiner Liebe zu Dir liegt in meinem Schweigen. – Und Du meine theure Elise – Du mein liebes, geliebtes Weib – nie, nie sollst Du eine Ahnung davon haben, daß Deines Egons Liebe einen Augenblick in Gefahr geschwebt! Wie würdest Du erlangen und Dich abhärten und fröhlich scheinen und Alles in Dich verschließen! Ich, ich allein will es tragen, schon dieser Gedanke wird mir Kraft geben ganz zu sein, was

ich bisher gewesen. – Aber wer ist Malfi? ist es nicht meine Pflicht es zu erforschen? Kann nicht ihr ganzes Schicksal von dieser Entdeckung bedingt sein? Muß es nicht vielmehr sein? Vielleicht leben ihre Eltern noch, denn jenes teuflischen Weibes Tochter ist sie nimmer und nimmermehr! Dir will ich wenigstens Dein ränkevolles Handwerk legen!« setzte er wieder zornig hinzu, »erst sollst Du beichten, und dann im Thurm Dein übriges Leben über Dich nachdenken!«

Er steckte Bruno's Brief ein, nahm aus seinem Gewehrschrank ein Paar kleine Terzerolen, lud jede derselben mit einer Kugel, verbarg sie gleichfalls in seinen Taschen, und verließ unmittelbar darauf das Schloß. Er nahm seinen Weg nach den Zigeunerhütten, und erkundigte sich, dort angekommen, sofort nach Wlarika.

»Sie liegt in ihrer Hütt', Ew. Durchlaucht,« beantwortete ein alter Zigeuner, demüthig vor ihm stehend, seine Frage, »wenn sie noch lebt, macht sie nicht lang mehr – der Tod ist ihr schon gestern über's Gesicht gelaufen, sie –«

»Schweig mit dem albernem Geschwätz!« herrschte ihn Egon an, »welches ist ihre Wohnung?«

»Hier diese, Ew. Durchlaucht,« erwiederte der Zigeuner auf eine der im ersten Kapitel beschriebenen Hütten deutend.

Egon trat gebückten Hauptes hinein, die Alte lag wieder nur theilweise bedeckt auf der darin befindlichen Lehmerhöhung, ein heftiges Fieber schüttelte ihre Glieder, sie gab wunderliche Töne von sich und schien ihrer

Sinne und ihres Verstandes nicht mächtig. Die völlig verdorbene Luft gestattete Egon nicht einen Augenblick länger in diesem engen verpesteten Raume zu verweilen. Er ging hinaus zu dem Schulzen von Waldhausen und befahl, Wlarika sogleich in eines der Zimmer der dortigen fürstlichen Rentei zu schaffen und daselbst Alles zu ihrer Aufnahme zu bereiten. Gleichzeitig sandte er nach dem Arzte in Greifenstein. Kaum konnte seine Ungeduld erwarten, bis alle diese Befehle vollzogen waren, und doch gingen mehrere Stunden damit hin. Endlich lag Wlarika in einem Zimmer des Renteigebäudes ordentlich gebettet und der Arzt stand an ihrer Seite.

»Wie sieht es aus Herr Doctor?« fragte Egon diesen, der sich längere Zeit mit der Untersuchung ihres Zustandes beschäftigt hatte, »ist Hoffnung da, daß bald ihr Bewußtsein zurückkehre?«

»Vielleicht, vielleicht auch nicht,« erwiderte dieser achselzuckend, »sie hat ein hitziges Nervenfieber, und kann jeden Augenblick sterben.«

»Mir ist viel daran gelegen sie noch einmal zu sprechen, gibt es kein Mittel ihre Lebensgeister, wenn auch nur auf kurze Zeit, zu erwecken?«

»Mit Sicherheit kann ich das nicht versprechen, doch will ich ihr etwas geben, um dahin zu wirken – ob das Mittel noch von Erfolg sei, liegt außer dem Bereich menschlichen Wissens. Wollen Durchlaucht die Kranke

sprechen, so rathe ich, sie keinen Augenblick zu verlassen, damit der dazu taugliche Zeitpunkt, wenn er eintreten sollte, nicht fruchtlos vorüber gehe, denn ein zweiter dürfte wohl keinen Falls wiederkehren.«

»So geben Sie ihr das Mittel – ich werde dann warten.«

Der Arzt gab der Kranken einige Tropfen, die er mitgebracht hatte; diese blieb jedoch in ihrem apathischen Zustande, lag mit halbgeöffneten Augen und leisen kaum hörbaren Athemzügen.

»Wenn Sie nach Greifenstein zurückkehren, Herr Doctor,« sagte Egon nach einiger Zeit, »was Sie jetzt wohl am Besten thun können, so bitte ich Sie, meine Abwesenheit bei meiner Mutter und meiner Frau zu entschuldigen. – Sagen Sie, ein Geschäft hielte mich hier und verheimlichen Sie die eigentliche Ursache. Ich verlange dies von Ihrer Verschwiegenheit. Sollte ich gegen Abend noch nicht zurückgekehrt sein, so erneuern Sie hier Ihren Besuch.«

»Ew. Durchlaucht Befehl wird genau befolgt werden,« erwiderte der Arzt indem er sich empfahl.

Den ganzen Tag über saß Egon vor dem Bette Wlarika's, in deren Zustand sich nicht das Geringste änderte. Die Sonne sank an dem klaren Himmel hinab, und ließ jene lang anhaltende Abendröthe zurück, die ihr Scheiden im Herbste verschönert. Sie drang durch die hohen westwärts gelegenen Fenster des Zimmers und warf einen grellen Reflex auf die weißen kahlen Wände und auf das blasse widerlich verzerrte Gesicht der

Kranken, die sich zu sträuben schien dem Tode zu verfallen und doch dem Leben nicht mehr angehören konnte. Die widersprechendsten Gefühle und Empfindungen wogten in Egons Brust, aber vor Allem war es ein Gedanke der ihn beseelte, der, Wlarika's Geständniß zu hören. Immer und immer lauschte er auf ihren Athem, das leiseste Zucken einer Muskel erfüllte ihn mit Hoffnungen, die jedoch ebenso schnell wieder verschwanden. Dieser qualvolle Zustand wurde durch das unerwartete Erscheinen seines alten treuen Stracke unterbrochen. Er trat schweigend ein, warf einen sonderbar fragenden Blick auf die Kranke, dann auf seinen Herrn, und übergab diesem einen kleinen eng zusammengefalteten Brief. Egon erkannte Elisens Hand. Rasch riß er das Siegel auf, sie schrieb:

»Die Angst um Dich, mein theurer, geliebter Egon, läßt mich nicht länger ruhen – wir wissen, wo Du Dich schon seit heute Morgen befindest – o! Egon, Egon, darf ich, Dein treues Weib, nicht erfahren, was Dich so plötzlich von mir gerissen? Beruhige mich, die Angst um Dich tötet mich sonst. Was es auch sei, selbst wenn meine Ahnung Wahrheit sein sollte, verschweige es Deiner Elise nicht. – Komm bald zurück, mein Egon, oder gestatte mir zu Dir zu eilen!«

»Woher wißt Ihr, daß ich hier bin?« herrschte Egon seinen Diener an.

»Ich weiß es nicht, Ew. Durchlaucht, aber 's ist allgemein bekannt, schon seit heute Mittag; es haben ja viele Leute gesehen, daß Sie hieher gegangen, daß man die

alte – – alte Hexe da – geholt und den Herrn Doctor gerufen hat.«

»Und was fabelt man darüber? – nun? – sprich!«

»Ich weiß es nicht, Herr Major! ich bekümmere mich um dergleichen Gerede nicht, ich sehe nach meinen Pferden –«

»Sprich!« rief Egon, »sprich, ich will's wissen!«

»Nun, wenn Sie's wissen wollen; sie sagen: Fräulein von Greifenstein sei doch nicht Fräulein von Greifenstein, sondern ein anderes Fräulein, und der alte Sa – – die Alte da, die sollt's Ihnen jetzt beichten, wer sie wär'!«

»So?« erwiderte Egon kurz, schrieb schnell einige Worte an Elise, siegelte und gab den Brief an Stracke.

»Besorge das schnell an meine Frau – aber schnell, und sage ihr mündlich, Du habest mich heiter und wohl gefunden, hörst Du Stracke, mein alter Kriegsgefährte,« setzte er fast bittend hinzu, »vergiß ja nicht, ihr das zu sagen.«

»Ich das vergessen?« rief Stracke an seinem Knebelbarte ziehend, mich soll der – Verlassen sich der Herr Major so gewiß darauf, als wenn Sie's ihr selbst sagten, aber –«

»Geh' jetzt, geh' vergiß auch nicht, daß Du Eile hast!«

Stracke entfernte sich in steifer Haltung, und Egon blieb wieder mit Wlarika allein.

Er saß eine lange Zeit, ohne daß sich irgend etwas in dem Zimmer regte, oder eine Aenderung mit der Kranken eintrat. Der Arzt erschien, der erhaltenen Weisung gemäß, wiederholte fast ganz, was er am Morgen gesagt, und blieb auf den Wunsch Egons die Nacht über in

dem Renteigebäude, um, sofern es nöthig sein möchte, sofort bei der Hand zu sein. Mitternacht war vorüber, die Hähne begannen den sich nähernden Morgen zu verkünden, und die unvollständige Scheibe des Mondes sank glanzlos und dunkelroth hinter den schwarzen Gebirgsmassen hinab, als Wlarika sich regte. Sie schlug die Augen auf und blickte stier, fragend und verwundert in dem nur matt erleuchteten Zimmer umher. Sie mochte wohl wähnen, sie sei still und heimlich gestorben und erwache jetzt in einer andern Welt. Endlich erblickte sie Egon, schauderte zusammen und bemühte sich ihrem Kopfe eine andere Richtung zu geben, wozu sie aber zu schwach war.

»Kennst Du mich, Wlarika?« begann Egon leise, der sich nun endlich nach so langem Harren dem Ziele seiner Wünsche näher gerückt sah.

Die Gefragte bejahte durch ein leises Nicken mit dem Kopfe.

»So höre mich an, Wlarika, jedes Wort, was ich Dir sage, ist die reinste, lauterste Wahrheit, darauf gebe ich Dir mein fürstliches Wort, darum vergeude die Zeit nicht mit unnützen Lügen, denn Du hast nach der Aussage des Arztes, der eben hier gewesen ist, nur noch wenige Stunden zu leben, und kein zeitlicher Vorthail kann Dir mehr von Nutzen sein, darum denke an das Heil Deiner Seele, und rede die Wahrheit.«

Wlarika hörte Egon anscheinend theilnahmlos zu, ihr Mund bewegte sich zuweilen in krampfhaften Zuckungen und ihre großen kohlschwarzen Augen, die gegen

das blaßgelbe magere Gesicht schauerlich abstachen, begannen sich matt zu beleben.

»Ich will die Wahrheit sagen,« erwiderte sie mit kaum hörbarer Stimme, »was soll's sein?«

»Bruno hat an mich geschrieben, Wlarika;« fuhr Egon fort, »er benachrichtigt mich, Malfi sei doch nicht meine Schwester; wer sie sei, das könne ich von Dir erfahren; er entbinde Dich Deines Versprechens, fügt er hinzu, Du habest von seiner Rache ferner nichts mehr zu fürchten, darum sag' mir, ist es wahr, was er schreibt? und wenn es wahr ist, welcher Eltern Kind ist Malfi?«

Schon während der Rede Egons veränderten sich die Züge Wlarika's, ihre Augen begannen zu leuchten, der zahnlose Mund verzerrte sich zu einem widerlich häßlichen Grinsen, und die Wuth, welche sich der Kranken bemeisterte, gab ihrem scheußlichen, schon vom Tode gezeichneten Gesichte einen unheimlichen Ausdruck. Sie richtete sich plötzlich auf, stützte sich auf den einen Arm und streckte den andern abgemagerten, weit aus, die abgezehrte Hand krampfhaft zusammenballend.

»Hat er?« sagte sie anfangs mit halb erstickter, dann aber mit immer lauterer Stimme: »hat er? – der Hund! der falsche, feige Hund! er soll verflucht sein, so lang sein Fuß auf dieser Erde geht, und sterben wie'n gehetztes Thier in Hunger und Elend! ich verfluch' ihn in meiner letzten Stund', und dieser Fluch soll auf ihm sitzen bis sein Leichnam ein Fraß sein wird der Raben und Aasvögel!«

»Mäßige Dich, Wlarika,« unterbrach sie Egon, der sich eines inneren Schauders nicht erwehren konnte, »bedenke! Deine eigene Zeit ist kostbar – beantworte meine Frage.«

Noch immer saß Wlarika in der beschriebenen Stellung, ihr Mund murmelte unverständliche Worte, bis ihre ausgestreckte Hand langsam herabsank und sie dann selbst erschöpft auf das Lager zurückfiel. Egon befürchtete schon, ihr Bewußtsein werde wieder schwinden, und sie dann sterben, ohne ihm das zu sagen, was für ihn von so großer Wichtigkeit war, als die Kranke die Augen wieder aufschlug und mit matter Stimme sagte:

»Legt mich höher, damit ich besser reden kann.«

Egon erfüllte sogleich dieses Verlangen.

»So hört,« fuhr sie fort, »was er schreibt, ist wahr, Malfi ist nicht Kätchens Kind, das ist gestorben, wie's acht Tage alt war –«

»Nun, und wer ist Malfi?« unterbrach sie Egon ungeduldig.

»Laßt mich ruhig reden, Ihr werdet's erfahren. – Als ich das Kind von Kätchen heimbracht', 's war gar kein Mädels, 's war ein Knab, überlegt' ich mit meinem Mann, was zu machen wär'. – Er sagt', wir wollten's groß füttern, später könnt's uns großen Vorthail bringen; das lag auf der Hand. Aber schon am dritten Tag wurd's krank, und man konnt's seh'n, daß es bald mit ihm vorbei sein würd'. Da sagt' mein Mann, ich werd' geh'n und ein ander Kind schaffen, damit uns der Nutzen nicht verloren geht. Als er vier Tag' weg war, starb der Kleine. Ich begrub ihn

heimlich, und that auch gegen die Unsrigen immer so, als ob er noch leb'. Nachts hab' ich oft selbst geschrien, wie'n Kind, sodaß sie meinten, 's sei noch am Leben. Nach 14 Tagen kam mein Mann zurück, und bracht' ein kleines hübsches Mädels mit – und das war Malfi.«

»Also gestohlen! ihren Eltern gestohlen!« rief Egon entrüstet. – »Ich werde –«

»Wenn Ihr mich nicht reden laßt,« sagte Wlarika, »so erfahrt Ihr nichts weiter – was mach' ich mir jetzt aus Euch und Eurer ganzen Wirthschaft – nur den Hund möcht' ich verderben, den falschen Hund, der mich selbst betrogen hat!«

Egon, welcher fühlte, wie behutsam er hier zu Werke gehen müsse, nahm sich fest vor die Alte nicht mehr zu unterbrechen.

»Laß das, Wlarika,« besänftigte er daher, »laß das! erzähle weiter, ich will Dich nicht mehr stören.«

»Als Eure Mutter Malfi auf's Schloß nahm, war mein Mann schon todt. Schon damals überlegt' ich, ob's nicht besser wär' des Mädels Eltern ihr zu sagen, und mich anständig dafür bezahlen zu lassen. Aber ich dacht' an die Peitsche und den Thurm und schwieg. Sie wuchs heran, und Ihr und er, ihr zogt in den Krieg. Er kam allein zurück; er traf mich in einer Waldhütt', und da merkt' ich, daß er Verdacht hätt', Malfi sei nicht mein Kind. Ich band mit ihm an, und er ging drauf ein – er versprach mir viel Geld – er sagte, er wolle Malfi heirathen und dann sollt's mir herrlich und in Freuden geh'n. Besonders lieb war's ihm, daß es in meiner Macht lag, Malfi für Kätchens Kind

auszugeben und auch nicht, denn er wußt' selbst nicht, was vortheilhafter für ihn sein würd', wenn sie seine Frau wär', und danach wollt' er's dann einrichten.«

Wlarika schwieg eine längere Zeit und es schien fast, als ob sie wieder in ihren früheren bewußtlosen Zustand zurückfallen wollte. Egon beobachtete sie mit ängstlicher Spannung, und vermochte es über sich, ihre Schläfe mit einer geistigen Essenz zu reiben. Nach und nach schienen ihre Gedanken sich wieder zu sammeln, die halb geschlossenen Augen öffneten sich wieder ganz und verloren den gläsernen stieren Ausdruck. So gern Egon die eigentliche Hauptfrage, wer denn Malfi eigentlich sei, beantwortet gesehen hatte, so wagte er doch nicht den Ideengang der Kranken, welche mit jedem Augenblicke schwächer wurde, zu stören. Mit leiserer Stimme und in abgebrochenen Sätzen begann Wlarika wieder zu reden.

»Malfi wollt' ihn nicht – sie hatt' recht, daß sie ihn nicht mocht' – o! hätt' ich mich nicht mit ihm eingelassen! – und Ihr hätt't sie geheirathet, wie Ihr thun konntet, denn sie ist so vornehmer Eltern Kind als Eure Frau – mir mir's besser gegangen. Einmal bestellt' er mich in den Wald, wo ich ihn immer sprach – da verlangt' er, ich sollt' am andern Tag sagen, sie wär' Eure Schwester – niemals dürf' die Wahrheit an den Tag kommen, ich sollt's schwören, daß ich's nie sagen würd' – und da ich das nicht wollt' – band er mich an einen Baum, hielt mir ein Pistol auf die Stirn, und schwur mich todt zu machen, wenn ich nicht schwören wollt' – was sollt' ich machen – ich muß' schwören. – Als ich's gethan, da drohte er

mir, mich umzubringen, wo ich auch sein möcht', wenn ich jemals diesen Schwur brechen würd'. – Es schaudert mich jetzt noch, wenn ich dran denk', was er Alles sagte. – Ich muß' thun, was er wollt' – und mein Nutzen, den ich von Allem hatt', war nur klein. So kam ich am andern Morgen in's Wildholz – wie Ihr ihn todschießen wollt' – einmal dacht' ich, stehen zu bleiben – 's wär doch möglich gewesen, daß er vorbei geschossen – aber die Furcht war zu groß. – Nun Ihr wißt's ja, wie's weiter ging – ich gab die Sachen, die ich von Kätchen hatte, ab, und Ihr glaubtet natürlich Alle Alles – aber er hat doch keinen Vortheil davon gehabt! - ha! das freut mich! – freut mich – keine Braut – der Hund! – kein Geld – kein Geld – Geld –«

Mit den letzten Worten, die sie kaum hörbar gemurmelt hatte, schwand ihr Bewußtsein, ihre Augen waren gebrochen und halb geöffnet, kein Athemzug mehr vernehmbar. Egon war der Verzweiflung nahe, er hatte sie durch Fragen nicht unterbrechen mögen, weil er glaubte, dadurch am ersten zum Ziele zu gelangen, und nun war die wichtigste Aufklärung, wer Malfi eigentlich sei, immer noch nicht gegeben. Wlarika's letzte Augenblicke aber schienen gekommen zu sein, ja es war ungewiß, ob sie nicht bereits gestorben wäre. Er rief ihren Namen, rieb ihre Schläfe mit geistigem Wasser, ohne daß sich dadurch irgend etwas geändert hätte. Der Arzt wurde gerufen, seine Bemühungen blieben jedoch eben so fruchtlos als Egons.

»Ist noch Leben in ihr?« fragte dieser mit gespannter Erwartung, »oder ist's vorbei?«

»Der Puls geht noch kaum bemerkbar, aber der schwache Funke wird in wenig Minuten verlöschen.«

In dem Gemache herrschte das tiefste Schweigen, das Licht des kommenden Tages begann in das Zimmer zu dringen, und mit dem schwachen Scheine der Lampe um die Herrschaft zu ringen. Unheimliche, kalte Reflexe spielten auf den stummen Gesichtern der darin befindlichen Personen, und vermehrte das Leichenartige in Wlarika's leblosen Zügen.

Egon gab die Hoffnung auf, etwas Näheres zu erfahren, war es doch gerade genug gewesen, um ihn aus seinem Himmel zu reißen, ohne irgend Jemand, nicht einmal Malfi einen Ersatz dafür zu gewähren.

Der Arzt stand noch immer an Wlarika's Bett, und hielt deren Hand.

Ihr letzter Augenblick naht,« sagte er, »ich fühle den Kampf, welchen das Leben, selbst in diesem abgezehrten Körper, mit dem Tode führt.«

Auch Egon war an das Lager der Sterbenden getreten, deren Gesicht sich fast unbemerkt, aber widerlich verzerrte und veränderte – da öffnete sie nochmals die Augen – ihre Lippen bewegten sich – athemlos lauschte Egon.

»Geld – Geld –« sprach sie kaum hörbar, als ob sie den vorher abgebrochenen Satz fortsetzen wollte.

»Wer ist Malfi?« sprich Wlarika, rede, ehe Du stirbst!« flüsterte Egon über sie gebeugt.

»Stirbst? hu! sterben? mag nicht sterben – nicht sterben.«

»Wer ist sie? wer ist sie? dann sollst Du nicht sterben,« sprach Egon wieder.

»Wer sie ist? die Schwester – Schwester – –«

»Schwester? wessen Schwester?« rief Egon in namenloser Aufregung.

»Eures Freundes – des Grafen Steinau – mein Mann hat sie gestohlen – und's Haus angesteckt.«

»Aber die Beweise, die Beweise, wo sind die Beweise?« sagte Egon, der für den Augenblick nur daran dachte, jetzt Wlarika's wieder zurückgekehrtes Bewußtsein zu benutzen.

»Beweise?« erwiderte diese kaum mehr vernehmbar – »in meinem – Bett.«

Sie sank zurück – noch ein leises Beben ihres Körpers, und der unheimliche Geist hatte seine eben so unheimliche Wohnung verlassen. –

Eine Zeit lang standen Egon und der Arzt ohne zu reden, beide betrachteten die Todte, deren veränderte starre Züge sie als solche deutlich bezeichneten.

»Ist sie todt?« fragte Egon endlich.

»Unzweifelhaft!« erwiderte der Arzt, »kein Leben befindet sich mehr in diesem Körper.«

»So will ich ihr Bett untersuchen! Das soll die Beweise enthalten,« sprach er vor sich hin, – »es ist dies kaum glaublich – sie hat sich nicht gerührt, so lange sie darin gelegen!«

»Sollte sie nicht ihr eignes in ihrer Hütte meinen?« bemerkte der Arzt.

»Ihr eignes? sie hat gar keins, sie lag auf bloßem Lehm, wie alle diese Zigeuner.«

Vielleicht hat sie grade in dieser Lehmerhöhung das verborgen, was Ew. Durchlaucht suchen.«

Egon leuchtete die Richtigkeit dieser Bemerkung sogleich ein.

»Lassen Sie uns dies Zimmer verschließen, damit Niemand, so lange wir abwesend sind, hier hereinkomme, und, dann begleiten Sie mich hinunter – Sie haben gehört, warum es sich handelt – ich bitte um Ihre Verschwiegenheit, bis ich Sie davon entbinde.«

Ohne eine weitere Antwort abzuwarten, verließ Egon mit dem Doctor das Gemach und stand bald in der kleinen schmutzigen Hütte der nun Verstorbenen. Mit leichter Mühe wurde das Werk der Zerstörung an jener Lehmerhöhung begonnen, die das Lager der Bewohnerin gebildet hatte. Tief unten fanden die Suchenden ein Kästchen von schönem Holze eingemauert, das fest verschlossen war, von Egon aber eilig gesprengt wurde. Es enthielt einen vollständigen Kinderanzug, wie ihn die kleinen Lieblinge ihrer Aeltern in den ersten Monaten zu tragen zu pflegen. Ein wattirtes Kissen mit feinem Leinenüberzuge, ein Wickelband, zwei Windeln, ein kleines Hemdchen, ein Jäckchen, ein gewebtes Mützchen, nebst einem silbernen Geräthe, woran mehrere kleine Glocken von gleichem Metalle, so wie ein kostbares Armband, was

aber für Erwachsene gefertigt war. Mehrere dieser Gegenstände trugen das Zeichen »Gr. v. St.«, worüber sich eine Grafenkrone eingestickt befand.

Als Egon alle diese Sachen vor sich sah, auf vielen derselben das ihm wohlbekannte Zeichen der Grafen von Steinau, da zweifelte er in seinem Herzen keinen Augenblick, daß Wlarika in ihrer letzten Stunde wirklich die Wahrheit geredet habe. Wie sollten grade diese Gegenstände in den Besitz, der Zigeuner gelangt und, obgleich theilweise werthvoll, von ihnen nicht veräußert worden sein. Er vergegenwärtigte sich jetzt die Erzählung der verstorbenen Gräfin über den Tod ihres kleinen Töchterchens. Das Kind, kaum sechs Wochen alt, befand sich in einem mit dem Hauptgebäude zusammenhängenden Flügel des Schlosses, wo sie selbst ihre Wochen gehalten, unter der Aufsicht der Amme. Die Gräfin war zu ihrem Gemahle gegangen, um ihm beim Abendessen Gesellschaft zu leisten, als plötzlich Feuerlärm entsteht, und der Flügel, worin das Kind liegt, in vollen Flammen sich befindet. Es ist nicht mehr möglich hinein zu dringen, so schnelle Fortschritte hatte das Feuer in der kürzesten Frist gemacht. Die rasche und umsichtige Hülfe rettet zwar den übrigen Theil des Schlosses und selbst der brennende Flügel wird nur theilweise beschädigt, diejenigen Zimmer aber, wo das Kind gelegen, sind fast gänzlich zerstört, die Decken eingestürzt, sein ganzer Inhalt nicht mehr vorhanden. Der Schmerz der Eltern, namentlich der Mutter, ist über allte Beschreibung. Fast ebenso trostlos gebärdet sich die Amme. Sie versichert,

die Kleine nur einen Augenblick verlassen zu haben, um etwas für die Nacht zu holen. Bei ihrer Rückkehr habe sie einen Brandgeruch bemerkt, und schon die Thüre des Vorzimmers verschlossen gefunden. Auf ihren Hülferuf kommen die übrigen Dienstboten herbei, die Thüre wird gesprengt, Rauch dringt ihnen entgegen, auch die zweite Thüre ist verschlossen und, ehe es gelingt, diese mit Gewalt zu öffnen, schlagen die hellen Flammen aus den Fenstern, und es ist nicht mehr möglich sich den überall brennenden Räumen zu nähern. Diese Umstände zeigten deutlich von einer überlegten, absichtlichen Brandstiftung, wodurch zugleich der Tod des kleinen Kindes herbeigeführt werden sollte. Von diesem selbst fand man unter dem Schutt und den Trümmern keine Spur, die Wiege war gänzlich verbrannt, so daß es fast schien, als sei in deren unmittelbaren Nähe zuerst das Feuer entstanden. Dennoch hielt man es für möglich, daß die Hand, welche den Brand angelegt, vorher das Kind geraubt habe, aber die sorgfältigsten Nachforschungen führten nicht auf die allerentfernteste Spur und selbst ein Verdacht war gegen Niemand zu begründen, denn der Graf sowohl, als die Gräfin waren eben so allgemein beliebt, als den Abscheu vor dieser That Jedermann theilte. So ging denn dies tragische Ereigniß vorüber, ohne daß die mindeste Aufklärung deshalb zu erlangen gewesen wäre, und ließ nichts zurück, als einen unvertilgbaren Schmerz in den Herzen des Grafen und der Gräfin, der bei der Letzteren durch den bald darauf erfolgten ebenfalls plötzlichen Tod ihres Gatten noch vermehrt wurde.

Egon zweifelte, nachdem er sich dies Alles, welches die Gräfin öfter erzählt hatte, in die Erinnerung zurückgerufen, wie gesagt, keinen Augenblick länger an der Wahrheit von Wlarika's Aussage. Der Zigeuner, der sich vorher wahrscheinlich mit der Oertlichkeit genau bekannt gemacht hatte, war, nachdem die Amme das Zimmer verlassen, in dasselbe gestiegen, hatte das Kind geraubt, und, um seinen Raub zu verdecken, Feuer angelegt, nachdem er vorher die Thüren von innen verschlossen.

In Egon stand diese Ueberzeugung fest, und seinetwegen hätte es der Anerkennung jener Gegenstände, welche er in der Zigeunerhütte gefunden, nicht bedurft. Er ging mit dem Arzte nochmals zu der Todten hinauf, um sich wiederholt zu überzeugen, daß sie wirklich gestorben und ihr Mund für immer geschlossen sei. Sie lag starr mit demselben widerlichen Ausdrucke, welchen der Kampf mit dem Tode ihr aufgedrückt hatte, nur war ihr Gesicht leichenartiger geworden, und die Wärme, welche noch eine Zeit lang das entschwundene Leben nachgelassen, bereits einer eisigen Kälte gewichen.

Ein Blick genügte, um sich zu überzeugen, daß die Seele aus diesem Körper entflohen sei. Egon betrachtete ihn stumm mit bitteren schmerzvollen Gefühlen. Wie mächtig hatte diese alte verachtete Zigeunerin in sein Schicksal eingegriffen! Wie hatte ihre ränkevolle Bosheit ihn zu Handlungen gezwungen, zu welchen ihn im offenen Kampf keine Macht der Erde würde bewogen haben! Aber das Amt der Vergeltung hatte bereits ein Höherer übernommen – ihm lag es nicht mehr ob es auszuüben.

Und war sie nicht selbst in ihrer eignen Schlaueit gefangen worden, hatte sie einen Nutzen, einen Lohn von all' ihren Ränken, von all' ihrer Schlechtigkeit gehabt – auch *er* nicht, die Haupttriebfeder all' dieser Verworfenheit. Aber er lebte noch – er war erreichbar, und unwillkürlich preßte Egon bei diesem Gedanken die Hand auf die Terzerolen in seiner Brusttasche, ein Blick auf die Todte jedoch, auf dies widerlich entstellte Antlitz – ein Gedanke an die Lieben, für die er jetzt sorgen und handeln mußte – verscheuchten die trüben verworrenen Regungen der Rache bald aus seiner Seele; noch eine Zeit lang stand er in sich versunken, stumm die Todte betrachtend vor deren Lager, dann wandte er sich und kehrte, als eben die Sonne leuchtend über die schon entlaubten Waldgebirge emporstieg, nach Greifenstein zurück.

SIEBENTES KAPITEL.

Es blicket die Verlass'ne vor sich bin,
Die Welt ist leer.
Geliebet hab' ich und gelebt, ich bin
Nicht lebend mehr.
Ich zieh' mich in mein Inn'res still zurück,
Der Schleier fällt,
Da hab' ich Dich und mein vergang'nes Glück,
Du meine Welt!

Adelbert v. Chamisso.

Bei seiner Ankunft im Schlosse überzeugte sich Egon sogleich, daß eine Verheimlichung der gemachten Entdeckungen nicht ausführbar sei. Elise, welche die ganze Nacht gewacht hatte, flog, als er eintrat, an seine Brust, und drückte ihn lange sprachlos an sich; auf dieselbe Weise umschlang er die geliebte Gattin, denn auch er bedurfte Zeit, ehe er im Stande war seinen Empfindungen Worte zu verleihen.

»Du bist schon auf und völlig angezogen?« fragte er endlich.

»Schon auf? – Glaubst Du im Ernst, Egon, ich hätte schlafen können, ehe Du zurück warst – ich habe geharrt und geharrt, in jedem Geräusche glaubt' ich Dein Kommen zu vernehmen; so ist mir die Nacht in der peinlichsten Unruhe vergangen, wenn auch vielleicht nicht so qualvoll, wie Dir!«

»So qualvoll wie mir? wer sagt dir das, Elise!«

»O! versuche mich nicht zu täuschen – Stracke hat mir erzählen müssen, obgleich Du es ihm verboten – ich habe ihn so lange gebeten, bis er Deinem Befehle ungehorsam wurde –«

»Er ist ein Schwätzer!« unterbrach sie Egon.

»Nicht doch, nicht doch, Egon, er ist ein braver treuer Diener; zürne ihm nicht, daß er die Angst Deiner Elise nicht länger sehen konnte – – und willst Du mir nun nicht sagen, wer unsere Malfi ist?« setzte sie mit niedergeschlagenen Augen hinzu.

»Malfi?« erwiderte Egon, der nicht recht wußte, was er von dieser Frage zu halten habe, da es ihm unbekannt

war, in wie weit Elise bereits von den Vorgängen unterrichtet sei, »was bezweckst Du mit dieser Frage?«

»Versuche mich nicht zu täuschen, mein Egon! vertraue der Liebe, der Stärke Deines Weibes – ich habe gelobt, Leid und Freude mit Dir zu tragen, in guten und bösen Tagen Dir zur Seite zu stehen – stets werde ich meines Versprechens eingedenk sein – aber verschweige mir nichts – wie es dann auch kommen mag – Du sollst mit Deiner Elise nicht unzufrieden sein.«

Egon umschlang die edle Gattin, zog sie zu sich und erzählte – er schilderte mit den redenden Farben des Lebens, und auch Elise zweifelte, nachdem sie die mitgebrachten Gegenstände gesehen, keinen Augenblick länger daran, daß Malfi wirklich ihre so nahe Verwandte sei. O! wie zog sie es hin zu der geliebten Freundin, und wie sehr erbangte sie wieder, ihr diese Nachricht mitzutheilen. Die Zukunft lag in einem dunklen undurchsichtigen Schleier gehüllt vor ihren besorgten Blicken. Was wird Malfi empfindet, wenn sie in Egon nun doch nicht den Bruder erkennt, wird nicht die Liebe zu ihm in ihrem Herzen wieder neu erwachsen? Welche Kämpfe, welche Schmerzen sind ihr vorbehalten – der armen, lieben Malfi! und Egon? wie wird es mit ihm sein? hatte er nicht selbst in jener Stunde gestanden, wo er um sie geworben, daß er eine solche Liebe, wie er sie gegen Malfi empfunden, ihr nicht zu bieten vermöge! und nun? – Bei diesem Gedanken blickte sie unwillkürlich Egon an, der nachdenkend und stumm an ihrer Seite saß, in den leeren

Raum des Zimmers sah und eben so, wie sie vorher, den in ihm wechselnden Empfindungen anheim gefallen war.

»Was beschäftigt Dich so sehr, mein Egon?« fragte sie leise, fast schüchtern.

»Mich? – bedarf es einer Antwort, Elise! – aber weiß Malfi, weiß meine Mutter auch, weshalb ich gestern Morgens fortging? wie bist Du eigentlich zu dieser Kenntniß gelangt?«

»Bald nachdem Du das Schloß verlassen, sprach, man allgemein davon – irgend Jemand außer Dir muß von Bruno's Brief gewußt haben. Die Mutter erzählte es mir zuerst, und Malfi ist ebenfalls davon unterrichtet.«

»Nun, so hilft kein Heimlichthun mehr, und es ist Noth, daß gehandelt werde. – Komm Elise, komm hinüber – sie sollen Alles erfahren, was ich weiß, und noch heute soll ein Bote fort nach Steinau! – Ist es Dir vielleicht lieber, wenn Du mich nicht begleitest?« fragte er nach einiger Zeit, während welcher Elise absichtlich zu zögern schien.

»Wenn Du nicht einen besondern Werth darauf legst, so erlaube mir hier zu bleiben – das lange Wachen hat mich angegriffen – ich möchte –«

»Ich verstehe Dich, meine liebe, liebe Elise,« unterbrach sie Egon, indem er sie in seine Arme schloß, »ruhe Dich aus, ruhe, ohne Besorgniß und Kummer! – Vertraue auch Du Deinem Egon, so wie er fest auf Dich baut.«

Sie schmiegte sich fester an ihn, zerdrückte ungesehen eine Thräne in ihrem Auge und entließ ihn mit einem langen innigen Kusse.

Egon fand seine Mutter und Malfi fast in derselben Verfassung wie Elise. Die Letztere sah besonders bleich aus, und der ängstlich fragende Blick verrieth ihm nur zu deutlich, wie verschieden von ihrer anscheinend äußeren Ruhe die Empfindungen ihrer Seele seien. Egon schlug vor diesen Blicken die seinigen nieder, er hielt es für besser sie zu meiden, als sie jetzt, wo es in ihm selbst noch so heftig wogte und tobte, zum Probiereisen seines eigenen Herzens werden zu lassen.

Fast ehe eine besondere Aufforderung an ihn erging, begann er seine Erzählung und vollendete sie, ohne daß ihn weder seine Mutter noch Malfi nur ein einziges Mal unterbrochen hätten. Selbst, als er geendet, dauerte dies Schweigen noch fort, es schien fast, als wisse Niemand, wie er nun dies wieder so ganz veränderte Verhältniß einleitete solle.

»Freuest Du Dich nicht, Malfi?« sagte er, kaum selbst wissend, was er sprach, »daß Du nun Gewißheit über Deine Eltern hast – Elise freut sich sehr,« setzte er, das Unpassende seiner Frage fühlend, hinzu, »in der Freundin ihres Herzens eine so nahe Verwandte gefunden zu haben.«

»Freuen?« erwiderte Malfi mit einem unendlich schmerzlichen Blick, – »meine Eltern bleiben ja immer todt – ich muß nun wieder an andere Todte denken, die ich auch nie gekannt habe! – ach! ich weiß fast selbst nicht mehr, wer ich bin – immer fremder – immer einsamer – immer unglücklicher!«

Die Fürstin schloß das bewegte Mädchen, das vergeblich mit den Thränen kämpfte, in ihre Arme und sanft ruhte sie auch jetzt an der Brust, der sie so oft ihre kleinen Schmerzen vertraut hatte.

Egon trat an's Fenster und blickte in die Gegend hinaus, denn auch sein Auge begann feucht zu werden; aber Niemand sollte es bemerken.

Gewaltsam bekämpfte er die innere Erregung und trat nach einiger Zeit, anscheinend ruhig, wieder zu den Frauen. Sanft ergriff er Malfi's Hand, deren Gesicht noch immer auf dem Busen der Fürstin ruhte.

»Sei nicht so traurig, liebe Malfi,« sprach er, »uns bleibst Du ja immer, was Du warst – und hast Du nicht noch einen Bruder gefunden?« setzte er mit bebender Stimme hinzu, indem er fühlte, daß er seine Kraft überschätzt habe.

»Ich danke Dir, daß Du mich daran erinnerst, erwiderte leise Malfi, indem sie ihre großen thränenfeuchten Augen zu ihm aufschlug, – »es ist wahr – Rudolph soll ja jetzt mein Bruder sein!«

»Noch heute geht ein reitender Bote an ihn ab,« fuhr Egon fort, dem es klar wurde, daß er dem Gespräche nothwendig eine andere Wendung geben müsse, »er soll die hier gefundenen Sachen mitnehmen, damit sie von denen, die darum wissen, anerkannt werden – Rudolph wird wohl fast der Einzige sein, der eine ungetrübte Freude in dieser Entdeckung erhält, und kaum dürfte eine

Einladung für ihn nöthig sein, um ihn so schnell als möglich in die Arme seiner geliebten, so lange verloren geglaubten Schwester zu bringen.«

Egon hatte absichtlich viel gesprochen, damit nur nicht wieder ein für jeden der Anwesenden so peinliches Schweigen eintreten möchte; auch die Fürstin, die bis dahin mit ihren eignen Empfindungen nicht fertig zu werden vermochte, redete jetzt in diesem Sinne, billigte Egons Vorschlag, berechnete die Zeit, wann der Bote von Steinau zurück, wann Rudolph selbst eintreffen könne, und ergoß sich nachher in eine längere Trostrede gegen Malfi, ohne daß sie selbst die von ihr angeführten Gründe anerkannte, und in dem Gefühle, daß dies eben so wenig von ihren Zuhörern geschehe.

Der Bote ritt noch am selben Tage nach Steinau ab, und nahm einen langen Brief Egons an Rudolph, nebst sämtlichen in der Zigeunerhütte gefundenen Sachen mit. Malfi hatte es abgelehnt gleichfalls an Rudolph zu schreiben; sie vermochte es noch nicht den schwesterlichen Ton gegen ihn zu finden; auch fühlte sie sich selbst von den Ereignissen zu sehr ergriffen, um die nöthige Ruhe zum Schreiben zu erlangen. Der Ruhe aber bedurfte sie dazu, denn es war nicht die Freude, welche ihr den Brief zu diktiren hatte, die Aufgabe für sie bestand vielmehr darin, das wahre Gefühl ihres Herzens nicht durchblicken zu lassen, damit des neu gefundenen Bruders Freude nicht durch die Ahnung ihrer Leiden vermindert werde.

Es war eine trübe peinliche Zeit für die Bewohner Greifensteins, in welcher man auf die Rückkehr des abgesandten Boten harrete. Zweifelte gleich Niemand daran, daß Malfi wirklich Rudolphs Schwester sei, so vermied es doch Jeder davon zu reden, obgleich Jedes Gedanken sich fast mit nichts Anderem beschäftigten. Schien es doch, als habe das Schicksal es sich vorgenommen mit den Gefühlen der dabei betheiligten Personen ein grausames, berechnetes Spiel zu treiben. Erst ließ es Egons und Malfi's Herzen in Liebe sich finden, nur um sie hart und schnell wieder zu scheiden, indem es das Gespenst einer nahen Blutsverwandtschaft zwischen sie schob, welches beide zwar fürchteten, niemals aber so recht von Grund ihrer Seele anerkennen mochten. Die Zeit heilte diese Wunde, die Vernunft redete so lange und so oft, bis das widerstrebende Herz sich beruhigte. Als wolle es Ersatz für diese Leiden senden, wurde nun der edlen liebenswerthen Elise stille Neigung gekrönt und wieder fanden sich zwei Herzen, die einander eben so nah verwandt, einander eben so würdig waren. Die Sonne lächelte freundlich und heiter herab, Gatten- und Geschwisterliebe verband die glücklichen Menschen, und Malfi ruhte, wenn sie den herzlichen Händedruck des Bruders empfangen, beglückt an dem Busen der Mutter, an dem Herzen einer Freundin, welche sie nicht mehr beneidete, weil sie es nicht durfte. Da, mit einem Male fährt wieder ein Blitz aus heiterer Luft in diesen von edlen Menschen durch die Besiegung ihrer Leidenschaften nicht ohne Kampf errichteten Tempel – seine Säulen erbeben, der

Grundbau, worauf er steht, ist erschüttert – und Jeder harrt ängstlich, sich selbst nicht trauend, ob nicht die hellen Flammen bald hervorbrechen und das Werk der Zerstörung beginnen werden!

So waren die Empfindungen derjenigen, deren Schicksale uns so lange beschäftigt haben. Das bisherige offene zutrauliche Entgegenkommen hatte aufgehört, Jeder befürchtete die wunde Stelle des Andern zu berühren und ihm dadurch einen Schmerz zu verursachen, der nothwendig seine Rückwirkung auch auf ihn äußern mußte. Elise war es zuerst, welche hier den richtigen, ihrer würdigen Ton zu finden wußte. Sanft und mit dem Ausdrücke der innigsten Liebe, aber offen redete sie zu Egon, er erkannte, daß sie ihn ganz auch in seinen geheimsten Empfindungen verstehe, und sie, weit entfernt deshalb mit ihm zu rechten, oder auch nur bemüht, dieselben abzuleiten, und auf sich allein zu beziehen, sie selbst machte ihn darauf aufmerksam, daß die jetzt gesteigerte Theilnahme für Malfi in seinem Herzen nothwendig in der Natur desselben begründet sei, daß sie ihn selbst weniger achten würde, wäre es nicht der Fall, und bat ihn fast flehend, so daß es ihn zu Thränen rührte, allein seinem Herzen zu vertrauen, welches ihn gewiß und sicher den rechten Weg führen würde, und nicht zu glauben, daß er ihr durch den Ausdruck einer erhöhten Theilnahme gegen Malfi, die derselben ja so sehr bedürfe, den mindesten Kummer verursache. Er drückte sie nach dieser Unterredung lange und fest an seine

Brust, und athmete seit jenem Augenblicke zum ersten Male beruhigter und freier.

Malfi zeugte[?] deutlich das Bestreben sich zurückzuziehen – ihr Gefühl sagte ihr, daß sie dem ungetrübten Glücke Egons und Elisens entgegenstehe. Weshalb sonst diese unheimliche Stille? weshalb kein Ton der Freude, daß ihre Geburt von edlen Eltern endlich entdeckt sei? weshalb anders, als die Befürchtung, die Liebe Egons zu ihr möge wieder erwachen und sein jetziges Glück zerstören. Sie selbst erzitterte, erbebte davor, sie kannte ja seine alle Dämme durchbrechende Leidenschaft; – siegte auch bald wieder seine bessere Natur, was half es hier, wo jeder unbewachte Augenblick, eine nie zu vertilgende, Friede und Glück raubende Erinnerung hervorbringen konnte! Sie bangte vor ihrem eignen Herzen, vor der Möglichkeit, daß ihr auch noch das Einzige, was ihr geblieben: das Bewußtsein, nur unverschuldetes Leiden zu tragen, geraubt werden könne. Es war ein schwerer, harter Kampf, der sie zu dem Entschlusse brachte, von allen, die ihr lieb waren, von der Fürstin, die sie als Mutter verehrte, von Egon, dessen Bild jetzt wieder in dem Zaubерlicht einer nie ganz verloschenen und nun hochaufleuchtenden Liebe in ihrem Herzen stand, von der Freundin, die ihr so theuer war, zu scheiden, und hinaus zu gehen, weit fort zu fremden unbekannten Menschen – ihren nächsten Verwandten. Erst als sie zu diesem Entschlusse gekommen war, und denselben als einen unabänderlichen in sich befestigt hatte, wurde sie ruhiger, gefaßter. Es zog die Friedhofsstille der Entsagung in

ihr Herz, wie sie die junge Nonne empfindet, welche am Altare, statt des geträumten Brautkranzes, den Schleier empfängt, um aus dem kurzen Leben, das der Schmerzen und Täuschungen schon so viele geboten, in das Asyl des Klosters zu fliehen und einer neuen Täuschung anheim zu fallen, die ihr selbst das Glück des Schmerzes verkümmert. Aber sie fühlte, daß es so sein müsse, daß sie auf ihr eigenes Glück keine Rücksicht nehmen dürfe, sollte es denen, die sie liebte, erhalten bleiben, sie erkannte, daß ihr nichts bleiben könne, als das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung, und war daher fest entschlossen dasselbe um jeden Preis sich zu erhalten.

Die Fürstin war von Allen fast am befangensten, sie sah ein, daß eine Aenderung des jetzigen Zustandes nothwendig eintreten werde, und daß diese das ruhige Glück, welches sich über dem Abend ihres Lebens zu verbreiten schien, wenn nicht ganz zerstören, doch sehr vermindern müsse. Das Gebäude, woran sie ihr ganzes Leben gebaut, das Glück ihrer Kinder, es begann zu wanken; ihr selbst war ja eine andere Freude kaum zu Theil geworden und deshalb mochte sie dem Gedanken immer noch nicht Raum geben, daß nicht irgend ein Ereigniß dies Alles wieder ausgleichen könne, und sie ihr Haupt niederlegen werde, ohne das Bewußtsein, die Ihrigen hier nicht in Freude zurückzulassen, mit hinüber zu nehmen. Sie entwarf eine Menge von Plänen, deren Unausführbarkeit ihr eben so bald einleuchtete, alle waren sie vorzugsweise auf Malfi's Glück berechnet, denn jetzt, wo diese allein vom Schicksal als Opfer ausersehen zu

sein schien, wo der Gedanke ihres Verlustes ihre widerstrebende Seele beschlich, jetzt erwachte die Liebe zu ihr, dem Kinde, das sie erzogen, bei dessen Entwicklung sie alle Sorgen, alle Freuden einer Mutter empfunden mehr denn je in ihrem Herzen, wie dies immer der Fall ist, wenn wir ein Gut, das wir besessen und dessen Werth wir während des Besitzes kaum erkannt haben, verlieren sollen.

Während sie Egon und Elise mehr sich selbst überließ, lebte sie fast nur für Malfi. Sie vermied es zwar, über die eigentliche Ursache ihres Kammers sich auszusprechen, weil sie das Herbeiführen einer jeden bestimmten Erklärung fürchtete, aber sie behandelte sie mit einer Innigkeit und so zarten Liebe, daß dies einen lindernden wohlthuenden Eindruck auf das Herz des Mädchens zu machen nicht verfehlt haben würde, hätte nicht der Gedanke: auch diesem Glücke, ach! fast dem einzigen, was sie noch besaß, ebenfalls entsagen zu müssen, sie mit banger Trauer erfüllt. Aber sie vergalt der Mutter dadurch, daß sie sich vornahm, ihren Entschluß solange als möglich geheim zu halten, um auch ihr die letzten Tage ihres Beisammenseins nicht zu verkümmern, denn sie hatte es sich fest vorgenommen mit ihrem Bruder gemeinschaftlich Greifenstein zu verlassen. So war denn statt der ersten dumpfen unheimlichen Stimmung eine wehmuthsvolle elegische eingetreten, in welcher sich Jeder bestrebt, in dem Gefühle, daß es doch bald anders werden müsse, dem Andern so viel Liebe als möglich zu beweisen. Keiner berührte auch nur durch die leiseste Andeutung

die schmerztonende Saite in dem Herzen des Andern, und doch war das Ganze nichts weiter als ein schmerzvoller, wenn auch harmonisch erbebender Accord in den Seelen dieser sich liebenden so eng verbundenen Menschen!

Die Rückkehr des Boten zerstörte diesen Zauber; die rauhe Wirklichkeit zersprengte die Saiten jener sanft aber unbestimmt ertönenden Aeolsharfe, und zwang Jeden zu zeigen, wie es sich in seinem Herzen gestaltet habe. Rudolph schrieb mit der unverkennbarsten aus jedem Worte hervorleuchtenden Freude. Sämmtliche Gegenstände waren anerkannt, und hatten sich am Tage des Brandes bei dem Kinde befunden. Die Amme lebte noch, bei dem Anblicke des Kissens und des übrigen kleinen Anzuges war sie in Thränen ausgebrochen und hatte sofort versichert, grade dies Alles habe die Kleine angehabt, an dem Abende des Brandes, sie selbst habe ihr es kurz vorher, wie sie noch ganz bestimmt wisse und nie vergessen werde, angezogen. Bei der Nachricht, daß das Kind lebe und jetzt ein großes hübsches Fräulein sei, welche Vorstellung sie im Anfange gar nicht fassen konnte, habe sie vor Freude eben so viel, als früher vor Kummer geweint, und nur gebeten, ihre alten Augen, ehe sie sterbe, das Kind, woran sie so viele Jahre in Schmerzen gedacht, noch einmal erblicken zu lassen. Auch die übrigen Sachen seien an dem verhängnißvollen Abende alle in jenem Zimmer gewesen, so daß mithin jeder Zweifel, daß Malfi die verlorne Schwester sei, gehoben wäre.

»In wenigen Tagen,« schrieb Rudolph weiter, »eile ich mit der alten Amme, der ich dies habe versprechen müssen, Deinem Boten nach – ich zähle die Stunden, die Minuten! meine theure Emma kann mich leider nicht begleiten, weil sie nicht so weit in dieser rauhen Jahreszeit reisen darf. Sie grüßt vorläufig tausendmal. Auf Wiedersehen, mein liebes Schwesterchen, auf Wiedersehen Egon, bald, bald bin ich bei Euch.«

Euer *Rudolph*.

So war es also ausgesprochen, was Niemand mehr bezweifelt hatte; daß Malfi nicht Egons Halbschwester, sondern eine geborne Gräfin von Steinau sei. Sie selbst hatte immer noch am meisten gehofft, es möge dennoch vielleicht nicht so sein, denn ihr Herz wurde auch am meisten von dem kalten eisigen Hauche des Schicksals berührt. Der Brief Rudolphs, obgleich in den herzlichsten Ausdrücken abgefaßt, weckte bei ihr nur wenig Sympathie für ihn; ihr Gefühl war verletzt durch den mehrmaligen Wechsel ihrer angeblichen Blutsverwandten, auch mußte sie ja für den neugefundenen Bruder den opfern, der nichts anders sein durfte; sollte sie nicht ewig der Schmerz verlorne Liebesglückes verfolgen. Am meisten fühlte sie sich zu ihrer alten Amme hingezogen. So lebte doch noch ein Wesen in dem weiten fremden Lande, wohin sie jetzt aus der geliebten theuren Hemath vor sich selbst fliehen mußte, das an ihrer Wiege gesessen, das sie als hilfloses Kind auf den Armen getragen und gepflegt hatte. Es war ein sonderbarer aber doch rein menschlicher Zug ihres Herzens, daß sie, in dem Gedanken, diese

Frau dort zu haben, eine weit größere Beruhigung fand, als darin, daß sie künftig bei ihrem Bruder und dessen Familie leben werde.

Nun aber verschwieg sie ihr Vorhaben nicht länger, und wie sehr man sie auch mit Bitten bestürmen mochte, sie blieb fest. Die Fürstin bat, die letzten wenigen Monate, welche sie noch zu leben habe, sie nicht zu verlassen; Malfi schüttelte weinend den Kopf und flehte, ihr den Kampf nicht zu schwer zu machen. Elise hatte sicher darauf gerechnet, sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen, denn sie selbst wünschte es von ganzer Seele. Lange stellte sie ihr alle die Gründe vor, welche ihren Wünschen das Wort redeten, und dachte ihrem Ziele nahe zu sein, als Malfi mit ihrer sanften melodischen Stimme erwiderte:

»Beantworte mir eine Frage, meine geliebte Elise, aber wahr und wahrhaftig, und von Deiner eignen Antwort soll es abhängen, ob ich gehe oder bleibe. Würdest Du an meiner Stelle bleiben? wolltest Du nicht auch fort, als es weit weniger nothwendig war? – Du schweigst Elise? – Du siehst nun selbst ein, daß ich gehen muß, und nicht wahr, Du wirst mich nun, eben weil Du mich lieb hast, nicht mehr bitten zu bleiben.«

Die beiden Freundinnen hatten sich nun verstanden, jede ehrte der andern Schmerz, aber jede erkannte auch, daß es für jetzt nicht anders sein könne.

Egon war von Denjenigen, die es versucht hatten Malfi's Entschluß wankend zu machen, am wenigsten dringend gewesen. Er hatte ihn, wie er Malfi kannte, vorausgesehen, ja sogar erwartet, er würde, so weh es seinem Herzen that, irre an ihr geworden sein, hätte sie ihn nicht gefaßt, auch hatte er keinen Augenblick die Nothwendigkeit davon verkannt. Aber ungeachtet dieser Erkenntniß zog sich seine Brust krampfhaft bei dem Gedanken zusammen, daß der Tag, an dem Malfi scheiden werde, nicht mehr fern sei. Es war ihm, als solle er etwas verlieren – für immer verlieren, das mit seinem innersten Sein verbunden war, und es gab Augenblicke, wo er alle seine Kraft zusammennehmen mußte, um nicht diesem einzigen mächtigen Gefühle alle übrigen seiner Seele unterzuordnen.

In solcher Stimmung fand der ankommende Rudolph seine Freunde und Verwandte. Das Wiedersehen und die Begrüßung zwischen ihm und Malfi waren von beiden Seiten, besonders aber von der Schwester in ihren äußern Ausdrücken weniger herzlich, als es Beide sich vielleicht vorgenommen hatten. Des wirklich gefühlvolle Mensch bedarf immer Zeit, ehe er einen inniger Bund zu schließen vermag, und es genügt nicht, daß uns das Schicksal plötzlich Jemand als unsern nächsten Verwandten hinstellt, um ihn zu lieben. Die Stimme der Natur hat in vielen Fällen ahnungslos geschwiegen, und oft ist eine Sympathie verwandter Seelen irrig dafür gehalten worden. Auch die Begrüßung ihrer Amme hatte sich Malfi,

und auch wohl diese anders gedacht. Sie erblickte eine starke, gutmüthig aussehende alte Frau, die sie fragend und verlegen lächelnd eine Zeit lang betrachtete, und dann des Bewunderns über die schöne Gräfin, die so groß geworden, kein Ende finden konnte. Doch lebte man sich in wenigen Tagen mehr ein, Malfi erkannte in Rudolph einen biedern redlichen Menschen, der ihrer ganzen Achtung und schwesterlichen Liebe werth war, wenn auch seine Lebensansichten mehr aus der Oberfläche als der Tiefe geschöpft zu sein schienen. Auch die Alte wurde zutraulicher und ihre Zärtlichkeit für Malfi äußerte sich immer natürlicher, je freier sie sich zu bewegen anfang.

Rudolph war entzückt, daß Malfi mit ihm nach Steinau ziehen wolle, und obgleich er anfänglich einige Bedenken gegen eine Reise in der jetzigen Jahreszeit hegte, so ließ er sie doch bald fallen, als er, mit der Geschichte Egons bekannt, den Entschluß seiner Schwester aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten anfang.

Der Tag der Abreise war festgesetzt, Rudolph hatte nach Hause geschrieben, nur noch eine Woche, dann sollte Malfi einen Ort, eine Gegend verlassen, die bis jetzt die stummen Zeugen all' ihrer Freuden, all' ihrer Leiden gewesen waren. Die Vorbereitungen zur Reise raubten noch die wenigen Stunden, welche den bald Getrennten noch vergönnt waren. Die Gedanken und Zurüstungen vor einer beschlossenen Trennung sind sie nicht fast schmerzlicher als der Abschied selbst? Darum ist es immer besser ein schnelles Scheiden! ein schneller Tod besser als

ein langsames Hinsiechen, wo jeder der Zurückbleibenden die Qualen des Zustandes, welcher nach dem Sterben eintreten wird, unendlich oft fühlt. – Hier war es anders, ganz anders, denn es war nicht bloß eine Trennung des Aufenthaltes, es war die Trennung eines immer noch bestehenden Seelenbündnisses, was bezweckt wurde. Nur deshalb mußte Malfi fort, deshalb verließ sie die Mutter, welche sie gebeten bei ihr zu bleiben und ihr zur Seite zu stehen in ihrer Sterbestunde, deshalb verließ sie die Freundin, deren Herz sie nicht gehen hieß, deshalb verließ sie ja ihn, an dem ihre ganze Seele hing, mit dem sie jetzt für ewig verbunden wäre, hätte nicht die Bosheit ein frevelhaftes Spiel mit ihr getrieben. Je näher der Tag ihres Scheidens heranrückte, je mehr war Egons Seele einzig und allein mit ihr, die für ihn dies schmerzliche Opfer brachte, beschäftigt. Er hatte keinen andern Gedanken mehr, als Malfi – er sah sie wieder in den glücklichen berausenden Erinnerungen ihrer kurzen Liebe. – Er hörte wieder das Stammeln ihres Mundes, sah wieder die glänzenden beseligten Blicke ihrer Augen, fühlte wieder den ihn durchbebenden Hauch ihres Kusses! Wild, wild begann es wieder in ihm zu toben, es kamen Augenblicke über ihn, wo er Alles hätte zerstören mögen, Malfi zuerst, dann sich – Alles, Alles, um nur diesem langsam marternden, unerträglich qualvollen Zustande ein Ende zu machen. Und dazu mußte er ruhig, ja selbst heiter erscheinen, denn er durfte ja ihren Kampf nicht erschweren, dazu mußte er in das freundliche liebevolle Auge seines Weibes blicken, aus dem er, fast gegen seinen

Willen, auch nicht den Schatten eines Vorwurfs oder des Mißtrauens herauslesen konnte. – O! wär' es vorüber! – wär' sie fort! – fort! – die arme Malfi! seufzte er oft leise aus der Tiefe seiner Brust, bis ihn wieder die Vorstellung des Abschiedes und ihres Seins nach demselben in die alte Nacht der Verzweiflung zurückwarfen.

Er vermied es mit Malfi zusammenzukommen, er wollte es wenigstens, aber es ließ ihn nirgends rasten, wo er sich befand; es waren ja nur noch wenige Tage, wo er sie sehen, ihre Stimme hören, durch ihre Augen tief in ihre Seele blicken konnte – dann war es ja vorbei für immer! Jeder Augenblick, den er nicht bei ihr war, kam ihm wie ein Verbrechen vor, das er beging. So trieb es ihn zu ihr – stieß es ihn fort, wenn er bei ihr war – und alles was er litt – das litt sie, die Arme, die da scheiden mußte, im weit erhöhten Maße, und all' diese Schmerzen mußte sie fest, fest in sich verschließen, durfte sie keiner Seele vertrauen, vor Allen denen nicht, die sie so sehr liebte.

So nahte der Tag des Scheidens heran. Der Reisewagen stand gepackt, der Abend, welcher der letzten Nacht vorherging, die Malfi in Greifenstein zubringen sollte, senkte sich über das Thal. Man sprach wenig, man drückte sich stumm die Hände, sah sich freundlich wehmuthsvoll an – aber die Herzen waren zu voll, als daß die Sprache ihnen zu Gebote gestanden.

Noch war das Licht des kurzen Wintertages nicht ganz geschieden, als Egon neben Malfi saß und sein unsteter Blick gewährte, daß der Zufall alle die Uebrigen aus dem

Zimmer entfernt habe. Wie ein elektrischer Strahl durchzuckte ihn diese Entdeckung: Nur einmal noch mit ihr reden, nur einmal sie noch an dein Herz drücken! das hatte er sich hundert Mal als eine unumgängliche Nothwendigkeit hingestellt und diesem Gedanken eben so oft als verwerflich entsagt. – Jetzt! jetzt! – jetzt mußte es dennoch geschehen!

»Malfi,« begann er mit leiser unsicherer Stimme: »Malfi, wenn sich wieder der Abend herniedersenkt – dann bist Du schon fern von uns Allen.«

Die Arme vermochte ihrer Bewegung nicht Herrin zu bleiben, sie fühlte, daß sie die hervorbrechenden Thränen nicht zurückhalten konnte, und wollte sich erheben, um zu entfliehen.

»Nicht doch, nicht doch, meine Malfi,« fuhr Egon rascher fort, sie wieder zu sich niederziehend – »geh' nicht fort, ich bitte, ich flehe darum, eine kurze Minute schenke dem noch, den Du einst so sehr liebtest – den Du noch eben so liebst! – erbebe nicht, Du Gute,« setzte er melancholisch hinzu, »daß ich dies weiß, hast Du je geglaubt, ich wüßte es nicht? – O! Malfi, es war dort Oben anders beschlossen, als wir es gedacht – aber den Bund unserer Seelen, den laß uns deshalb nicht als etwas Verwerfliches betrachten, der darf bestehen bleiben, wie uns das Schicksal auch zu einanderstellen mag! – Soll ich auch Dein Bruder nicht mehr sein, so laß mich Dein Freund, Dein treuer, treuer Freund werden! Stoße mich nicht zurück, meine Malfi,« rief er leidenschaftlich ihre Hände ergreifend, »gönne mir noch eine, o! nur noch eine Minute

des vergangenen Glücks! sage es mir, daß Du mich immer noch liebst, wie eine Schwester! wie eine Freundin! wie eine Geliebte! gleichviel, welchen Namen man der Empfindung unseres Herzens aufdrückt, sie bleibt deshalb doch das, was sie ist – sage es mir! sage es mir, Du meine theure Malfi, es ist ja die letzte Gunst, die ich in diesem Leben von Dir erbitte!«

Er umschlang sie und zog sie an sein Herz, sie widerstrebte nicht, still und regungslos lag sie an seiner Brust! – auch er redete nicht mehr, sein Haupt war auf das ihrige herabgesunken und, wie er das zitternde Mädchen in seinen Armen hielt – da wichen allmählig die wilden Geister seiner Leidenschaft, er wurde sanft und fromm, Thränen entströmten seinen Augen, und er fühlte es, daß er jetzt in diesem Augenblicke Malfi entsagt habe.

Still und ungehört war Elise, während Egon die letzten leidenschaftlichen Worte sprach, in das Zimmer getreten, und hatte, gegen ihren Willen, gesehen, wie Malfi an das Herz dessen gesunken war, den sie zu meiden im Begriff stand. Eben so still und ungehört entfernte sie sich wieder, ihre Blicke hatten voll Schmerz und zugleich voll tiefen Mitgefühls auf Beiden geruht.

Niemals erfuhr Egon, daß seine Gattin Zeuge dieses Augenblicks gewesen, als er später selbst davon redete, hörte sie ihn still lächelnd an, ohne auch da ihre Mitwissenschaft kund zu geben.

Malfi riß sich zuerst los.

»O! Egon! Egon!« rief sie angstvoll, »warum auch *das* noch?«

Er wollte reden, trösten, aber man brachte Licht, und ihm blieb, statt der gehofften Beruhigung seiner stürmischen Gefühle, nur der Stachel des Vorwurfs der geliebten Scheidenden Schmerzen noch vermehrt zu haben.

ACHTES KAPITEL.

Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm in's frische Leben
Meinen Segensspruch:
Muß das Herz Dir brechen,
Bleibe fest Dein Muth,
Sei der Schmerz der Liebe
Dann Dein höchstes Gut.

Adelbert v. Chamisso.

Malfi verschwand aus dem Zimmer und kehrte zu Egons höchster Betrübnis nicht wieder zurück, auch die Fürstin erschien nicht. Rudolph war der Einzige, der dem Verstimmtten, Gedankenvollen Gesellschaft leistete. Das Gespräch wollte auf keinem Gegenstande haften, sprang ohne Uebergänge von einem zum andern und wurde eben so oft wieder abgebrochen, als der Versuch es zu beleben gemacht ward. Da brachte Elise die Nachricht, daß die Fürstin, welche schon einige Tage über Unwohlsein geklagt hatte, bedenklicher erkrankt wäre, daß sich ein Fieber eingestellt, und daß zu befürchten sei, ihr altes

Uebel, woran sie schon im vorigen Winter gelitten, habe sich wieder eingestellt.

Egon eilte sogleich zu seiner Mutter, die er leidender fand, als er es gedacht hatte. Malfi saß an ihrem Bette und hielt die Hand der Kranken in der ihrigen, diese sah angegriffen und, wie es ihm vorkam, sehr verändert aus. Mit freudigem Lächeln benachrichtigte sie Egon, daß Malfi ihr versprochen habe, bis zu ihrer Genesung nicht zu reisen, sondern während ihrer Krankheit bei ihr zu bleiben.

»So wird mir doch wenigstens das Glück zu Theil werden,« fuhr sie fort, »in meinem letzten Augenblicke alle meine Lieben um mich zu haben, ich danke meinem Schöpfer, daß er mir diese Krankheit, von der ich nicht wieder genesen werde, schon jetzt, und nicht erst nach meines theuren Kindes Abreise gesandt hat.«

Malfi sprach kein Wort, sie legte nur ihren Kopf auf die heiße abgezehrte Hand derjenigen, die sie als ihre Mutter verehrte, und erhob sich nicht wieder, so lange Egon anwesend war.

»Mutter,« sprach dieser, »liebe, beste Mutter, wozu diese trüben Bilder? verscheuche sie, wenn es Dir möglich ist – wir bedürfen Alle so sehr des Erhebens unserer geistigen Kraft. – Ein leichtes Unwohlsein hat Dich befallen, ein vorübergehendes Erkältungsfieber, wie es in dieser Jahreszeit so gewöhnlich ist – aber ich will sogleich zum Arzt schicken, oder ist bereits nach ihm gesandt?«

»Malfi hat es bereits gethan, und er wird wahrscheinlich bald erscheinen – aber weder seine Bemühungen,

noch Eure Liebe werden das verhindern, was kommen wird. – Wozu soll ich mich, wozu wollt Ihr, meine Kinder Euch mit Täuschungen erfüllen, welche die nächste Zukunft zerstören wird. Schon längere Zeit habe ich das sichere Gefühl meines nahen Endes gehabt, es wird bald, vielleicht eher als Ihr es selbst glaubt, erfolgen.«

»Du bedarfst jetzt vor Allem der Ruhe, Mutter, ich will Dich daher verlassen, damit Du sie finden mögest. Wenn der Arzt kommt, laß mich es wissen.«

So sprach Egon, drückte der Mutter Hand und entfernte sich, offenbar ohne diejenige Theilnahme geäußert zu haben, welche er, bei einer weniger erregten Stimmung seines Herzens, der theuren Kranken bewiesen haben würde. Wie unendlich schwer ist es aber auch, unser eigenes Ich selbst dann einem andern auch noch so geliebten Gegenstande unterzuordnen, und das Mitgefühl lebendig und wahr für ihn erstehen zu lassen, wenn wir mit unsern eignen Angelegenheiten wirklich so recht innerlich beschäftigt sind.

Fast in keinem Augenblicke zeigt es sich mehr, wie weit wir mit der Durchbildung unserer Seele gekommen sind, und nur Menschen, welche nie Selbsterkenntniß und die Beherrschung ihrer Leidenschaften sich zur steten Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, wird es gelingen in der Veredlung ihres Selbst so weit zu gelangen, um auch über diesen letzten Grad des Egoismus den Sieg davon zu tragen.

Der Arzt kam, verweilte eine längere Zeit, erklärte endlich: eine Diagnose der Krankheit für jetzt noch nicht

geben zu können, verschrieb etwas, ging wieder, um am nächsten Morgen seine Beobachtungen fortzusetzen. Der Reisewagen wurde abgepackt und somit die Reise selbst verschoben.

Egon sah diesen Einrichtungen mit gemischten Gefühlen zu. Es war ihm lieb, daß Malfi's Abreise vorläufig noch nicht statt fand, und doch erblickte er in dem Allen nichts als das Hinausschieben eines doch einmal unvermeidlichen Ereignisses.

Er war mit seinem Herzen fast so weit fertig geworden, daß er sich ein klares Bild von seinem Leben nach Malfi's Abreise geschaffen – das »sich Finden« in diesem Zustande sollte der Zeit vorbehalten bleiben – aber das Schwerste schien doch überstanden – er war traurig, unzufrieden, heftig, weich, wie die augenblickliche Gefühlswelle ihn bewegte, aber in der Hauptsache hatte er mit sich abgeschlossen.

Jetzt begann der alte Kampf von Neuem, jetzt kamen wieder die versuchenden Gedanken, die vom Schicksal ihm geschenkte Frist nicht ungenutzt vorüber gehen zu lassen und ihnen entgegen traten wieder die mahnenden Stimmen seines zerrissenen, getheilten Herzens!

Alles, Alles schien vergebens, alle die Qualen umsonst gewesen zu sein. Aber seinen Gedanken wurde schon am andern Morgen bestimmt eine andere Richtung angewiesen, wie sehr er auch mit sich beschäftigt sein mochte. Der Zustand der Fürstin hatte sich bedeutend verschlimmert. Der Arzt erklärte selbst, daß die Krankheit einen sehr bedenklichen Charakter angenommen habe und daß

mit großer Vorsicht zu Werke gegangen werden müsse. Egon fand seine Mutter bleich, oft und heftig hustend, zu keiner Zeit ganz fieberfrei, doch dabei ihrer Geisteskräfte völlig mächtig. Sie reichte ihm stumm die Hand, die er jetzt mit überströmenden Gefühlen an seine Lippen drückte.

Malfi saß wieder an ihrem Bette, sie hatte dasselbe während der Nacht keinen Augenblick verlassen, und war auch jetzt nicht dazu zu bewegen; selbst der Fürstin Bitten vermochten in dieser Beziehung nichts. Des Mädchens Herz, das schon von Kindheit an mit so großer Liebe an ihr gehangen, es hätte dies nicht mehr der Fall sein können, wäre sie wirklich ihre Mutter gewesen, fühlte sich jetzt noch mehr zu ihr hingezogen. Sie war ja die Einzige, der sie, ohne ihrem Gefühle Zwang anzuthun, den ganzen reichen Schatz ihrer Liebe offenbaren, an deren Herz sie sich noch legen durfte, so wie früher in den Tagen ihrer Kindheit und ihres Glückes, und deren Mitgefühl ihr allein noch das Schicksal gelassen hatte. Denn alle die Uebrigen hatten die Verhältnisse in eine Stellung gebracht, wodurch das alte schöne Band zerstört war. Und selbst dies, das Einzige, was ihr geblieben, sollte sie es nicht binnen Kurzem verlieren?

Auch dieses letzte Glück hatte ihr das Geschick versagt, und sich nur noch die Art und Weise der Ausführung vorbehalten.

Bange Sorge, stechender Schmerz füllte der armen Malfi Brust, die oft von krampfhaft unterbrochenen und unterdrückten Seufzern gehoben wurde. Sie saß still und

regungslos mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt, an dem die Vorhänge heruntergelassen waren, und betrachtete mit gefalteten Händen das blasse leidende Gesicht der Fürstin, auf deren eingefallenen Wangen eine verrätherische Röthe ihr bewegliches Spiel trieb. – Nicht die Rose der Jugend oder der Freude, sondern die Giftblüthe einer üppig emporschießenden tödtlichen Krankheit!

Aengstlich lauschte sie den leisen schnellen Athemzügen – seit langer Zeit hatte zum ersten Male der Schlaf das erregte unstete Auge der Fürstin geschlossen. Je länger sie die Schlummernde betrachtete, je undeutlicher wurden auch die Bilder vor ihren Augen, langsam senkten sich ihre Wimpern, unwillkührlich neigte sich ihr Kopf und wie die äußeren Vorstellungen schwanden, begann die erhöhte Thätigkeit ihres innern Lebens. Es war ihr, als sei sie selbst die kranke Fürstin oder ihre eigne Seele in deren Körper; da empfand sie jede Bewegung der Krankheit, und konnte sich zugleich von außen erblicken. Die Seele der Fürstin war bei ihr, aber nicht sichtbar, und sprach mit ihr über den Zustand ihres eignen Körpers, gleichsam, als ob sie ihr gestatten wolle, sich die Wohnung anzusehen, welche sie so lange inne gehabt, aber zu diesem Zwecke für eine Zeit lang verlassen habe. Sich selbst sah sie schlafend neben dem Bette sitzen, und erkannte deutlich, daß dieser Körper jetzt ohne Seele sei.

»Hast Du Dich nun überzeugt, daß ich dieses Haus bald verlasse?« fragte die Seele der Fürstin, »oder ist es Dir noch zweifelhaft?«

»Noch weiß ich es nicht,« antwortete die ihrige, »aber wenn Du mir gestattest, auch herauszukommen und Deinen Körper zu betrachten, dann werde ich es Dir sagen können.«

»Das ist nicht thunlich, wir beide dürfen uns nicht in Freiheit befinden,« sprach die Seele der Fürstin wieder.

»Aber was hältst Du von mir?« entgegnete die ihrige.

»Von Dir?« – – –

Da fühlte sie einen leisen aber stechenden Schmerz es war, als würde sie gewaltsam fortgerissen – sie erwachte, und der Fürstin Hand hielt die ihrige.

»Was war Dir, mein Kind,« fragte jene, »Du redetest im Schlafe, ein Traum schien Dich zu ängstigen?«

Malfi blickte noch immer träumerisch um sich, endlich gewann sie wieder die Vorstellung der Wirklichkeit.

»Vergib mir theuerste Mutter, vergib mir, daß ich einschlafen konnte, und willenlos Deinen Schlummer gestört habe.«

»Mein liebes, gutes Kind!« erwiederte gerührt die Fürstin, »Du mußt Dir jetzt durchaus etwas Ruhe gönnen – mir zu Liebe wirst Du diese Bitte nicht versagen.«

Malfi ließ es geschehen, daß ein Ruhebett für sie in das Zimmer der Fürstin gestellt wurde, aber nur selten und auf sehr kurze Zeit machte sie davon Gebrauch. Nicht einen Augenblick wich sie von der Kranken, selbst während sie schlummerte war ihre Seele unablässig mit ihr

beschäftigt. Es stellte sich wieder jene geistige enge Verbindung, jener magnetische Rapport zwischen ihnen her, welcher schon im vorigen Jahre während der Krankheit der Fürstin stattgefunden hatte. Je mehr das Leiden der Letzteren zunahm, je auffallender wurde diese Erscheinung. Malfi wußte wieder vorher, wie lange die Fürstin schlafen, wie die Krankheit selbst am Abende, am andern Tage sich äußern würde, und die Fürstin konnte die innere Unruhe nicht bewältigen, hatte Malfi auf kurze Zeit das Zimmer verlassen.

Selbst der Arzt nahm auf ihren Ausspruch Rücksicht, und die Anderen, bei denen jetzt die Besorgniß um die Kranke alle übrigen Gedanken in den Hintergrund ihrer Seele gesetzt hatte, suchten fast nur in Malfi's Reden Trost und Beruhigung. Aber bald kam die Zeit, daß sie vergeblich danach suchten. Wenn die Fürstin von ihrem nahen Tode sprach, so redete Malfi nicht mehr, wie sie es sonst gethan, gegen diese Vorstellung, sondern sie schwieg, und so sehr die bittenden Blicke Egons und Elisens sie auch dazu aufforderten, so sehr sie es selbst wünschte es zu thun – sie vermochte es nicht. Es war ihr, als sei sie ein willenloses Werkzeug einer höhern Hand, der sie unbedingt, auch gegen ihren eignen Wunsch folgen müsse.

Schon sechs Wochen waren seit jenem Tage vergangen, an welchem Malfi Greifenstein verlassen sollte und

die Fürstin erkrankt war. Der Letzteren Zustand hatte sich so verschlimmert, daß selbst der Arzt die Hoffnung zu ihrer Genesung aufzugeben begann. Man vermied es mit einander davon zu reden. Jeder scheuete sich seine eignen Befürchtungen auszusprechen, oder die des Andern zu hören. Eine dumpfe schwüle Stimmung herrschte in den Gemüthern der Bewohner Greifensteins, man erwartete den immer deutlicher sich ankündenden Schlag, und fürchtete doch sich diese Vorstellung klar zu machen. Nur Malfi's Benehmen blieb unverändert, sie kannte nur ein Geschäft: die Pflege der Kranken, und diesem gab sie sich mit der ganzen reichen Empfindung ihrer Seele hin. Ein zarteres, geistig inniger verwebtes Verhältniß als es zwischen ihr und der Fürstin statt fand, ließ sich nicht denken; es war, als ob stets ein Gedanke beide erfülle, als ob nur eine Seele Herrin dieser beiden Körper sei.

Die Sonne blickte nach langer Zeit aus düstern Schneewolken hervor und warf ihren matten wäßrigen Strahl auch in das stille Krankenzimmer zu Greifenstein. Malfi trat an's Fenster und zog den Vorhang zurück.

»Ich danke Dir mein Kind,« sagte mit matter Stimme die Fürstin, »ich danke Dir, daß Du meinen Wunsch erfüllt hast, ehe ich ihn ausgesprochen.«

Malfi ging wieder an das Bett der Fürstin, kniete nieder und legte ihr Haupt still in die gefalteten Hände.

»Nicht wahr? Du fühlst es, daß ich bald von Dir scheiden werde, von Euch Allen, die Ihr mir so lieb seid – sei

nicht traurig mein Kind deshalb, Du weißt ja auch, daß es mir dann wohl geht.«

»Wie sehr, wie sehr verlassen werde ich sein, meine Mutter,« schluchzte Malfi, »wenn auch Du nicht mehr bei mir bist.«

»Es ist anders – alles anders gekommen, als ich es in meiner Kurzsichtigkeit gedacht. – Mein Sinnen und Denken war nur darauf gerichtet Euer Glück zu begründen – und ich selbst bin vielleicht die Veranlassung gewesen –«

»Nicht doch! nicht doch! Mutter, diese Worte kommen nicht aus Deinem Herzen,« erwiderte fast angstvoll Malfi, »denn das meinige schmerzt mich, wenn Du so sprichst! – Wie es gekommen, so hat es Der gefügt, der unser Aller Schicksale lenkt – der jede Blüthe sich entfalten läßt und auch den Hauch des Winters schickt, der sie entblättert!«

»Mein gutes, mein frommes Kind!« sagte die Fürstin, ihre Hand wie segnend auf ihr Haupt legend. Lange schwieg sie, als ob ihre Gedanken eine andere Richtung genommen, dann sah sie Malfi mit trostvollen Blicken an und redete weiter:

»Verzage nicht meine Tochter! verzage nicht! – Sieh, Deine Mutter, die jetzt bald mit dem irdischen Leben abrechnen muß, sie hat nie das Glück gekannt, – dessen Verlust Dich so schmerzt! – Nie habe ich das Entzücken der Liebe empfunden – ich habe mich, verletzt und verkannt, in mich zurückziehen müssen, als ich mein volles warmes Herz so gern hingegen hätte für einen einzigen Augenblick solcher Seligkeit. – Mein Körper alterte, und

auch mein Geist, an ihn gefesselt, mußte in mancher Beziehung dem Gesetze der Natur folgen – aber immer, immer blieb diese Sehnsucht so lebendig in mir, wie zuvor, konnte sie sich gleich nun ruhig, ungeahnet unter der äußern Hülle verbergen. – O! mein theures, geliebtes Kind! es verläßt uns niemals, niemals, dieses Verlangen unserer Seele nach Liebe! noch jetzt, auf dem Lager, von dem ich nicht mehr erstehe, lebt es eben so in meinem Herzen, als in den Tagen meiner Jugend! – Nur unser Körper altert – nicht wir! – *Du* hast es empfunden, wenn auch äußerlich verloren, kann es Dir Niemand mehr rauben! die Erinnerung daran wird der leuchtende Stern Deines Lebens bleiben. – Sie wird Dir diese Stunden stets in einem schönern, herrlichern Lichte zeigen. – Verzage nicht mein Kind! hoffe! vertraue! Auch Du wirst wieder lächeln, und mit dem Gefühle des Dankes Dein Haupt zur Ruhe legen!« – –

Die Fürstin lehnte sich, von dieser langen Rede angegriffen, zurück in die Kissen, aus denen sie, während sie sprach, ihr Haupt emporgerichtet hatte. Malfi weinte über ihrer Hand, die sie mit Thränen und Küssen bedeckte.

»Nimm mich mit Dir Mutter!« flüsterte sie kaum hörbar, laß mich nicht allein hier zurück! – was soll ich hier, wenn auch Du mich verlassen hast!«

Die Fürstin war erschöpft zurückgesunken, ihre Augen ruhten geschlossen, nur ein kaum fühlbarer Druck ihrer Hand deutete an, daß sie Malfi's Worte gehört hatte. Diese ruhte noch eine Zeit lang stumm in der beschriebenen

Stellung, dann blickte sie auf – und wie ein zweischneidiges Schwert zuckte eine entsetzliche Ahnung durch ihr Herz. In der namenlosesten Angst flog sie auf – aus dem Zimmer. Mit Gedankenschnelle stand sie vor Egon, Elise und Rudolph, die in ängstlicher Besorgniß sich über den Zustand der Mutter besprachen. Die plötzliche Erscheinung des Mädchens hatte etwas Schreckenerregendes, Geisterartiges.

»Kommt! kommt!« rief sie mit einem tief zum Herzen dringenden fast schneidenden Ton – und war eben so plötzlich wieder aus dem Zimmer verschwunden.

Alle stürzten ihr nach. Sie fanden die Fürstin in dem beschriebenen Zustande; es war als schlummere sie, aber ihr Athem war kaum vernehmbar. Egon und Malfi knieten auf den Seiten des Bettes, jeder ergriff eine der willenlosen Hände der Kranken. Elise stand neben Egon, Rudolph neben seiner Schwester.

In dem Zimmer herrschte eine lautlose Stille – kein Athemzug war hörbar. Die Augen der Anwesenden ruhten mit angstvoller Spannung alle auf den stillen ruhigen Zügen der Sterbenden.

Da schlug diese die ihrigen auf, blickte fragend, fast verwundert umher, und dann mit dem Ausdrücke der alten innigen Liebe auf jedes ihrer Kinder.

»Seid Ihr Alle da? – Alle? o! wie danke ich Euch dafür. – Meinen reichsten, reichsten Segen Dir mein theurer Egon – – Dir, mein geliebtes Kind – – Dir, Du treue Gefährtin meines Sohnes – – und Dir, dem Bruder meines Kindes! – –«

Auch Elise und Rudolph waren auf die Knie gesunken – Alle weinten – Keiner vermochte zu reden. Elise preßte Egons Hand an ihr Herz und er die ihrige, als wollten sie sich wechselseitig Trost gewähren in dieser bitteren Stunde.

»Mutter! – Mutter!« – schluchzte Egon endlich – »Mutter, Du wirst nicht sterben!«

Da richtete sich die schwache Kranke plötzlich auf, ihr Auge leuchtete von einem verklärten Glanz, und blickte fest in die Sonne, deren Strahlen ihr Gesicht umflossen.

»Lebt wohl – wohl – – ich bin bereit!« sagte sie dann mit klarer deutlicher Stimme – sank zurück – noch ein leiser Hauch – und es war vorüber! – –

War gleich dieser Todesfall vorausgesehen, hatte gleich Jeder mehr oder weniger den Gedanken bei sich schon ausgedacht, wie es sein würde, wenn das nur noch schwach pulsirende Leben bei der Kranken, aufhören, und sie für immer scheiden würde von denen, in deren Mitte sie so lange geweilt – es war doch hier, wie überall, ganz anders, als nun wirklich der Tod seine Hand ausgestreckt hielt über jene bekannten Züge, die in ihrem Ausdruck die Bewegung einer geliebten Seele darstellt, als die Augen für immer geschlossen waren, deren letzter Blick noch so freundlich gelächelt, als der Körper, dessen kleinste Bewegung gekannt und verstanden worden, starr, kalt, und verändert da lag – derselbe noch, und doch etwas ganz anderes.

Der Schmerz, welcher die Seele ergreift, dessen Wogen sie gleichsam gewaltsam überstürzen und zu vernichten

drohen, wenn ein geliebtes Leben erlischt und wir selbst Zeuge von dem Siege des Todes sind, er trat auch hier in seinem vollsten Maße ein. Wie gewaltsam geschäftig faßt die Erinnerung in eine einzige Vorstellung dann Alles zusammen, was uns lieb, theuer oder verehrungswerth an dem Todten gewesen, um uns unsern Verlust noch fühlbarer zu machen!

Wie klammert sich das arme Herz noch an das zurückgebliebene Kleid des Gestorbenen, um dort noch eine Liebe fortzusetzen, deren Aeüßerung zu den Quellen seines Lebens gehört hat, und mit welcher Trauer und Betrübniß muß es doch der sich immer mehr aufdringenden Erkenntniß Raum geben, daß der leblose Leib nicht das gewesen, was es im Leben geliebt hat – daß der Geist seine Wohnung verlassen, und diese nun verfallen ist; gleichviel wie viel Tage oder Jahre oder welcher von den Zeiträumen, die wir Jugend oder Alter nennen, darüber hingeflossen ist. – –

Hier war es nicht anders. Liebten doch Alle die edle Fürstin wirklich und wahr, und waren ihre Herzen doch jedem bessern Gefühle – Freude oder Schmerz – offen und zugänglich. Wozu daher die Aeüßerung desselben hier bei jedem Einzelnen näher beschreiben? Egon vergaß Alles in dem einen Gedanken, daß seine theure Mutter, die er so unendlich geliebt, nicht mehr lebe – Elise dachte neben ihren Schmerz, zugleich ihres Gatten, suchte auch noch diesem Trost und Beruhigung zu geben, so weit sie es vermochte.

Was in dem Innern Malfi's vorging, konnte man aus ihrem Aeußern am wenigsten entdecken. Nach den letzten Worten, welche die Fürstin gesprochen, beugte sie sich über dieselbe und küßte ihre Augen – sie blieben für immer geschlossen nach diesem Kusse der Liebe. Dann, als die Thränen der Uebrigen häufiger flossen und ihre Klagen lauter wurden, versiegten die ihrigen, verstummte ihr Mund. Todtenblässe bedeckte ihr Gesicht und die letzte Spur von Röthe wich von ihren Wangen. Sie war freundlich, still und verließ auch jetzt die Fürstin am wenigsten. Sie selbst besorgte alle jene unheimlichen, oft das Gefühl der Hinterbliebenen so sehr verletzenden Vorbereitungen zu der letzten Handlung, welche mit dem Gestorbenen vorgenommen wird, dem Begräbniß.

Auch während der Nacht wachte sie, nach der Sitte jener Gegend, vor einem brennenden Lichte, bei der Leiche, und keine Bitten der Uebrigen, selbst Egons nicht, hatten sie dazu bewegen können, dies Geschäft Jemand anders zu überlassen.

»Ich habe ihr gelobt sie nicht zu verlassen,« erwiederte sie sanft aber bestimmt, »und ich werde mein Versprechen treulich erfüllen.«

Wieder wehte eine große Fahne von den höchsten Zinnen des Schlosses und entrollte sich in wechselnden Falten schwerfällig gegen den grauen einförmigen Winterhimmel. Sie zierte aber nicht die weiß und grünen Farben der Fürsten von Greifenstein, auch deutete sie kein Fest der Freude an; schwarz und unheimlich wallte sie oben über der Plattform des hohen gothischen Thurmes, der Umgegend verkündend, daß der Tod, der Unerbittliche, auch in dem Fürstenhause droben seine Aerndte gehalten. Drei Tage waren seit jener Stunde entschwunden, und am Abende sollte das Begräbniß der Fürstin vor sich gehen.

Man hatte sie in einen Sarg, verziert mit silbernen Kronen, gelegt, und aus allen Dörfern des kleinen Fürstenthums strömten Menschen herbei, die Todte, welche fast Jedem von ihnen im Leben Gutes erwiesen hatte, noch einmal zu sehen. Die schmerzliche Empfindung bei den Hinterbliebenen war frisch und gewaltsam wieder ange-regt durch diese laute geschäftige Trauer, durch die Vorbereitungen zur Beisetzung selbst, und durch den Gedanken, daß nun bald der Augenblick nahe, wo der Deckel des Sarges sich für immer über die letzten irdischen Reste der theuren Todten schließen werde.

Die öffentliche Ausstellung der Verstorbenen war beendet; der schwarz ausgeschlagene Sarg stand einsam, in ihm lag auf weißer Seide starr und ruhig die Leiche der Fürstin.

Egon, Elise, Malfi und Rudolph kehrten eben aus diesem Saale, wo sie nochmals der Todten ein gemeinsames

Opfer des Schmerzes dargebracht hatten, in das daran stoßende Zimmer zurück. Egon hatte Malfi fast gewaltsam von dem Sarge fortgezogen, an welchem sie immer noch verweilen wollte. In den wenigen Tagen, welche seit dem Tode der Fürstin vergangen waren, hatte sich nicht nur Malfi's ganzes Wesen, sondern auch ihr Aeußeres wesentlich verändert. Sie war still, wortkarg geworden, und schien mit einem Gedanken beschäftigt, der alle übrigen für sie in den Hintergrund treten ließ. Obgleich sie Alles auf die Todte bezog und ihre Seele gewiß immer bei ihr weilte, so war doch keine Thräne ihrem Auge entflossen. War es ihr nicht verstattet bei der Verstorbenen zu sein, so saß sie in sich gekehrt und sah träumerisch vor sich hin; nur zuweilen hatte Egon bemerkt, daß ihre Blicke lange und voll Wehmuth an ihm hingen.

Nicht der geringste Anstug von Roth war auf ihrem Gesichte wieder erschienen, welches überhaupt einen so vergeistigten Ausdruck angenommen hatte, als sei ihr Körper die möglichst zarteste Hülle, welche einer Seele auf dieser Erde zum Aufenthalte angewiesen werden könne. –

Die vier Menschen, denen die Todte so nahe gestanden, saßen still und wortkarg zusammen, ängstlich der langsam schleichenden Zeit lauschend, die den gefürchteten Moment immer näher brachte. Keiner sprach etwas, höchstens hin und wieder eine abgerissene Bemerkung, die zu erwiedern der Andere sich nicht gemäßigt fühlte. Was sollten sie auch reden und sprechen – in solchen

Stunden hat der Mensch genug zu thun, wenn er das Gleichgewicht seines Innern mühsam zu erhalten sucht.

Malfi allein schien von andern Ideen beseelt, schon seit einiger Zeit hatten sich ihre Züge wesentlich verändert, das Träumerische, Sinnende war verschwunden, an deren Stelle waren die Kennzeichen einer gesteigerten Aufmerksamkeit getreten, als lausche sie mit der gespanntesten Erwartung auf etwas was bald eintreten müsse. –

Plötzlich sprang sie auf.

»Hörtet Ihr's? sie rief mich!« sagte sie mit einer so freudigen Stimme, wie man lange nicht von ihr vernommen – eilte auf Egon zu, umschlang seinen Nacken, hauchte einen leisen Kuß auf seine Stirn, und verschwand in der Thüre, welche zu dem Saale der Todten führte, ehe Jemand ihre Absicht errathen konnte.

»Egon! Egon!« rief ängstlich Elise.

»Laß sie!« erwiederte dieser, – »laß sie! bald wird ihr ja auch dieser Trost geraubt.«

Wieder wurde es still in dem Zimmer und es verfloß eine Zeit, wo Jeder des Andern tiefe Athemzüge hören konnte – da tönte der erste dumpfe Ton der Glocke, welche zum Trauergeläute angezogen wurde.

»Ermanne Dich, Egon!« sagte Rudolph, – »es ist Zeit!«

Egon stand auf, strich mir der Hand über die Augen, kämpfte gewaltsam die Bewegung seines Herzens zurück, und trat den letzten schweren Gang zu der geliebten Mutter an.

Als er die Thüre zu dem Saale geöffnet hatte, blieb er wie erstarrt stehen, krampfhaft hielt er sich an den

Pfosten, seine Knie bebten, und seine Augen schienen aus ihren Höhlen heraustreten zu wollen.

»Sie ist todt! – sie ist *auch* todt!« rief er in dem schneidendsten Tone des Schmerzes und stürzte fort.

Als die Andern ihm nacheilten, erblickten sie Malfi, kniend vor dem Sarge der Fürstin, ihre Hände waren gefaltet und der Kopf darauf hinabgesunken, so daß das Gesicht unsichtbar war; auf den blonden Locken aber ruhte die starre Hand der Todten, welcher Malfi offenbar selbst diese Lage gegeben hatte.

»Malfi! Malfi!« rief Egon und hob sie empor – aber ihr Haupt senkte sich noch tiefer, die Arme sanken willenlos hinunter, ihre Augen blieben geschlossen – denn sie war todt! – Ihre Züge boten das Bild des tiefsten reinsten Friedens, und um ihre leise geöffneten Lippen – um diese noch im Tode schönen Lippen – schwebte jenes freundliche Lächeln, welches ihre glücklichsten Stunden verschönte.

NEUNTES KAPITEL.

Laß die Zeit im Fluge
Wandeln fort und fort,
Nur beständig wahre
Deines Busens Hort.

Adelbert v. Chamisso.

Statt der üblichen Art über die ferneren Schicksale der Personen eines Romans kurze Notizen, als Schluß des Ganzen, hinzuzufügen, möge es der Leser uns gestatten einen Moment aus dem spätern Leben Egons ihm zu schildern.

Es war im Herbst des Jahres 1815, als zwei Männer langsam den Kamm eines Bergrückens erstiegen, von dem sich ihnen eine weite entzückende Aussicht in die gebirgige waldige Gegend darbot. Vor ihnen voraus lief ein Knabe von 12–14 Jahren. Sie selbst befanden sich beide in dem Alter der männlichen Kraft und Blüthe. Sie waren nunmehr auf einen Punkt gelangt, von dem aus das Waldgebirge, dicht bei ihnen ansteigend und abfallend, einen großen ungeheuren Kessel bildete; aus diesem sprang eine immer niedriger werdende lange Felsenzunge hervor, worauf, fast auf der Stelle, wo dieselbe mit dem Hauptgebirge zusammenhing, ein zum Theil in Trümmern liegendes Schloß stand. Ganz unten zog der Fluß in seltsamen Windungen sein blaues Band, alle die ihm entgegentretenden Bergrücken geduldig umfließend; und über dieses wildromantische Thal hinüber streifte der Blick weit, weit in ein gebirgiges waldiges Hochland. Die Sonne war bereits untergegangen, aber jene lang anhaltende, glänzende Abendröthe des Herbstes lag über dem ganzen westlichen Horizonte wie ein glänzendes Feuermeer verbreitet, und stieg fast bis in das Zenith der beiden dies Alles stumm betrachtenden Wanderer, der Reflex davon spielte auf dem rothen und gelben Laube der Wälder und fiel an einzelnen Stellen sogar in

das schon dunkle Thal hinab, die schwarzblaue Welle des Flusses mit röthlichem Schimmer färbend.

Die beiden einsamen Männer waren Egon und Rudolph, der Knabe der Sohn des Letztern. Egon hatte, nachdem ihm durch die Rheinbundsacte die Reichsunmittelbarkeit entzogen worden, und von den Erinnerungen an den Tod seiner Mutter und Malfi's stets umgeben, schon im Jahre 1807 Greifenstein verlassen und sich in der Nähe von Steinau angekauft. Das Schloß Steinau selbst, eben dasselbe, welches jetzt zu ihren Füßen lag, wurde im Laufe des Krieges von den Franzosen zerstört und von Rudolph nur nothdürftig theilweise wieder in Stand gesetzt. Als endlich die Stunde der Vergeltung geschlagen, da gürtete auch Egon sein altes Husarenschwert nochmals um, und mußte er gleich ohne seinen Stracke, dessen hohes Alter die Anstrengungen des Dienstes nicht mehr ertragen konnte, in den Kampf ziehen, er focht an der Seite seines Freundes alle die glorreichen Schlachten und kehrte, mit Ehre und Ruhm beladen, in die Heimath zurück. –

Jetzt standen die beiden Freunde auf dem beschriebenen Punkt und blickten, in ihre Empfindungen versunken, in die Landschaft hinaus.

»Sieh diesen goldenen Schimmer, der über der Gegend liegt, sieh! wie manche Berge zu glühen und zu erröthen scheinen – welch warme duftige Farben! selbst tief unten im Thale, wo doch dieser Glanz nicht hindringen kann!« sagte Rudolph.

»Und doch ist's das Bild des Herbstes – es sind die Farben des Vergehens! – es ist schön, unnennbar schön, aber es weckt die Wehmuth, die Trauer! Auch unser Herbst ist nicht fern mein Rudolph! möge er eben so freundlich, still und rein heraufziehen wie diese Nacht! – kein Lüftchen regt sich, kein Ton, auch nicht der kleinste zittert durch die lautlose Stille. – O! es ist ein wunderbares Gefühl, das uns ergreift, wenn die Natur ihr Abendgebet dankt! – Mein ganzes Leben zieht an mir vorüber, alle die vergangenen Tage werden wieder lebendig, und die alten noch immer nicht überwundenen Schmerzen stehen im Gewande der Wehmuth wieder auf! – dort, fern im Westen, unter jenem jetzt erglänzenden Himmel – dort liegen die Gräber derer, die mir so theuer waren, und aus jenem strahlenden Scheine blicken sie selbst auf mich herab!«

»Und hast Du noch keine nähere Kunde über das Schicksal Bruno's?« fragte Rudolph,

»Es ist, wie ich Dir sagte. Wlarika's Fluch scheint in Erfüllung gegangen zu sein, seine Gebeine bleichen auf den Schneegefilten Rußlands! – aber sieh! sieh!« fuhr er fort, »dort unten in Steinau erglänzt ein Licht, das einzige in der weiten unendlichen Gegend! – dort, dort, wo mein liebes, treues Weib als Kind gespielt, wo ihre Wiege gestanden! Ihr wird das Glück wohl nicht zu Theil werden neben ihrem Lager eine Wiege zu sehen und den süßen Namen »Mutter« zu hören. Mein Stamm wird verlöschen mit mir! – Aber komm, komm Rudolph! sie bangt gewiß ob meiner ungewöhnlichen Abwesenheit, und ich sehne

– 540 –

mich, als sei ich lange fort gewesen, sie in meine Arme zu schließen.«